H. misc. 368 v-1

C I 1/4

VIII, 560 SS., 4 Kpf. (incl. Front.)

68/21

071921524

S. 265.

Voltz del. Fleischmann sc.

Originelle Art, ein Fürstenthum wieder zu erlangen.

Hiſtoriſche
Merkwürdigkeiten
in
Erzählungen und Anekdoten.

Zur
Lehre und Unterhaltung
für die gebildete Jugend.

Mit Kupfern.

Erſter Theil.

Nürnberg,
bei Friedrich Campe.
1822.

BSB
MÜNCHEN

Vorwort.

Wenn dieſes Buch wirklich leiſtet, was ſein Titel verheißt, ſo dürfte es ihm vermuthlich an einer gefälligen Aufnahme bei der reifen Jugend, und ſelbſt bei ſolchen Leſern nicht fehlen, die ihre Mußeſtunden einer angenehm-belehrenden Lektüre zu weihen geneigt ſind. Etwas Merkwürdiges hören wir ja alle gerne, beſonders wenn dem Erzähler das Talent einer gefallenden Darſtellung eigen iſt. Wir nehmen es dann auch nicht ſo genau, wenn mitunter manches vorkommt, das für uns den Reitz der Neuheit nicht hat, ſofern es nur an ſich etwas Merkwürdiges iſt. In einer Geſellſchaft kann ja Einigen etwas ſehr bekannt ſeyn, während die übrigen Anweſenden von der ganzen Sache gar nichts wiſſen.

Leſer, mache die Anwendung auf dieſe Merkwürdigkeiten, welche dir hier angeboten werden. Gewiß biſt du ſo billig zu bedenken,

wenn du manchmal auf Bekanntes ſtößeſt, daß hier für Viele geſorgt werden mußte; daß, bei aller Achtung vor deiner Beleſenheit, doch auch mancherlei vorkommen wird, was nicht nur an ſich merkwürdig, ſondern für dich auch etwas Neues iſt, das du in andern Schriften vergebens ſuchen würdeſt, weil es hier zum erſtenmal gedruckt an's Licht gebracht wird. Verzeihung dann dem, was ſchon anderwärts dir, in anderer Geſtalt und Einkleidung, vorgekommen ſeyn möchte. Für Mannigfaltigkeit iſt ja auch hinlänglich geſorgt, und an Belehrung über mancherlei, was keinem Gebildeten unbekannt bleiben ſollte, fehlt es auch nicht. Das Fachwerk, in welches dieſe Merkwürdigkeiten vertheilt worden ſind, erleichtert es auch einem jeden, immer das auszuwählen, was ihm gerade das Angenehmſte ſeyn möchte. – Dieſes Fachwerk wird auch bei der Fortſetzung beibehalten werden, über deren Erſcheinung die günſtige Aufnahme freundlicher Leſer entſcheiden wird.

Inhalt.

I. Aus dem Leben ausgezeichneter Menſchen.

Seite

Chriſtoph Colombus, der Entdecker neuer Länder 1
Thomas Plater. Handwerker und Gelehrter in einer Perſon. 39
Hugo Grotius. Schwediſcher Geſandter am franzöſiſchen Hofe. . . . 50
Aldringer. Kaiſerlicher General. . . 61
Paulus Gerhard. Oberprediger zu Lübben in der Niederlauſitz. . . . 64
Die Prinzeſſin von Ahlen. . . . 69
Cartouche. Ein berüchtigter Räuber. . . 77
Johann Junker. Profeſſor der Medicin in Halle. 83
Helvetius. Philoſoph und Menſchenfreund. . 88
Immanuel Kant. Profeſſor der Philoſophie zu Königsberg. 94
Der Kapellmeiſter Wolf in Weimar. . . 127
Gleim und Seume. 150
Meyer, der Starke. . . . 156

II. Aus Reiſeberichten und Abentheuer.

Die Buccaniers. Eine Seeräubergeſchichte aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert. . . 161
Reiſeabentheuer einiger ruſſiſcher Wallfiſchfänger. 193
Franzöſiſche Verfolgungswuth zur Zeit der Revolution. Eine Deportationsgeſchichte. . 204

III. Aus der Geſchichte der Staaten und Völker.

Seite

Denkwürdigkeiten aus der Geſchichte von Japan. Gemählde unmenſchlicher Grauſamkeiten und Verfolgungen. . . . 225
Fürchterliche Peſt und andere Plagen des vierzehnten Jahrhunderts. . . . 251
Originelle Art, ein verlornes Fürſtenthum wieder zu erlangen. . . . 261
Merkwürdigkeiten von dem Erdbeben in Calabrien. Im Jahr 1782. . . 266

IV. Aus kriegeriſchen Ereigniſſen.

Die Huſſiten vor Naumburg. . . 279
Die Belagerung von Negroponte. Im Jahr 1470. 290
Ein Ritterkampf zwiſchen dem Herzog Chriſtoph von Baiern und dem Grafen von Lublin. 296
Ein kaiſerlicher Ueberfall der Stadt Konſtanz, vereitelt durch den Patriotiſmus eines Bürgers. 301
Die Belagerung von Stralſund, im Jahr 1628. 305
Die Belagerung von Neiße. Eine Scene aus dem ſiebenjährigen Kriege. . . 329
Das Treffen bei Ebersberg, im Jahr 1809. 335

V. Aus dem Gebiete der Wiſſenſchaften und Künſte, der Sitten Gebräuche und Moden.

Hochzeitlicher Luxus der Teutſchen im Mittelalter. 343
Ein ſtattliches Gaſtmahl im fünfzehnten Jahrhundert. 357
Geſchichte der Bärte. . . . 358
Geſchichte der Kutſchen. . . . 370
Verzierungen des Geſichts bei verſchiedenen wilden Völkern. . . . 381

Seite
Seltſame Abneigung von allerlei natürlichen Dingen. 386
Merkwürdige Automate. . . . 388

VI. Aus mancherlei ernſthaften und komiſchen Vorfällen.

Furchtbarer Kampf um eine Königskrone. . 397
Eigene Art der Bekehrung. . . . 399
Die Herenfahrt auf den Brocken. . . 401
Der Arzt wider Willen. . . . 404
Der tapfere Ritter. 406
Das Wunderblut und die Sündenwaage. . 408
Ein komiſcher Tanz. 411
Der Rieſe Miligedo. 412
Unerhörte Mißhandlung der kaiſerlichen Majeſtät. 413
Fürſtliche Großmuth. 417
Blinder Religionseifer. . . . 420
Strenge Rechtspflege. . . . 422
Preiswürdige Eigenſchaften eines teutſchen Kaiſers. 425
Ein Ritterkampf, einzig in ſeiner Art. . 430
Die Hunde im Kriege. . . . 432
Der falſche Prophet. . . . 433
Leibesſtärke. 434
Fürſtliche Lebensweiſe und Geſinnung. . 435
Kindliche Geſinnung. 436
Wie wunderbar das Verbrechen ans Licht kommt. 437
Des Tonkünſtlers Schickſal. . . . 447
Ungleiche Belohnung. . . . 452
Spaniſche Gravität. 454
Künſtlerliſt. 455
Welch ein König! 457
Der Herr und ſein Diener. Eine Inquiſitionsgeſchichte. 460
Eine Heirathsgeſchichte, einzig in ihrer Art. 469
Franzoſenhaß. 477
Dienſtpflicht eines engliſchen Kapitains, auf einem brennenden Schiffe. . . 479
Unmenſchliche Verbrechen. . . . 481

Seite
Der Engländer und der Franzoſe. . . 484
Schreckliche Todesart. . . . 486
Der geitzige Krämer. . . . 488
Königliche Herablaſſung. . . . 492
Der kluge Schäferjunge. . . . 494
Vermählung König Georg der Dritten, mit der Prinzeſſin Charlotte von Mecklenburg=Strelitz. 497
Die Serenade. . . . 500
Der Lehrer in Wort und That. . . 502
Das älteſte Geſetz. 504
Die Wohlthätigkeit des Weiſen. . . 506
Lebensregel des Weiſen. . . . 507
Sonderbarer Einfall eines Gelehrten. . . 509
Originelle Huldigung. . . . 512
Kaufmänniſcher Spekulationsgeiſt. . . 513
Körperſtärke. 515
Ein merkwürdiger Prämientarif. . . 516
Eine Mordgeſchichte, durch einen Affen entdeckt. 517
Der ſeltene Dieb. 519
Der Quäker und der Räuber. . . 524
Die engliſchen Wagehälſe. . . . 526
Ein Hund, der den Glauben verleugnet. . 530
Ein paar Schwänke von Jonathan Swift. . 532
Mißverſtändniß. 543
Der Luftſegler. 544
Amtlicher Beſcheid. 544
Beſtrafte Pedanterie. 545
Die Bedingung. 546
Abfertigung. 546
Ein neuer Titel. 547
Die Menſchenrechte. 548
Eitelkeit. 548
Zurechtweiſung. 549
Mißgriff 549
Der Spaßmacher. 550
Großſprechereyen, Gaſkonaden und Hyperbeln. 550
Einfälle. 556

Hiſtoriſche Merkwürdigkeiten.

Erſter Theil.

I.

Aus dem Leben ausgezeichneter Menſchen.

Chriſtoph Colombus,

der Entdecker neuer Länder.

Jahrhunderte lang machten die Europäer in der Erdkunde nur wenige und ſehr unbedeutende Fortſchritte. Erſt dann, als der niedergedrückte menſchliche Geiſt ſeine Kräfte wieder zu fühlen, und mit größerer Thätigkeit wieder zu üben anfieng, erwachte die Luſt, neue Länder durch die Schifffahrt zu entdecken. Den Weg dazu bahnte die Erfindung des Kompaſſes, von dem man im vierzehnten Jahrhundert den erſten Gebrauch machte. Eine Nadel, die auf den Wogen des Meeres den Weg bahnt, welche die Stelle der Sterne, die man nicht allemal ſehen kann, aufs vollkommenſte erſetzt, und den Pol weit genauer anzeigt, als der Polarſtern ſelbſt — ſobald die Seefahrer dieſen ſichern Führer hatten, waren ſie zu jeder Unternehmung fähig. Die erſten glücklichen Verſuche machten die Portugieſen, eine Nation, thätig, tapfer und unternehmend, wie in jener Zeit nur wenige. Sie beſchifften die Küſten von

Afrika, machten hier viele Entdeckungen und Eroberungen, und fanden endlich, nach der Umſchiffung des Vorgebürges der guten Hoffnung, zuerſt den Seeweg nach Oſtindien. Indem ſie, mit kühnem Muthe, ein Meer nach dem andern beſchifften, und ſich durch Handel immer mehr bereicherten, warf ein Mann von großem Geiſte ſeine Blicke auf die andere Hälfte der Erdkugel, und entdeckte hier mehr als er geahndet hatte — einen neuen Welttheil: Amerika! Colombus, der Entdecker dieſes unermeßlichen Landes, iſt einer jener ſeltenen Menſchen, die man nicht ohne hohe Bewunderung betrachten kann.

Im genueſiſchen Gebiete, nach neuern Unterſuchungen im Caſtell de Cuccaro in Montferat 1447. geboren, zeigte Chriſtoph Colombus ſchon von frühen Jahren an eine entſchiedene Neigung zum Seeweſen. Um ſich zu einem tüchtigen Seemann zu bilden, ſtudirte er daher mit großem Eifer Geographie und Aſtronomie, erlernte Meß- und Zeichenkunſt, und ſobald er vierzehn Jahre alt war, gieng er zur See. Von dieſer Zeit an beſuchte er, binnen wenigen Jahren, alle von den Europäern befahrenen Meere, und kam auf einer ſeiner Reiſen hundert Seemeilen weit über Island hinaus. Ueberall, wo er landete, ſammelte er, unter den Bewohnern der Küſten, Nachrichten von dem Innern des Landes ein.

Ein unglücklicher Zufall hätte beynahe dem Leben des kühnen Seefahrers ein Ende gemacht, noch ehe er Gelegenheit fand, etwas Großes zu unternehmen. Als er ſich eines Tages in der Nähe der portugiſiſchen Küſte befand, gerieth das Schiff, auf dem er fuhr, in Brand. Das ſchnelle Umſichgreifen der Flamme ſchien das Schiff und die Mannſchaft einem unvermeidlichen Verderben preis zu geben. Allein Colombus fand in ſeiner Entſchloſſenheit einen Weg zur Rettung, der vielen Andern ein Weg des Verderbens geweſen wäre. Er ſtürzte ſich ins Meer, ergrief ein ſchwimmendes Ruder, und arbeitete ſich mit Hülfe deſſelben, zwei Seemeilen weit, bis an die portugiſiſche Küſte. Sogleich wandte er ſich nach Liſſabon, und hatte die Freude, hier ſeinen Bruder Bartholomäus anzutreffen, der ſich mit der Verfertigung von Seekugeln und Seekarten beſchäftigte, und bei einer Nation, bei welcher die Schiffahrt im höchſten Flor ſtund, ſehr guten Abſatz mit ſeinen Waaren fand.

Chriſtoph Colombus blieb den Portugiſen nicht lange unbekannt. Als ein guter Seemann fand er überall günſtige Aufnahme, Schutz und Unterſtützung, und machte einige Jahre lang mehrere Reiſen in die neuen portugiſiſchen Entdeckungen. Sehr wichtig für ſein künftiges groſses Unternehmen war ſeine eheliche Verbindung mit der Tochter des Don Pereſtreto, des erſten Stiffters und Statt-

halters der Kolonie zu Porto Santo, und der dadurch erlangte Beſitz der Papiere dieſes Seefahrers. Die Nachrichten, daß man in Porto Santo ohne Eiſen bearbeitetes Holz, Rohr von auſſerordentlicher noch nie geſehener Größe, und zwei fremdgeſtaltete Leichname aufgefiſcht habe, brachten ihn zu der Vermuthung, daß gegen Weſten noch neues Land, und vielleicht ein kürzerer Weg nach Oſtindien zu entdecken wäre. Dieſe Vermuthung wurde noch durch die Beobachtung des Abendwindes, der nur von Zeit zu Zeit bemerkt wurde, und nur einige Tage währte, beſtätiget. Die Länder, deren Daſeyn dieſe Bemerkungen wahrſcheinlich machten, hielt Colombus, nach der Meinung aller Erdkundigen, für Spitzen von Indien, und der Raum zwiſchen denſelben und den azoriſchen Inſeln konnte nicht zu groß ſeyn, um muthige und erfahrne Seefahrer abzuſchrecken. Wenigſtens mußte dieſer Weg kleiner und weniger beſchwerlich ſeyn, als der Weg, den die Portugieſen um die ſüdliche Spitze von Afrika nach Oſt ndien ſuchten. Seine eigenen fortgeſetzten Beobachtungen fand er durch die Aeuſſerungen erfahrner Erdkundigen beſtätiget, und ſeine Begierde nach der Entdeckung anderer Länder wurde durch die fabelhaftſchönen Schilderungen derſelben noch mehr angefeuert. Die Vorſtellung von Gegenfüßlern, die damals von der Vernunft für eine Chimäre, und von der Religion für eine Gottloſigkeit geſcholten

wurde, dünkte ihm unwiderſprechlich gegründet zu ſeyn. Allein hätte er nicht den beherzten Muth eines Helden, mit dem erleuchteten Kopfe und der Beharrlichkeit eines Philoſophen verbunden, ſo würde die Welt vielleicht noch jetzt mit dieſen Entdeckungen unbekannt ſeyn.

Voll von dem Gedanken, eine große Reiſe in die noch unbeſchifften Meere zu unternehmen, wandte ſich Colombus an die Republik Genua, weil ſein eigenes Vermögen lange nicht hingereicht hätte, die Koſten einer ſolchen Ausrüſtung zu beſtreiten. Allein bei den Genueſern, die, mit wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen unbekannt, bei ihren Handlungsunternehmungen nur in dem altherkömmlichen Gleiſe fortzugehen gewohnt waren, fand er kein Gehör; ja, man behandelte ihn ſogar als einen Träumer. Er reiste daher nach Portugal zurück, und eröfnete ſeinen Plan dem Könige Johann. So ſehr dieſer Regent Seefahrt und Handlung begünſtigte, ſo war er doch mit dem Entwurfe, den Handel nach Afrika zu befördern, ſchon zu ſehr beſchäftigt, als daß des Colombus Anträge einen ſonderlichen Eindruck auf ihn gemacht hätten. Er übertrug inzwiſchen doch die Prüfung derſelben einem Biſchofe und zwei jüdiſchen Aerzten, welche die Aufſicht über die bisherigen Entdeckungsreiſen hatten. Sie verlangten, wiewohl ſchon eingenommen gegen den Antrag, eine ſchriftliche Entwicklung des ganzen Projekts. Co-

lombus entſprach dieſem Verlangen, und die erwähnten Kommiſſarien übergaben ſeine Papiere heimlich dem Steuermanne eines zum Abſegeln fertigen Fahrzeuges, mit dem Befehle, einen Verſuch zur Aufſuchung des, von Colombus vorgeſchlagenen Weges zu machen. Allein nachdem dieſer Schiffer eine Zeitlang in den angewieſenen Gewäſſern herumgekreuzt war, kehrte er mit der Verſicherung zurück, daß er nichts habe entdecken können, was Colon's Angaben bewähre, daß folglich deſſen Plan unausführbar ſey.

Es mußte freilich ein Colombus, d. h. ein Mann von kühnem Geiſt und unerſchütterlichem Muthe ſeyn, der einen ſolchen Plan nicht nur zu entwerfen, ſondern auch auszuführen im Stande war. Indeſſen verdroß es ihn mit Recht, daß man ſo treulos gegen ihn gehandelt hatte, und weil er nun weiter auf keine Unterſtützung hoffen konnte, ſo beſchloß er ſich nach Spanien zu wenden, um dort einen neuen Verſuch zur Realiſirung eines Entwurfes zu machen, der, bei jeder neuen Prüfung, ihm immer mehr einleuchtete.

Spanien war damals in zwei Reiche, Caſtilien und Aragonien, getheilt. Jenes beherrſchte Iſabelle, dieſes Ferdinand, beyde durch die Ehe verbunden. Indem Colombus ſich an dieſe zu wenden beſchloß, übernahm es ſein Bruder Bartholomäus, ſich nach England und Frankreich zu

begeben, um durch vielvermögende Perſonen eine Unterſtützung für das große Projekt zu ſuchen; allein er hatte das Unglück, unterwegs von Seeräubern gefangen zu werden, und erhielt erſt nach mehrern Jahren ſeine Freiheit wieder. In Spanien waren die Ausſichten auch nicht günſtig. Zwar hatte Colombus das Glück, einige einſichtsvolle Männer kennen zu lernen, die ihn bei Hofe empfahlen; allein dumpfe Gleichgültigkeit, Gewalt der Vorurtheile und neidiſche Mißgunſt betäubten bald die Stimme eines Privatmannes, der mit zuverſichtlichem Tone von bisher unerhörten Dingen ſprach. Unglücklicherweiſe für ihn war damals der Enthuſiasmus des Hofes, und das Vermögen des Staats in einem Kriege mit den Arabern oder Mauren, die im ſüdlichen Spanien Beſitzungen hatten, erſchöpft. Die Aufmerkſamkeit, deren man ihn würdigte, ſchien mehr auf Befriedigung dringender Empfehlungen, als auf ernſtliche Unterſtützung abzuzwecken. Lange mußte er alle die Vernachläßigung und Verachtung ertragen, womit ſich das ununterſtützte Verdienſte ſo oft von Männern behandeln laſſen muß, die in Aemtern ſtehen, und nur zu geſchickt ſind, zu verachten, was ſie nicht verſtehen. Erſt nach fünf Jahren peinlichen Wartens erhielt er den traurigen Beſcheid, daß man vor Beendigung des Krieges an neue koſtſpielige Unternehmungen nicht denken könne.

Colombus beſaß ganz den Enthuſiasmus, der erfodert wird, um große Unternehmungen raſtlos zu verfolgen. Die zum Ueberdruß erfahrnen Hinderniſſe, weit entfernt, ſeine Standhaftigkeit zu erſchüttern, beſtärkten ihn nur noch mehr in ſeinem Vorhaben. Entſchloſſen, den franzöſiſchen oder engliſchen Hof zu einer ſo ehrenvollen Unternehmung zu bewegen, wollte er ſchon Spanien verlaſſen, als die Lage ſeiner Angelegenheiten plötzlich eine andere Geſtalt gewann. Ein Mann, der am Hofe vielen Einfluß hatte, und der ſich über die gemeinen Vorurtheile erhob, wagte es, der Königin Colons Vorſchläge nachdrücklich zu empfehlen, da ſie weit mehr Sinn für große Unternehmungen hatte, als ihr engherziger, mißtrauiſcher Gemahl. Der Krieg gegen die Mauren war eben glücklich beendigt worden, und das Herz der Königin geneigter, ſich in dieſen berauſchenden Augenblicken allen Empfindungen der Ehre und Vaterlandsliebe zu überlaſſen. Sie nahm jetzt den Antrag der Entdeckungsreiſe freudig auf, und erbot ſich ſogar, da der Krieg die Kaſſen erſchöpft hatte, zur Herbeiſchaffung der Koſten ihre Juwelen zu verpfänden.

Alle Schwierigkeiten waren nun, eben ſo ſchleunig als unerwartet, gehoben. Ein Eilbote wurde abgeſendet, um den Colombus an den Hof zu holen. Die Ehrenbezeugungen, mit denen man ihn überhäufte, und die Bedingungen, die man ihm

gewährte, verſcheuchten bald aus ſeiner Seele alle Vorſtellungen vergangener Mühſeligkeiten. Der König ernannte ihn zum Admiral, mit allen Vorzügen eines Admirals von Caſtilien, imgleichen zum Vicekönige auf dem feſtem Lande und allen Inſeln, die er entdecken würde. Noch ſollte er den zehnten Theil der erhandelten oder verkauften Waaren empfangen, und bei jeder Ausrüſtung eines Schiffs als Mitunternehmer zum achten Theil zugelaſſen werden.

Sobald Colombus dieſen eben ſo vortheilhaften als ehrenvollen Vergleich abgeſchloſſen hatte, eilte er nach dem Hafen Palos in Andaluſien, um die zu ſeiner Reiſe nöthigen Anſtalten zu treffen. Drei Schiffe, wovon das Seinige den Namen Santa Maria führte, wurden mit hundert und zwanzig Seeleuten bemannt. Den Tag vor der Abreiſe begab ſich die ganze Geſellſchaft in feierlicher Proceſſion nach einem nahen Kloſter, empfahl ſich Gott und allen Heiligen, und erhielt Abſolution und Abendmahl. Am folgenden Morgen, es war der dritte Auguſt 1492., ſtieß die kleine Flotte vom Lande ab, in Gegenwart unzähliger Zuſchauer, welche die kühnen Abentheurer mit Blicken und Zurufungen begleiteten. Freudig überließ ſich Colombus der großen Erwartungen, deren glücklicher Ausgang ihm die Verehrung ſeiner Zeitgenoſſen, die Dankbarkeit ſeiner Könige, und unſterblichen Ruhm bei

der Nachwelt verſchaffen ſollte. Die erſten Wochen war die ganze Geſellſchaft voll frohen Muthes, denn noch ſegelte man in bekannten Gewäſſern den canariſchen Inſeln zu. Als Colombus dieſe aber am ſechsten September verlies, und es nun in die unendliche, noch nie befahrne Waſſerwüſte hineingieng, da überfiel die meiſten ein geheimes Grauen. Einer theilte dem Andern ſeine Beſorgniſſe mit, und den Beherzteſten entſank allmählich der Muth, als man ſich immer weiter von den bekannten Gegenden entfernte. Die portugiſiſchen Seefahrer hatten bei ihren erſten Entdeckungen immer noch die Küſte zum Führer gehabt; ein Vorgebürge hatte ſie zum andern gewieſen: aber Colombus, ohne alle Merkzeichen auſſer dem Himmel, und ohne alle Wegweiſer auſſer dem Kompaß, ſtach kühn in das offene Meer, ohne zu wiſſen, welches Ufer ihn aufnehmen, oder wo er einen Ruhepunkt für ſeinen Fuß finden würde. Indem ſich die Schiffleute dieſen und andern ängſtigenden Betrachtungen überließen, wurden ſie immer verzagter, und ihre Unzufriedenheit brach allmählich in lautes Murren aus, beſonders da ſich unerhörte Erſcheinungen zeigten, die ſelbſt die Erfahrenſten und Unerſchrockenſten in Erſtaunen ſetzten. So wich z. B. die Magnetnadel plötzlich um einen Grad vom Nordpole ab, ſo war das Meer hie und da mit Gras bewachſen, und ließ Untiefen und verborgene Klippen befürchten.

Es fanden ſich wohl auch manchmal Zeichen, die auf ein nicht ſehr fernes Land deuteten. Ganze Schaaren von Vögeln flogen über den Schiffen weg, und ſchienen ihnen den Weg zu zeigen. Aber nichts deſto weniger ſtieg die Unzufriedenheit allmählich bis zur Empörung, und alle waren der Meinung, daß man augenblicklich umwenden ſolle.

Das war eine harte Probe für Colombus Muth; und vielleicht konnte nur ein Colombus in derſelben beſtehen. Die Begeiſterung ſeines Kopfes lieh ſeiner natürlichen Standhaftigkeit Stärke. Selbſt kalt und unbekümmert um alles, was nicht ſeinen Plan betraf, nahm er zu der ſanfteſten Sprache ſeine Zuflucht. Er ermunterte ſeine Leute durch die ſchönſten Verſprechungen, und täuſchte ſeine Officiere durch falſche Rechnungen. Allein alle ſeine Bemühungen fruchteten zuletzt nichts mehr, und da er ſich durchaus nicht zur Rückkehr bewegen ließ, ſo machten die Empörer den Anſchlag, ihn über Bord zu werfen. In dieſer verzweiflungsvollen Lage foderte er nur noch drei Tage Geduld, und verſprach, wenn er am Ende derſelben kein Land entdeckte, ſeinen ganzen Plan aufzugeben. Dieſen Vorſchlag ließen ſich die Officiere, und am Ende auch die Seeleute gefallen.

Die Fahrt wurde nun wieder mit günſtigem Winde fortgeſetzt, und immer häufiger zeigten ſich die Vorboten des nahen Landes. Die Züge der

Vögel vervielfältigten ſich, und man erkannte ſie als Landvögel, wofür man die früher wahrgenommenen fälſchlich gehalten hatte. Man fieng ein Stück friſch abgeſchnittenes Rohr und einen Baumaſt mit friſchen rothen Beeren auf. Auch am Himmel machte man Beobachtungen, welche von erfahrnen Seeleuten als Vorboten der Nähe des Landes gedeutet wurden.

Der König von Spanien hatte demjenigen, der zuerſt neues Land erblicken würde, eine jährliche Rente von dreiſſig Thalern verſprochen. Colombus ſetzte noch einen blauen Sammtrock hinzu, und ſuchte das Schiffsvolk in unverrückter Aufmerkſamkeit zu erhalten. Demohngeachtet war er es ſelbſt, der in der Nacht vom eilften October zuerſt zwei Lichter blinken ſah. Bald ertönte von einem andern Schiffe die frohe Botſchaft: „Licht, Licht! Land, Land!" Als der Tag anbrach erkannte man deutlich ein grünes, flaches, mit Holz bewachſenes Geſtade, dem Anſcheine nach die Küſte einer Inſel. Ein Schauer ungeſtümmer Freude durchdrang das Schiffsvolk bei dieſem Anblicke, und beſeelte ihren Anführer mit dem herzerhebenden Gefühl einer gelungenen großen That. Auf ſeinen Befehl wurden ſogleich Anſtalten zur Landung gemacht. Mit entblößtem Degen und fliegender Fahne ſtieg er zuerſt ans Land, küßte den Boden, und nahm im Namen des Königs von Spanien förmlichen Beſitz. Es war eine fruchtbare Inſel.

Das ganze ſtaunende Völkchen der Einwohner ſtund am Ufer, und wußte nicht, was das für Leute wären, die zu ihnen kamen. Sie hatten eine kupferrothe Farbe, und gaben ſich als eine gutherzige, ſorgloſe, friedliche Menſchenart zu erkennen. Die Männer und Mädchen giengen nackt, die Weiber hatten eine baumwollene Matte um die Lenden geſchlagen. Sie hatten nirgends Haare, als auf dem Haupte, worin ihnen auch die Eingebohrnen des feſten Landes von Amerika ähnlich ſind. Dieſe Menſchen lebten noch im ganz rohen Naturzuſtande; die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens erzeugte für die kleine Anzahl von Einwohnern hinlängliche Nahrung; ſie trieben daher kein Geſchäft, hatten noch kein beſtimmtes Eigenthum, ſondern jeder aß, wenn er hungrig war, wo er etwas fand, und ſchlief, wenn er müde war, auf der Erde. Nach den rohen Tönen dieſer Wilden nannte man die Inſel Guanahani, welchen Namen ſie jetzt noch führt. Colombus ſoll ſie San Salvador genannt haben. Nachdem er die Beſchaffenheit dieſer Inſel genugſam erforſcht hatte, beſchloß er ſeine Reiſe gegen Süden hin fortzuſetzen; weil die Einwohner auf Befragen angedeutet hatten, das Gold, wovon ſie einige Zierrathen an ſich trugen, und wornach ſich die Spanier ſo begierig bezeugten, werde in dorthin gelegenen Ländern weit häufiger gefunde, als bei ihne.

Am fünfzehenten October giengen die Spanier

wieder unter Segel, und entdeckten nach einigen Tagen verſchiedene kleine Eilande. Einem derſelben gab Colombus, zur Ehre ſeinen Beſchützerinn, den Namen Iſabelle, und einem andern den Namen Ferdinand, um dem katholiſchen Könige ſeine Hochachtung zu bezeugen. Er ſchloß ſehr richtig, daß dieſe Inſeln zu dem weſtlichen feſten Lande gehörten, welches er ſuchte, und von dem er muthmaßte, daß es bis zu den portugiſiſchen Beſitzungen, in Indien fortlaufen müſſe: daher der Name Weſtindien! Endlich erreichte er die Inſel Cuba, wo er einige Bekanntſchaft mit den Eingebohrnen machte, und von ihnen erfuhr, daß die goldenen Zierrathen, die ſie trugen, von Bohir, einer ſüdweſtlichen groſſen Inſel kämen. Columbus ſteuerte auf dieſe Inſel zu, und erreichte Bohir oder Hayti, wie es die Eingebohrnen nannten, bald, und gab ihm den Namen Eſpagnola, der von den Ausländern in Hispaniola iſt umgebildet worden. Auch hier fand er einen fruchtbaren Boden, und eine gutmüthige, ſchwache, ebenfalls unbekleidet einhergehende, Menſchenart, welche jedoch ſchon in Stämme getheilt war, und Oberhäupter, unter dem Namen der Kaziken, hatte. Er legte hier, nachdem eines ſeiner Schiffe geſcheitert war, das zweite aber ſich von ihm getrennt hatte, um früher nach Europa zu kommen, und die wichtige Nachricht zu überbringen, ein Fort an, ließ acht und dreiſſig Mann von der

Beſatzung ſeines Schiffes darinn, und ſegelte am dritten Januar 1493. nach Europa ab. Am folgenden Tage fand man unvermuthet das verlorne Schiff, und ſetzte nun zuſammen die Reiſe fort.

Die Rückreiſe war glücklich, bis auf einen Sturm, der den leichten und baufälligen Schiffen den Untergang drohete. Am fünfzehenten März landete die kleine Flotte, unter dem Jubel des Volks, dem Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken in dem Hafen von Palos. Sogleich eilte Colombus nach Barcellona, wo Ferdinand und Iſabelle damals Hof hielten, um von ſeinen Entdekkungen Bericht zu erſtatten. Die Begierde, ſich von den nähern Umſtänden einer ſo kühnen Unternehmung zu überzeugen, die ſeltſamen Geburten eines fremden Welttheils, die man zu ſehen, die Wunder, die man zu hören hoffte, hatten Aller Erwartungen geſpannt. Von zahlloſen Zuſchauern umringt, zog der ganze Hof in Prozeſſion aus, um den zu bewillkommen, den man ohnlängſt kaum eines mitleidigen Achſelzuckens gewürdigt hatte. Diejenigen, welche ſeinen Entwurf lächerlich gemacht hatten, waren jetzt die erſten, die ſich mit Ehrerbietung an ihn drängten. Er mußte vor Ferdinand und Iſabellen, wie ein ſpaniſcher Grand, mit bedecktem Haupte, erſcheinen, und durfte ſitzend ſeinen Bericht erſtatten, den alle Anweſenden mit Staunen vernahmen.

Die königliche Gunſt fiel nun im reichſten Maaße auf den Entdecker von Ländern, deren Beſitzname Spanien die größten Vortheile hoffen ließ. Man dachte ſogleich an die Ausrüſtung neuer Schiffe zu einer zweiten Reiſe, und die Hoffnung Schätze zu erwerben, hatte einen ſo mächtigen Reitz, daß an fünfzehnhundert Perſonen, und unter ihnen viele junge Leute, ſich zu Gefährten dieſer Unternehmung herbei drängten. In wenigen Monaten war eine Flotte von ſiebenzehn Schiffen ausgerüſtet, und Colombus, mit noch größerer Gewalt bekleidet, und mit allem verſehen, was zu Entdeckungen, Anpflanzungen und Eroberungen nöthig war, überließ ſich abermals den Wellen, um ſeine Entdeckungen weiter auszudehnen.

Die Erwartungen von dieſer zweiten Reiſe, welche Colombus am fünfzehenten September 1493. antrat, waren auſſerordentlich. Die Neugierde war jetzt geſtillt, und alle, welche die Reiſe mitmachten, ſchmeichelten ſich mit der Hoffnung, ohne viele Mühe in den Beſitz großer Reichthümer zu gelangen. Kein Wunder, daß ſich die meiſten getäuſcht fanden, und daß ſich die Unternehmung mit Mißvergnügen und Unluſt endigte. Auf der Reiſe ſelbſt ereignete ſich kein widriger Zufall; viele neue Inſeln wurden entdeckt, und nach einer ſchnellen und glücklichen Fahrt, eilte Colombus nach Hispaniola, um die zurückgelaſſene Beſatzung wieder zu

ſehen. Allein als er hier mit einer Menge von Miſſionarien, Soldaten und Pflanzern landete, fand er die Feſtung gänzlich geſchleift und die Beſatzung ermordet. Die Spanier hatten, nach des Colombus Abreiſe, alle Zucht und Ordnung vernachläßigt, waren in die Hütten der Indier gedrungen, hatten ihre Weiber, ihr Gold, ihre Habſeligkeiten geraubt. Dieſe Gewaltthätigkeiten, mit thieriſcher Leidenſchaft ausgeübt, benahmen den Einbohrnen den Irthum, als wären ihre Gäſte Weſen von höherer Abkunft. Sie fielen mit bewaffneter Hand über dieſelben her, erwürgten alle ohne Ausnahme, und zerſtörten das Fort. Um ähnlichen Unfällen zu entgehen, legte Colombus eine feſte Stadt an, welche er, zur Ehre der Königin, Iſabella, nannte, und gab ſich alle Mühe, ein gutes Verſtändniß mit den Eingebohrnen herzuſtellen. Allein weder die Klugheit noch die Menſchlichkeit des großen Mannes war im Stande, Ordnung unter ſeinen Gefährten zu erhalten, oder ſie menſchliche Gefühle zu lehren. Sie brachten durch ihr barbariſches Betragen den ſanften Geiſt der Eingebohrnen abermals auf, fiengen unter ſich ſelbſt Händel an, und murrten gegen ihren Führer. Der Goldſand, den ſie fanden, genügte ihnen nicht; ſie verlangten das Goldland. Auch König Ferdinand ſah der Ankunft des erſten Goldſchiffes mit großem Verlangen entgegen. Colombus ſah ſich daher in die traurige Nothwendig=

tkei verſetzt, den Einwohnern einen beſtimmten Tribut an Gold und Baumwolle aufzulegen. Durch Kanonenſchüſſe und große Hunde, welche man auf die nackenden Menſchen hetzte, wurden ſie gezwungen, unter den mühevolleſten Anſtrengungen, das Gefoderte herbeizuſchaffen.

Colombus ſchickte zwölf, hernach vier Schiffe mit Sklaven, Gold und andern Produkten nach Spanien. Er ſelbſt gieng, um das eigentliche Goldland zu finden, auf neue Entdeckungen aus, fand Jamaika, und kehrte, nach vielen erlittenen Drangſalen, welche ihm Krankheit und Mangel an Lebensmitteln verurſachten, nach Hiſpaniola zurück. Hier fand er ganz unvermuthet ſeinen Bruder Bartholomäus, von dem er ſeit dreizehn Jahren nichts mehr gehört hatte. Er war endlich ſeiner langen Gefangenſchaft los geworden, nach Spanien zurück gekommen, und hatte da leicht Mittel und Wege gefunden, der Kolonie ſeines Bruders neue Mannſchaft und Lebensbedürfniſſe zuzuführen. Indeſſen war in dieſer eine allgemeine Unzufriedenheit herrſchend geworden. Viele, die ſich in ihren überſpannten Erwartungen getäuſcht fanden, hatten die Inſel verlaſſen, und waren nach Spanien zurückgekehrt, wo ſie die bitterſten Klagen gegen den Admiral erhoben. Die Feinde deſſelben wußten es dahin zu bringen, daß ein Bevollmächtigter abgeſandt wurde, um alle gegen ihn vorge-

brachten Beſchwerden niederzuſchreiben und dem Hofe vorzulegen.

Colombus hatte nicht Urſache, einen gerechten Richter zu fürchten; aber der Bevollmächtigte war ſein perſönlicher Feind, der nicht nur jeder Klage ungeprüft Gehör gab, ſondern ſie auch herauslockte und in das gehäſſigſte Licht ſtellte. Unter dieſen Umſtänden hielt er am angemeſſenſten, ſelbſt nach Spanien zu reiſen, und ſeine Rechtfertigung perſönlich zu übernehmen. Er ernannte daher ſeinen Bruder Bartholomäus zum Vicegouverneur, und gieng am zwanzigſten März 1496. unter Segel. Durch ſeine Gegenwart in Spanien gelang es ihm zwar, die Beſchuldigungen die gegen ihn vorgebracht worden waren, zu widerlegen, und das Zutrauen Ferdinands und der Iſabella ſich wieder zu erwerben. Dennoch war der Einfluß ſeiner Feinde ſo mächtig, daß es ihm kaum nach einem Jahre gelang, die Ausrüſtung zu ſeiner dritten Reiſe vollendet zu ſehen. Die ſtolzen Spanier machten ſich ein eigentliches Geſchäfte daraus, entweder den Werth ſeiner Entdeckungen überhaupt herabzuwürdigen, oder wenigſtens das Verdienſtliche derſelben zu läugnen. „Nichts ſey leichter geweſen, als die Inſeln zu finden!“ ſagte einſt ein ſolcher unberufener Tadler in einer Geſellſchaft, in der Colombus zugegen war. Ohne ſich dagegen zu äuſſern, nahm er ein Ey, und fragte die Anweſenden, ob

jemand im Stande wäre, es auf die Spitze zu ſtellen? Allerlei Verſuche wurden gemacht, aber alle miß-langen. Da nahm Colombus das Ey, und ſtieß deſſen Spitze ſo hart auf den Tiſch, daß es ſtund. „Nichts war leichter!" riefen jetzt Alle. „Wohl, antwortete Colombus, war nichts leichter, aber niemand dachte daran; gerade ſo hab ich Indien entdeckt."

Da die königlichen Kaſſen immer vom Gelde entblößt waren, ſo würde die Ausrüſtung einer neuen Flotte vielleicht noch länger verzögert worden ſeyn, wenn nicht der Ruhm, eine neue Welt entdeckt und zur chriſtlichen Religion gebracht zu haben, und die Eitelekit, den Portugieſen an Beharrlichkeit nicht nachzuſtehen, alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt hätten. Und ſo ſah ſich Colombus endlich in den Stand geſetzt, im Julius 1498 ſeine dritte Reiſe anzutretten. Der Hof ernannte ihn zum Admiral von Caſtilien, geſtand ihm große Rechte und Vortheile zu, und verſicherte ihm einen ſehr anſehnlichen Theil am Gewinnſte. Die Flotte, die man ihm mitgab, beſtand aus acht Schiffen, auf welchen ſich Soldaten, Berg- und Ackerleute, Handwerker, Tonkünſtler, und auch Weibsperſonen, befanden. Da der erſte Enthuſiasmus verraucht war, und nur wenige Freiwillige die Reiſe mitmachen wollten, ſo belud man die Schiffe mit Verbrechern aller Art, die, mit Entlaſſung eines Theils ihrer Strafe, die Kolonie fortpflanzen ſollten. Daß dieſe

Maaßregel ſehr unglücklich gewählt war, fällt in die Augen, und der Erfolg hat nur zu deutlich die Beſorgniſſe der Einſichtsvollern beſtätiget.

Von den acht Schiffen, die Colombus erhalten hatte, ſandte er drei auf dem kürzeſten Wege nach Hiſpaniola. Mit den andern gieng er auf Entdeckungen aus, fand die Inſel Trinidad, und entdeckte am erſten Auguſt 1498. das feſte Land von Amerika, nahe an der Mündung des Oronokofluſſes. Er nahm ſechs Eingebohrne mit ſich, und kehrte, mit der feſten Ueberzeugung, daß er nun den großen Zweck ſeines Strebens erreicht habe, nach Hiſpaniola zurück.

Es war das Schickſal des großen Mannes, immer mit Schwierigkeiten aller Art, mit Neid und Bosheit kämpfen zu müſſen. Abermals fand er die Kolonie in der traurigſten Lage, die Eingebohrnen durch grobe Mißhandlungen zum Widerſtande gereizt, und die Spanier unter ſich ſelbſt uneinig und in Partheien getheilt. Sein Bruder hatte ſich umſonſt bemüht, Friede und Ordnung zu erhalten, und war mehrmals in Gefahr geweſen, von den Aufrührern hingeopfert zu werden. Es koſtete viele Kämpfe, bis Colombus nur einigermaſſen den Unordnungen ſteuren, und die Empörer zu ihrer Pflicht zurückbringen konnte. Er legte darauf eine neue Stadt an, die zu Ehren ſeines Vaters St. Domingo genannt wurde, welchen Namen man in der

Folge auf die ganze Inſel ausdehnte. Indem er ſeine ganze große Thätigkeit dieſen und andern Arbeiten weihte, und beſtändig mit Klagen beſtürmt wurde, raubte man ihm ſogar die Ehre der Entdeckung des weſtlichen feſten Landes.

Die Kaufleute von Sevilla hatten die Erlaubniß erhalten, auf eigene Koſten nach Entdeckungen auszuſchiffen. Sie ließen 1499. vier Schiffe auslaufen, welche Alonzo de Ojeda, unter dem Beiſtande eines florentiniſchen Edelmanns, Americus Vespucius, der ſich auf das Studium der Schifffahrt gelegt hatte, kommandirte. Dieſe Flotte landete an dem, bereits von Colombus entdeckten feſten Lande; und Americus, der viele Geſchicklichkeit und zugleich gute literariſche Talente beſaß, brachte es durch die erſte Herausgabe einer Entdeckungsreiſe, und durch andere Kunſtgriffe, dahin, daß die neue Welt, mit Zurückſetzung des preiswürdigen Genueſers, nach ihm genannt wurde. Dieß Unglück war indeſſen gering gegen das, was Colombus bald erleiden ſollte. So angelegen er es ſich ſeyn ließ, den Bau der Bergwerke zu betreiben, in verſchiedenen Theilen der Inſel feſte Plätze anzulegen, und dem fruchtbaren Boden die dringendſten Lebensbedürfniſſe abzugewinnen, ſo unüberſteigliche Hinderniſſe fand er in den Geſinnungen ſeiner Untergebenen. Sie gewöhnten ſich weder an Ordnung noch an regelmäßigen Fleiß, ſondern kehrten nach Spanien

zurück, und ergoſſen ſich in die bitterſten Klagen über die Härte, mit der ſie behandelt worden wären. Dieſe Klagen drangen bald zu den Ohren Ferdinands und Iſabellens. Täglich hörten ſie fürchterliche Nachrichten von Mord, von Aufruhr und Plünderung, deren Schuld man der Unfähigkeit oder dem Eigennutz des Admirals aufbürdete. Das übertriebene Gerücht von der Menge Goldes, welches dort in Bächen und Flüſſen strömte, hatte den Geitz der Höflinge entflammt. Alle beneideten den Admiral, und trachteten nach ſeiner Stelle. Um ihn herabzuſetzen, ſtreuten ſie aus, daß er ein ungeheures Vermögen ſammle, und einen Spanier nach dem andern zu entfernen ſuche, um deſto leichter ſich zum Oberherrn in Indien aufzuwerfen.

Ferdinands argwöhniſche Seele war nur zu geneigt, ſolchen Erfindungen der Bosheit Glauben beizumeſſen; zumal da die ſchwächeren Goldſendungen, welche in Spanien ankamen, den Klagen gegen Colombus einen Grad von Wahrſcheinlichkeit gaben. Von den Feinden dieſes großen Mannes beſtürmt, ſandte er daher den Ritter Franz von Bovadilla nach Hiſpaniola, und ertheilte ihm in der Würde eines Oberrichters zugleich das Patent als Statthalter, um ſich deſſen nach Willkühr zu bedienen. Dieſer ſtolze, und mit allen Regungen der Großmuth unbekannte Mann, bediente ſich ſeiner Vollmacht in der weiteſten Ausdehnung, und mit

Zertrümmerung alles deſſen, was irgend einen Schatten von Verdienſt auf des Colombus bisherige Verwaltung werfen konnte. Ohne Verhör, ohne irgend ein gültiges Verfahren, wurde der große Mann augenblicklich in Ketten gelegt, ſeiner Güter beraubt, und auf ein Schiff geſchleppt. Sein Richter ſammelte nun unter der verworfenſten Menſchenklaſſe Anklagen und Zeugen gegen ihn, verband Hohn mit Grauſamkeit, trennte ihn von ſeinen Brüdern, denen er ein ähnliches Schickſal bereitete, und nahm ihnen hiemit ſogar den Troſt, ſich wechſelſeitig in ihren Leiden aufzurichten.

Am liebſten hätte Bovadilla den Colombus zum Tode verurtheilt, und dieſe Strafe ſelbſt an ihm vollzogen. Da er aber dieß nicht wagen konnte, ſo ſandte er ihn in Feſſeln nach Spanien, und erſtattete zugleich dem Hofe einen Bericht, wie er ſich von ſeiner Bosheit denken läßt.

Der ſo tief Gekränkte ertrug auch dieſes Unrecht mit einer Faſſung, die Bewunderung verdiente. Als das Schiff, welches ihn nach Spanien brachte, in einiger Entfernung vom Lande war, nahte ſich ihm der Kapitain deſſelben ſehr ehrerbietig, und wollte ihm ſeine Feſſeln abnehmen; aber Colombus ließ es nicht zu, mit der Aeuſſerung: er trage dieſe Feſſeln auf Befehl ſeines Herrn, dem er Gehorſam ſchuldig ſey. Er wollte es ganz Spanien ſehen laſſen, wie ſein König den Entdecker einer neuen Welt

belohne. In der That machte auch die Art ſeiner Rückkunft ungemeines Aufſehen. Der König und die Königin mußten ſich bald überzeugen, daß ganz Europa ein ſolches Verfahren laut mißbilligen würde. Sobald er daher am drei und zwanzigſten November 1500. im Hafen von Cadix angekommen war, ließen ſie ihm ſeine Feſſeln abnehmen, und erklärten, daß Bovadilla ſeine Vollmacht überſchritten habe. Sie ſandten ihm zugleich eine Summe Geldes, daß er anſtändig bei Hofe erſcheinen könnte. Lange war er nicht vermögend zu reden, als er vor dem König und der Königin erſchien, denn das Gefühl, ſo gemißhandelt worden zu ſeyn, hatte ihm die Sprache verſagt. Endlich erholte er ſich, rechtfertigte ſein Betragen, und widerlegte alle gegen ihn erhobenen Anklagen ſo bündig, daß man an ſeiner Unſchuld nicht länger zweifeln konnte. Es fehlte nicht an Verſicherungen der allerhöchſten Gnade, an Aeuſſerungen der Reue über das Vorgefallene — aber dabei blieb es. Bovadilla wurde nicht beſtraft, und des Vertrags mit Colombus ſchien man ſich gar nicht mehr zu erinnern. Statt ihn, wie er es verlangte, in ſeine Würden wieder einzuſetzen, ſandte man einen andern Statthalter nach Hiſpaniola, und täuſchte ihn durch leere Verſprechungen.

Unwillig verließ Colombus endlich den Hof, trug überall ſeine Ketten mit ſich herum, und verordnete, ſie einmal in ſein Grab zu legen. Er war

nun geſonnen, in ſtiller Abgeſchiedenheit ſein Leben zu beſchließen; allein die Liebe zu dem großen Werke, dem er ſeine beſten Kräfte gewidmet hatte, ließ ihm keine Ruhe. Ueberzeugt, daß noch viel zu thun übrig ſey, wünſchte er noch eine vierte Entdeckungsreiſe zu machen. Noch immer glaubte er, daß das von ihm entdeckte Land mit Aſien zuſammen hänge. Die Wahrnehmungen einiger Reiſenden hatten ihn überzeugt, daß jenſeit dieſes feſten Landes ein Meer ſey, auf welchem man Indien erreichen müſſe; durch die Meerenge Darien glaubte er den Weg dahin zu finden.

Es verfloſſen beinahe zwei Jahre, ehe Colombus ſeinen Wunſch, eine neue Reiſe nach Weſtindien zu thun, befriedigen konnte. Nach langem Anſuchen erhielt er vier kleine Fahrzeuge und 140 Seeleute, mit welchen er am zweiten März 1502. den Hafen von Cadix verließ. Der ſchlechte Zuſtand ſeiner Schiffe nöthigte ihn bald, die ſüdweſtliche Fahrt aufzugeben, und ſeine Richtung gerade nach Weſten zu nehmen. Wider ſeinen Willen trieben ihn ungünſtige Winde auf die Höhe von Hiſpaniola, das er ſo gerne vermieden hätte. Um ſeine Schiffe auszubeſſern und einen bevorſtehenden Sturm abzuwarten, bat er den ſpaniſchen Statthalter um die Erlaubniß, ans Land kommen zu dürfen; aber dieſer war grauſam genug, es ihm zu verweigern. Er ſetzte darauf ſeine Entdeckungsreiſe fort, fand aber

nicht was er ſuchte, und war überhaupt höchſt unglücklich auf dieſer Fahrt. Zwei von ſeinen Schiffen giengen in einem Sturm zu Grunde, die beiden andern ſcheiterten an der Küſte von Jamaika, und nur mit großer Mühe erreichte die Mannſchaft das Land.

Nie hatte ſich Colombus in einer ſo verzweifelten Lage befunden. Abgeſchieden von der Welt, ſchien er zum elendeſten Tode mit ſeinen Gefährten beſtimmt zu ſeyn. Doch während alle verzweifelten, ſann er allein auf Rettungsmittel. Er ſandte zwei ſeiner kühnſten Seemänner in einem hohlen Baumſtamme nach Hiſpaniola, um daſelbſt Hülfe zu ſuchen. Von heißen Wünſchen begleitet, reisten ſie ab; allein es vergiengen Monate, ohne daß man etwas von ihnen erfuhr. Da alle Rettung unmöglich ſchien, ſo überließ ſich jeder ſeinem Ungeſtümm, und die meiſten ergoßen ſich in Drohungen und Vorwürfen gegen ihren Anführer. Bald entzweiten ſie ſich ſelbſt untereinander, und ein Theil begab ſich auf die andere Seite der Inſel. Ihre Roheit gieng ſo weit, daß ſie die Eingebohrnen, die ihnen bisher gutmüthig Lebensmittel gebracht hatten, grauſam mißhandelten. Da ſich nun dieſe zurückzogen, ſo liefen die Unbeſonnenen Gefahr Hungers zu ſterben. Doch Colombus fand auch dießmal in ſeinem unerſchöpflichen Geiſte ein Rettungsmittel. Er hatte berechnet, daß in Kurzem eine ſichtbare Mondfinſterniß

eintreten würde. Dieſe kündigte er den Indianern als Aeuſſerungen des Zorns der Götter, wegen der den Spaniern entzogenen Lebensmittel, an. Die Finſterniß trat ein, und die Inſulaner legten dem Colombus Lebensmittel zu Füßen, ſo viel er nur verlangte, und baten ihn, daß er nur die erzürnte Gottheit wieder verſöhnen ſollte. Colombus verſprach es, und mit großem Jubel bemerkten die Indianer bald die Wiedererſcheinung des Mondes.

Nachdem Colombus die Einwohner wieder gewonnen hatte, verſuchte er auch die Aufrührer zu einem beſſern Betragen zurück zu führen. Es gelang ihm nicht, er ſah ſich vielmehr genöthiget, Gewalt gegen ſie zu gebrauchen. Es kam zu förmlichen Feindſeligkeiten, in welchen mehrere von beiden Seiten verwundet und getödtet wurden. Seine troſtloſe Lage ſchildert am beſten ein Brief an König Ferdinand, der in einem alten Buche voll Manuſcripten auf der Inſel Jamaika gefunden wurde, und in welchem er ſich alſo ausdrückt:

„Herr, Diego Mendes, und die Papiere, die ich ihm mitgebe, werden Ew. Majeſtät, benachrichtigen, welche reiche Goldminen ich in Veragua entdeckt habe, und wie ich Willens war, meinen Bruder an dem Fluſſe Berlie zu laſſen, hätten nicht der Rathſchluß des Himmels und die größten Unglücksfälle es verhindert. Es iſt indeſſen genug, wenn Ew. Majeſtät und deren Nachfolger den Ruhm

und den Vortheil von allem einerndten, wenn die Entdeckung vollendet wird, und die erſten Einrichtungen einem Glücklichern, als dem unglücklichen Colombus, aufbehalten ſind. Gewährt mir Gott die Gnade, ihn (den Mendes) nach Spanien zu führen, ſo zweifle ich nicht, wird er Ew. Majeſtät und meine große Gönnerin überzeugen, daß dieß keine Luftſchlöſſer ſind, ſondern die Entdeckung einer Welt von Unterthanen, Land und Reichthümern, größer als die ausſchweifendſte Einbildungskraft ſie ſich hätte vorſtellen, oder die Habſucht ſelbſt hätte wünſchen können. Aber weder er, noch dieſes Papier, noch die Zunge eines Sterblichen kann die Angſt und die Leiden meines Gemüths und Körpers ausdrücken, noch das Elend und die Gefahren meines Bruders, meines Sohnes und meiner Freunde ſchildern. Seit länger als zehn Monaten haben wir uns hier unter freiem Himmel auf den Verdecken unſerer geſtrandeten und mit Seilen an einander gebundenen Schiffe aufgehalten. Diejenigen von meinen Leuten, die geſund geblieben ſind, haben ſich unter Peras und Sevilla empört, meine mir treu gebliebenen Freunde ſind theils krank, theils geſtorben. Wir haben die Vorräthe der Indianer verderbt, und ſo haben ſie uns alle verlaſſen; deswegen ſind wir dem Augenblicke nahe, vor Hunger umzukommen; und dieſes Elend wird von ſo manchen erſchwerenden Umſtänden begleitet, daß es mich zu dem bejammerns-

würdigſten Gegenſtande macht, den die Welt jemals ſehen kann; gleich als ob das Mißfallen des Himmels der Bosheit Spaniens zu Hülfe käme, und dieſe Unternehmungen und wichtigen Dienſte als Verbrechen beſtrafen wollte."

„Gütiger Himmel, und ihr ſeligen Heiligen, die darin wohnen, möchten doch der König Don Ferdinand und meine erhabene Gönnerin Donna Iſabella wiſſen, daß ich der elendeſte Menſch bin, und daß mein Eifer für ihren Dienſt und ihren Nutzen mich dazu gemacht hat; denn es iſt unmöglich, zu leben, und ſolche Leiden zu erfahren, wie die meinigen ſind. Ich fürchte, und ſehe mit Schrekken meiner und dieſer braven Leute Untergang, welche um meinetwillen ſterben, vor Augen. Ach, Frömmigkeit und Gerechtigkeit ſind zu ihren Wohnungen dort oben zurückgekehrt, und es iſt ein Verbrechen, den Menſchen zu viel Gutes gethan oder verſprochen zu haben. Mein Elend macht mir das Leben zur Laſt, und ich fürchte, die leeren Titel eines beſtändigen Vicekönigs und Admirals haben mich der ſpaniſchen Nation verhaßt gemacht. Es iſt ſichtbar genug, daß man alle Mittel gebraucht hat, den Faden abzuſchneiden, der in Kurzem von ſelber reiſſen wird, denn ich werde in meinen hohen Jahren von unausſtehlichen Podagraſchmerzen gemartert. Ich ſieche nun, und ſterbe mit dieſen und andern Gebrechlichkeiten hin, unter Wilden, wo ich

weder Nahrung noch Arzneien für den Körper, weder Prieſter noch Sakramente für meine Seele habe. Meine Leute haben ſich empört, mein Bruder, mein Sohn und alle meine treu gebliebenen Freunde ſind krank, ausgehungert, und dem Tode nahe. O heilige Mutter Gottes, die du der Elenden und Unterdrückten dich erbarmeſt, warum mußte mich Bovadilla nicht tödten, als er mich und meinen Bruder des Goldes beraubte, das uns ſo viel gekoſtet hatte, und uns ohne Urtheil, ohne Verbrechen, ohne Schein von Verbrechen, in Ketten nach Spanien ſchickte. Ach! dieſe Ketten machen den Schatz aus, den ich jetzt beſitze, und ſollen mit mir begraben werden, wenn ich ja einen Sarg oder ein Grab haben ſollte; denn ich wünſchte, daß das Andenken einer ſo ungerechten und tragiſchen Handlung mit mir ausſtürbe, und zur Ehre des ſpaniſchen Namens auf ewig vergeſſen würde. Wäre es ſo geweſen, o heilige Jungfrau, ſo würde der Statthalter auf Hiſpaniola uns nicht zehn bis zwölf Monate lang, durch Bosheit, ſo groß als unſer Unglück war, dem äuſſerſten Elende überlaſſen haben. O, daß es doch keine fernere Schande auf den caſtilianiſchen Namen bringen, noch künftige Zeiten es erfahren mögen, daß es zu unſern Zeiten ſolche niederträchtige Böſewichter gegeben habe, die ſich Don Ferdinanden durch Vernichtung des unglücklichen und elenden Chriſtoph Colombus, nicht wegen ſeiner

Bemühung eine neue Welt für Spanien zu entdecken, zu empfehlen meintn. Du warſt es, o Himmel, der es mir eingab, und mich dahin führte; weine du alſo über mich, und zeige mir Mitleiden. Und ihr, o verherrlichte Heilige Gottes, die ihr meine Unſchuld kennt, verzeiht dem gegenwärtigen Zeitalter, welches zu neidiſch und zu verhärtet iſt, um über mich zu weinen! Gewiß diejenigen, die noch ungebohren ſind, werden über mich weinen, wenn ſie hören werden, daß Chriſtoph Colombus mit Gefahr ſeines Lebens und des Lebens ſeiner Brüder, mit ſeinem eigenen Vermögen und wenigen oder gar keinen Koſten für die ſpaniſche Krone, in zwanzig Jahren und vier Reiſen größere Dienſte that, als je ein Menſch einem Fürſten oder Königreiche, und daß er dennoch, ohne des geringſten Verbrechens ſchuldig befunden zu ſeyn, arm und elend umkommen mußte, nachdem ihm alles, auſſer ſeine Ketten, genommen war; ſo daß der, der Spanien eine neue Welt gab, weder in dieſer noch in der alten Welt für ſich und ſeine unglückliche Familie eine Hütte fand. Sollte aber der Himmel mich ferner verfolgen, und über das, was ich gethan habe, unzufrieden ſcheinen, als ob die Entdeckung dieſer neuen Welt für die alte unglücklich ſeyn könnte: ſo bringet doch, o ihr guten Engel, die ihr den Unterdrückten und Unſchuldigen zu Hülfe kommt, dieſes Papier zu meiner hohen Gönnerin. Ihr iſt es be=

kannt, wie viel ich für ihren Dienſt und ihren Ruhm gelitten habe; und ſie wird ſo gerecht und gottesfürchtig ſeyn, die Söhne und Bruder desjenigen, der dem Königreiche Spanien unermeßliche Reichthümer verſchafft, und deſſen Beſitzungen mit weitläuftigen unbekannten Reichen vermehrt hat, nicht Mangel an Brod leiden, oder von Almoſen leben zu laſſen. Sie wird, wenn ſie noch lebt, beherzigen, daß Grauſamkeit und Undankbarkeit den Himmel erbittert. Die Reichthümer, die ich entdeckt habe, werden das ganze menſchliche Geſchlecht zum Raube herbei rufen, und mir Rächer erwecken; und die Nation wird vielleicht dereinſt für das leiden, was jetzt ein neidiſches, bösartiges und undankbares Volk begeht."

So ſchrieb Colombus, und wer wird es ihm übel deuten, daß er ſeinem gepreßten Herzen auf dieſe Art Luft machte. Indem er allmählig anfieng, an aller Hülfe zu verzweifeln, und kaum etwas anderes erwartete, als daß er ſein Leben auf Jamaika würde beſchließen müſſen, ſchlug ganz unvermuthet die Stunde der Erlöſung.

Die beiden Spanier, welche es gewagt hatten, auf einem ausgehöhlten Baumſtamme, nach Hiſpaniola zu ſegeln, waren nach zehn gefahrvollen Tagen glücklich daſelbſt angelangt. Ihr erſtes Geſchäft war es geweſen, dem ſpaniſchen Statthalter das Unglück des Colombus zu melden, und ihn um

ſchleunige Hülfe zu bitten. Aber der Grauſame achtete wenig auf ihre Vorſtellungen, und wußte die Abſendung eines Fahrzeuges, unter allerlei nichtigen Vorwänden, zu verweigern. So verfloß ein ganzes Jahr, ohne daß die beiden Abgeordneten ihren Zweck erreichen konnten. Endlich gelang es einem derſelben, ein Schiff für den Admiral zu kaufen, das denn auch zu ſeiner und ſeiner Gefährten Rettung glücklich auf Jamaika anlangte.

Wer mag die Gefühle ſchildern, mit denen dieſe Unglücklichen, nach einem hoffnungsloſen Aufenthalte von mehr als einem Jahr, am acht und zwanzigſten Junius 1504., die Inſel verließen! Bei ihrer Ankunft auf Hiſpaniola empfieng der Statthalter den Admiral, den er recht abſichtlich zu Grunde zu richten getrachtet hatte, mit erheuchelter Höflichkeit, und erwies ihm jede Art äußerer Ehrenbezeugung. Colombus duldete, was er nicht ändern konnte, ſehnte ſich aber nach Spanien zurück. Nachdem er ſein Schiff ausgebeſſert und noch ein zweites dazu gekauft hatte, trat er am zweiten September die Rückreiſe an. Die Unglücksfälle, die ihn ſein ganzes Leben hindurch begleitet hatten, verfolgten ihn bis an das Ende ſeines Laufs. Das eine von ſeinen Schiffen wurde zur Reiſe untüchtig, und mußte bald wieder nach Hiſpaniola zurückkehren. Das andere wurde durch heftige Stürme zerſchmettert, ſegelte 700 Seemeilen weit mit Nothmaſten, und erreichte

mit genauer Noth gegen Ende des Jahrs die ſpaniſche Küſte. Kaum ans Land geſtiegen, erhielt Colombus die beugende Nachricht, daß ſeine Gönnerin Iſabelle vor wenigen Wochen geſtorben ſey. Sie hatte ihn immer geachtet, und auf ſie hatte er noch immer ſeine letzten Hoffnungen geſetzt. Jetzt war niemand mehr übrig, der geneigt geweſen wäre, ſeinen Leiden abzuhelfen, oder ihn für ſeine geleiſteten Dienſte und erlittenen Drangſale zu belohnen. Er wendete ſich zwar an Ferdinand, allein dieſer hatte keine Luſt, die Verträge zu halten, die er unterzeichnet hatte.

Colombus war krank nach Spanien gekommen, und die Ungerechtigkeiten, die er jetzt erfahren mußte, verzehrten vollends den Reſt ſeiner Kräfte. Seine Dienſte waren zu groß, als daß er ſich hätte demüthigen können: ſein ſtolzes Herz hielt es unter ſeiner Würde zu bitten, und ſein emporſtrebender Geiſt konnte ſich unmöglich unter Zurückſetzung beugen. Er gieng nach Valladolid, wo man ihn einen Märtyrer der Undankbarkeit eines Monarchen werden ließ, dem er Weſtindien gegeben, und dem er den Weg zu einem reichern und ausgedehnteren Lande geöffnet hatte, als je eines durch die Waffen der Römer erobert worden war. Vom Gram verzehrt, ſchloß er ſein Leben am zwanzigſten May 1506., in einem Alter von neun und fünfzig Jahren. Sein Bruder ließ den Leichnam des Verſtorbenen zu His=

paniola in die Kirche begraben, und ihm, ſeinem Verlangen gemäß, die Ketten mit ins Grab geben. Jetzt ruhen ſeine Gebeine in der neuen Hauptkirche der heiligen Jungfrau zu Havannah, wohin ſie bei der Abtretung von Hiſpaniola oder St. Domingo an Frankreich, durch den Baſeler Frieden, im Jahr 1796. gebracht wurden.

Von Perſon war Colombus groß und wohlgebildet. Er hatte ein längliches Geſicht, eine Habichtsnaſe, blaue lebhafte Augen und eine weiße Geſichtsfarbe; ſeine Haltung hatte etwas Majeſtätiſches. In ſeiner Jugend hatte er ein röthliches Haar, welches bei ſeinen ſchweren Arbeiten und den ſteten Sorgen und Bedrängniſſen, die ihn durch den größten Theil ſeines Lebens begleiteten, frühzeitig weiß wurde. Uebrigens war ſeine Leibesbeſchaffenheit dauerhaft, er beſaß viel Stärke und große Behendigkeit In einem ſolchen Körper wohnte eine ſchöne Seele. An Großmuth, Verſtand, Unerſchrockenheit, Geduld und Standhaftigkeit hatte er Wenige ſeines Gleichen. Er lebte mäßig, kleidete ſich einfach und war der erſte, der freiwillig auf Vorzüge und Bequemlichkeiten Verzicht that, ſobald Umſtände eintraten, welche ſeinen Gefährten Entbehrungen und Einſchränkungen nothwendig machten.

So war der Mann, den ſeine Zeitgenoſſen häufig verkannten, den ſein Monarch, welchem er ſo

groſse Vortheile verſchafft hatte, mit dem ſchnödeſten Undank lohnte. Erſt ſein Sohn Diego erhielt die Statthalterſchaft über die neuentdeckten Länden — weil er die Nichte des vielvermögenden Herzogs von Alva geheurathet hatte!

Thomas Plater,

Handwerker und Gelehrter in einer Perſon.

Wie die Vorſehung oft aus der Niedrigkeit und Armuth Perſonen hervorziebt, ſie zu den wichtigſten erhabenſten Abſichten gebraucht, und zu angeſehenen Ehrenſtellen emporhebt: davon enthält die Geſchichte jedes Volkes ſchöne Beiſpiele. Hier eines aus der Schweitz, und zwar aus jener merkwürdigen Zeit, da mit der Reformation für die Menſchheit ein neuer ſchöner Tag begann.

Plater wurde am Schluſſe des fünfzehnten Jahrhunderts in den Alpthälern des Walliſerlandes von armen Eltern geboren, die wenig oder nichts zu ſeiner Geiſtesbildung beitragen konnten. Sein Familienname iſt von einer ſteinernen Platte abzuleiten, worauf das Haus ſeiner Eltern, oder vielmehr ihre dürftige Hütte, gebaut war. Frühzeitig verlor er ſeinen Vater, ohne ihn gekannt zu haben, und da die Mutter wieder eine andere eheliche Ver-

bindung eingieng, ſo wurde der Knabe den väterlichen Verwandten zur Erziehung übergeben. Man ſtellte ihn hier an die Spitze einer Heerde Geiſen, und mit Pünktlichkeit und Sorgfalt verwaltete er ſein Hirtenamt, oft unter den größten Lebensgefahren, weshalb man ihn aber auch wieder von dieſer Beſchäftigung entfernte, und der Schule übergab. Der Pfarrer des Orts, ſein Verwandter, übernahm ſelbſt den Unterricht bei dem kleinen Thomas, dem aber die erſten Buchſtabenkenntniſſe weniger behagen wollten, als die freie ungebundene Lebensart bei ſeinen Geiſen. Der wunderliche und ungeduldige Lehrer gab nicht viel gute Worte, ſondern ſuchte bald durch Strafen und harte Peinigungen zu erzwingen, was er gewiß mit Liebe und Nachſicht beſſer hätte erreichen können.

Etwas lernen, ſah alſo der kleine Thomas für die größte Plage an, weil er bei ſeinem Lehrer mehr Schläge als Brod erhielt. Und doch ſollte er ſich einmal dem geiſtlichen Stande widmen, um die Weiſſagung des Biſchofs Schimmer bei ſeiner Firmung zu erfüllen. Dieſer hatte nemlich bei jener Feierlichkeit geäuſſert: „Aus dem Knaben kann einmal etwas Großes werden.“ Die Verwandten gaben dieſer Meinung um ſo lebhafter ihren Beifall, da ſie völlig zu dem Umſtande paßte, daß das Knäblein — an einem Sonntag, während der Frühmeſſe, geboren worden war.

Ein günſtiger Zufall erlöste den kleinen Thomas von der Tyranney des harten Pfarrers. Einer ſeiner Vettern, der ſich auch den Wiſſenſchaften gewidmet, und in Ermanglung an vaterländiſchen Schulen, ſich auf teutſche Schulanſtalten begeben hatte, kam eben von Ulm und München zurück, als Thomas den Unterricht ſeines Pfarrers genoß. Dieſer erbot ſich, den jungen Vetter mit nach Teutſchland zu nehmen um ihn in den ältern Sprachen unterrichten zu laſſen.

Keine Nachricht konnte für den armen Thomas erwünſchter ſeyn als dieſe, denn nun ſah er ſich von ſeinem tyranniſchen Lehrer befreit, und zugleich in den Stand geſetzt, ein freies unabhängiges Leben zu führen. Denn ſchon früher hatte er gewünſcht nach Teutſchland (ſo nannte man damals in Wallis die Schweiz) fliegen zu können, wenn er in ſeinen hohen Alpen die großen Lämmergeyer, gegen über ſeine Geißheerde dahin fliegen ſah. Kaum mochte er vor Freude den Tag ſeiner Abreiſe erwarten. Die Verwandten gaben ihm einen Gulden mit, den er viele Tage lang in den Händen trug, und vor ſich hin mit großer Freude betrachtete, denn nie war er noch Eigenthümer einer ſo großen Summe Geldes geweſen. Dem unerfahrnen Wanderer ſtießen eine Menge wunderbarer Erſcheinungen auf, und eine Heerde Gänſe, die er zum erſtenmal erblickte, ſetzte ihn anfänglich in ſo großes Erſtaunen, daß er nicht anders glaubte,

als eine Menge böſer Geiſter zu erblicken, da ſie ſchnatternd auf ihn zukamen. Paul Sommermatter, ſo hieß ſein Mentor, bewährte aber das Zutrauen ganz und gar nicht, welches Platers Freunde in ihn geſetzt hatten, da ſie ihm den Knaben zur Leitung übergaben. Nicht zur Schule, ſondern zum Betteln und zum Stehlen hielt er den jungen Vetter an, und in Geſellſchaft anderer Vaganten zogen ſie von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und erbettelten den täglichen Unterhalt, ohne die Schule zu beſuchen. Sie durchreisten Baiern und Schwaben, und bettelten ſich bis Nürnberg, ſchlugen den Weg nach Breslau ein, und hielten ſich, ohne aber etwas zu lernen, eine Zeitlang daſelbſt auf. In Dresden raubten ſie Gänſe, und aßen ſie in Geſellſchaft eines ihrer Lehrer, nahmen den Weg über Leipzig, und beſuchten auf eine kurze Zeit die Schule in Halle. So wanderten ſie bald links bald rechts, hielten ſich nirgends lange auf, und der junge Plater lernte nichts als betteln und ſtehlen. Denn das war der Unterricht, den ihm ſein Mentor gab, und der arme Jüngling folgte blindlings, wozu ihm ſein ſchlechter Vetter Anleitung gab.

Endlich kam er doch zum Nachdenken. Er ſah ein, daß eine ſolche Lebensweiſe unerlaubt ſey, und daß es doch zuletzt ein ſchlechtes Ende nehmen müßte. Deswegen lief er eines Tages heimlich davon, und

wanderte nach Schletſtadt in Elſas zu dem dortigen Schullehrer, der Johannes Sapidus hieß. „Das war, ſagt er ſelbſt in ſeiner Lebensbeſchreibung, die erſte Schule, wo es, wie es mir vorkam, recht zugieng. Als ich in dieſelbe kam, wußte ich noch nichts, und war doch ſchon achtzehn Jahre alt; ich ſetzte mich unter die kleinen Kinder, war aber wie eine Gluckhenne unter den Hühnchen.“ Erſt nachdem er von da wieder in ſein Vaterland zurückgekehrt war, fand er Gelegenheit, ſchreiben zu lernen. Bald nachher reiſete er nach Zürich. Seine Lernbegierde, ſtatt unter den bisherigen Hinderniſſen und Schwierigkeiten ſich zu verlieren, erwachte immer ſtärker in ihm. Er kam in die Schule zu Fraumünſter, und ſetzte ſich da in einem Winkel hin mit dem Entſchluſſe, wie er ſelbſt ſagt: In dieſem Winkel willſt du ſtudiren oder ſterben. Myconius, ein Beförderer der Religions- und Kirchenverbeſſerung, die eben damals ihren Anfang nahm, gab in dieſer Schule Unterricht. Platers Abſicht war, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen; eine ſehr nachdrückliche Predigt aber von Zwingli, dem Urheber der Reformation in der Schweiz, über die Wichtigkeit dieſes Amtes und die damit verbundene Verantwortung, bewog ihn, dieſen Entſchluß aufzugeben. Sein Studieren ſetzte er indeſſen, des Hungers und der Dürftigkeit ungeachtet, womit er unabläßig zu kämpfen hatte, ſtandhaft fort. Er

hatte oft mehrere Tage nicht einen Mund voll Brod zu eſſen, ſtillte oft ſeinen Hunger mit einer Brühe von Waſſer und Salz, oder er half blos für's Eſſen Holz tragen. Auch ließ er ſich brauchen, für einen geringen Lohn als Bote über Feld zu gehen. Vorzüglich diente er dem Zwingli und Myconius, oft nicht ohne Lebensgefahr, zu ihrem Briefwechſel, welcher die Ausbreitung der Wahrheit zur Abſicht hatte. Die Nächte durchwachte er größtentheils beim Studieren. Im Lateiniſchen übte er ſich vorzüglich in der Schule; für ſich aber las er, mit Hülfe einer Ueberſetzung, den Lucian und Homer, und bekam Luſt, das Hebräiſche zu lernen. Nachdem er es leſen gelernt hatte, ſchrieb er eine Gramatik dieſer Sprache, während er des Myconius Zimmer heitzte, allmählig vor dem Ofen ab. Eine Krone, die er von ſeinem väterlichen Erbgute übrig hatte, wandte er auf eine hebräiſche Bibel.

Um jene Zeit war der Zulauf von jungen Leuten, die ſich den Wiſſenſchaften, und beſonders dem geiſtlichen Stande widmeten, ſehr groß. Nach Zürich zogen ſich eine große Menge Studierende, um die Vorleſungen und religiöſen Vorträge der dortigen berühmten Lehrer zu benutzen. Zwingli aber gab es Manchem zu verſtehen, daß er beſſer thäte, ein Handwerk zu wählen, als in den geiſtlichen Stand zu treten, da es ohnedieß der müßigen Geiſtlichen ſo viele gebe. Er brachte Manchen, der

ſich dem Studieren widmen wollte, auf andere Gedanken. Dieß war auch der Fall mit Rudolph Collin, einem gelehrten jungen Manne, aus Luzern, der nach Conſtanz zu gehen Willens war, um dort die Prieſterweihe zu empfangen. Bei ſeiner Reiſe durch Zürich 1524. beredeten ihn Zwingli und Myconius, ſeinen Vorſatz aufzugeben, und von dem Gelde, das er zur Reiſe beſtimmt hatte, lieber das Seilerhandwerk zu lernen. Er folgte ihrem Rathe, gieng in die Lehre, und wurde in der Folge noch Meiſter.

Eines Tages hörte Plater eine Predigt über den Spruch: Im Schweiß deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen. Jetzt fielen ihm Zwingli's Worte wieder ein: „Man ſollte die Buben zur Arbeit ziehen, es gebe ſonſt zu viele Pfaffen.“ Dadurch bewogen, beſchloß er nun ernſtlich, ſich von ſeiner Hände Arbeit zu ernähren. Er hielt dieß für das beſte Mittel, ſich für die Zukunft der drükkendſten Nahrungsſorgen zu erwehren. Um einen ordentlichen Beruf zu haben, wandte er ſich an Rudolph Collin, den gelehrten Seiler, und bat ihn, daß er ihm ſein Handwerk lehren möchte. Gern hätte Colin, der auch neben ſeiner Profeſſion noch die Wiſſenſchaften liebte und trieb, und in der Folge ſogar noch Profeſſor der griechiſchen Sprache in Zürich wurde, den fähigen Jüngling zum Lehrburſchen angenommen, wenn es ihm nicht an Hanf

gefehlt hätte. Allein Plater war nicht gewohnt, ſich von jeder Schwierigkeit ſogleich abſchrecken zu laſſen. Da ihm nun gerade damals ein kleines Erbe von ſeiner verſtorbenen Mutter zugefallen war, ſo kaufte er ſeinem Meiſter einen Centner Hanf, und fieng dieſe neue Beſchäftigung mit Freuden an. Dabei behielt er immer aber ſeine Neigung zu den Wiſſenſchaften bei, die er auch weder ganz unterdrücken konnte noch wollte. Denn da er bei ſeinem Meiſter mehrere griechiſche und römiſche Schriftſteller, und andere wiſſenſchaftliche Werke fand, ſo gab ihm dieſe herrliche Entdekkung nur neuen Stoff, ſeine Studien fortzuſetzen, und ſie mit ſeinen Arbeiten zu verbinden. Wenn daher ſein Meiſter wähnte, der Lehrburſch läge ſchon im tiefſten Schlafe, ſtand dieſer wieder heimlich auf, ſchlug ein Licht, und las in ſeinem Homer, wobei er des Meiſters Ueberſetzung benutzte. Der alte Grieche war ihm ſo lieb, daß er ihn, wo er gieng und ſtand, mit an die Arbeit nahm.

Der Aufmerkſamkeit des Meiſters konnte Platers wiſſenſchaftlicher Eifer nicht lange verborgen bleiben. Oefters ſprach er mit ihm davon, und ſagte, er würde beſſer thun, wenn er ſich entweder dem Studieren oder ſeinem Handwerke widmen wollte, denn auſſerdem würd' er es in keinem weit bringen. Das half aber nichts: Plater blieb bei ſeiner Weiſe.

Der Meiſter hatte keinen großen Verdienſt, und beide mußten ſich oft mit ſchmalen Biſſen begnügen. Indeſſen lebten ſie doch auf einem vergnügten Fuſſe zuſammen. Durch mancherlei Unterhaltungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände verſüßten ſie einander ihre Lebenstage. Als ſie einſt bei ihrer frugalen Abendkoſt frohes Muthes waren, und eben ein großer Waſſerkrug auf den Tiſch kam, wandte ſich der Meiſter an ſeinen gelehrten Lehrburſchen: „Sag Thomas, wie fängt Pindar an?“ — ἄριστον μὲν ὕδωρ (das Waſſer iſt das Beſte) „antwortete dieſer.“ Brav, erwiederte jener, ſo wollen wir jetzt Pindarn folgen, und in Ermanglung des Weins mit einander Waſſer trinken.“

Nachdem Plater ſeinen Centner Hanf verarbeitet, und damit ſeine Lehrzeit beendigt hatte, nahm er von ſeinem Meiſter Abſchied, und wollte nun nach Geſellenbrauch ſeine Wanderſchaft antreten. In Baſel, wohin er ſich zuerſt begab, kam er bei einem ſehr rohen und unfreundlichen Meiſter in Arbeit, von dem alle Geſellen ſagten: er ſey ohne Zweifel der gröbſte und wildeſte Seiler am ganzen Rheinſtrome, daher auch keiner gern und lange bei ihm in Arbeit ſtund. Aber gerade dieß hielt Plater für den Weg, um deſto eher bei ihm Arbeit zu erhalten. „Ich hab' wenig gelernt, ſagte er zu dem Seiler, das läugne ich gar nicht; mein Lehrmeiſter hat den Mehrtheil keinen Hanf gehabt.“ Er wurde

angenommen, wöchentlich für einen Batzen; für dieſen kaufte er Lichter, und ſtudierte des Nachts dabei. Doch ließ er ſich gerne alles gefallen, nur daß er bleiben und das Handwerk lernen möchte.

Um dieſe Zeit kam Plater, obwohl als Seilergeſelle, mit mehreren Gelehrten in nähere Verbindung. Vorzüglich nützlich aber war ihm der Umgang mit dem berühmten Buchdrucker Andreas Cratander. Dieſer beſchenkte ihn mit einem Plautus aus ſeiner Preſſe, worüber er eine unausſprechliche Freude hatte. Denn ein ſolches Geſchenk hatte bei ihm mehr als Goldeswerth, und er ruhte nun nicht eher, bis er den Dichter durchleſen hatte. Aus Mangel an Zeit und Gelegenheit aber fiel er auf folgende Methode: er befeſtigte mit einem hölzernen Gäbelchen Bogen für Bogen in den Hanfbüſchel, den er zu Seilen verarbeiten ſollte, und las auf dieſe Weiſe im Hin- und Hergehen darinn. Wenn er nun den Meiſter kommen ſah, warf er den Hanf darüber, damit er nicht ertappt würde. Einſt aber überfiel ihn dieſer, polterte und fluchte entſetzlich, daß Plater angſt und bange ward. „Potz tauſend, polterte der Meiſter, willſt du ſtudiren, ſo magſt's, willſt du aber ein Seiler werden, ſo treib das Handwerk." Doch Plater blieb bei ſeiner Weiſe, durchwachte ganze Nächte, und nahm kaltes Waſſer, Sand oder rothe Rüben in den Mund, um ſich den Schlaf zu vertreiben. Da ſein Lohn

nicht hinreichte, ſich genugſam mit Kerzen zu verſehen, ſo ſchrieb er manches Stück von einem alten Autor vor der Oeffnung des Ofens ab.

Der berühmte Eraſmus von Rotterdam, der ſich den größten Theil ſeines Lebens in Baſel aufhielt, wollte Platern einem großen Herrn zur Unterſtützung empfehlen, damit er ſich ganz den Wiſſenſchaften widmen könnte. Aber Plater verbat es ſich, denn er liebte ſeine Profeſſion, und wollte ſie mit gelehrten Arbeiten verbinden. Er zog in ſein Vaterland, fieng mit geborgten fünfzehn Batzen eine eigene Haushaltung an, trieb das Seilerhandwerk, verkaufte Obſt, ſchenkte Wein aus, und hielt daneben Schule. Zuletzt begab er ſich doch ganz nach Baſel, und hielt Schulen mit einer Beſoldung von achtzig Gulden. Einige Zeit hernach verband er ſich mit dem Buchdrucker Oporin, ſeinem ehemaligen Schüler, und erſt nachdem er mit allen Arten von Schwierigkeiten gekämpft hatte, genoß er noch zuletzt die Früchte ſeines nicht zu ermüdenden Fleiſſes. Er wurde Profeſſor der griechiſchen Sprache am Pädagogium zu Baſel, errichtete nachher eine Druckerei, hielt Koſtgänger, und widmete ſich zuletzt von neuem dem Schulunterrichte. Sein Leben endigte er den ſechs und zwanzigſten Januar 1582., in einem Alter von drei und achtzig Jahren.

Hugo Grotius,

Schwediſcher Geſandter am franzöſiſchen Hofe.

Als im Jahr 1583. am zehnten April, das Oſterfeſt gefeiert wurde, da ward Hugo Grotius zu Delft in Holland geboren. Er entſtammte einem alten adelichen Geſchlechte, das, bekannt unter dem Namen de Cornets, in der Grafſchaft Burgund ſeinen Urſprung genommen hatte. Aber ſein Urgroßvater, Corneille de Cornets, heurathete im Anfange des Jahrhunderts Ermengarde, Tochter des Bürgermeiſters in Delft, Diedrichs de Groot. Die Vorfahren des letztern hatten, wie man ſagte, durch große Verdienſte den Beinamen de Groot, der Großen, erworben, wenigſtens hatten ſie ihn, wie man wußte, eine lange Zeit hindurch mit Ruhm geführt. Söhne hatte Diedrich nicht, die ſeinen Namen bei der Nachwelt hätten erhalten können, und es ſchien ihm traurig, daß von ihm die Kette des angeſehenen Geſchlechts zerriſſen werden ſollte. Darum gab er ſeine einzige Tochter dem Corneille de Cornets nur unter der Bedingung, daß er ſeinen Nachkommen mit dem Namen de Groot den Adel ſeines Stammes übertragen möchte. Corneille's und Ermengarde's Sohn wurde daher Hugo de Groot genannt. Dieſer Hugo aber

hatte zwei Söhne, von welchen der junge Vater des Hugo war, von dem hier die Rede iſt. Johann de Groot, ſo nannte er ſich, war Doctor beider Rechte, Bürgermeiſter in Delft und Kurator der Univerſität zu Leiden. In dieſer letzten Würde hatte er einen großen Theil des Schickſals dieſer Hochſchule in Händen. Er bewies redlichen Eifer für die Wiſſenſchaften, und zeigte ſich überhaupt ſeines Poſtens würdig.

Von einem ſolchen Vater und einer edlen Mutter, Alida von Overſchie, wurde Hugo Grotius erzeugt. Die Natur hatte den Knaben, ſo ſehr als irgend einen ihrer Lieblinge, mit ihren ſchönſten und ſeltenſten Gaben geſchmückt. Seine ſchöne Geſtalt, ſeine einnehmende Geſichtsbildung und die Anmuth, welche über ſein ganzes Weſen verbreitet war, entſprachen vollkommen der innern Schönheit ſeiner Seele, ſo wie ſein ſanftes treffliches Herz mit ſeinem großen, alles umfaſſenden Verſtande, ſtets in dem ſchönſten harmoniſchen Einklang ſtand. Eine ſehr zweckmäßige Erziehung förderte die ſchnelle Entwicklung ſeiner auſſerordentlichen Talente. Zu einer Zeit, da Andere kaum mit den Anfangsgründen von einer oder ein Paar verwandten Wiſſenſchaften bekannt zu ſeyn pflegen, lagen ſchon die meiſten vor ihm ganz offen. Verſtand, Witz, Scharfſinn — alles gelangte bei ihm zu einer frühen Stärke. Gedächtniß und Einbil=

dungskraft, gewöhnlich bei Kindern beſonders lebhaft und vorherrſchend, wußte er ſchon im Kindesalter den höhern Kräften unterzuordnen. Er war noch nicht neun Jahre alt, als er ſchon in lateiniſcher Sprache Verſe machte, die ſeinem Vater lieb waren, und nicht ohne den Beifall der Kenner blieben. Beſonders zeigte er eine bewunderns würdige Fertigkeit in Sinngedichten.

In ſeinem zwölften Jahre hatte Grotius ſchon ſo gründliche Religionskenntniſſe erlangt, daß er ſeine Mutter, die ſich zur römiſchen Kirche hielt, von dem Ungrund mancher Lehrſätze in ihrem Glauben überzeugte, und ſie geneigt machte, ſich zur proteſtantiſchen Kirche zu bekennen. Noch in demſelben Jahre begann er zu Leiden ſeine akademiſche Laufbahn, und machte unter der Leitung der berühmteſten Lehrer bewundernswürdige Fortſchritte in den höheren Wiſſenſchaften. In ſeinem vierzehnten Jahre diſputirte er öffentlich über verſchiedene Gegenſtände der Mathematik, Philoſophie und Jurisprudenz, und erhielt den Beifall, den er ſich ſchon oft durch Umgang, Gedichte und Aufſätze erworben hatte. Man hielt ihn jetzt ſchon für einen der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, denn man vergaß, daß ihm wegen ſeines Alters der Name eines Jünglings, oder vielmehr eines Knaben, gebührte.

Als Grotius Leiden verlaſſen hatte, begleitete er den holländiſchen Geſandten Oldenbarneveld

an den Hof König Heinrichs des Vierten nach Frankreich. Die Gelehrten nahmen den ſiebenzehn jährigen Jüngling, dem der Ruf ſeiner Gelehrſamkeit vorangegangen war, mit Achtung auf, und vom Könige empfieng er, als Zeichen der Gewogenheit, eine goldene Kette und eine Münze mit dem königlichen Bilde.

Nach der Rückkehr von dieſer Reiſe, während welcher Grotius die Würde eines Doctors der Rechte erhalten hatte, trat er als Sachwalter auf. Allein die juriſtiſche Praxis gefiel ihm nicht, weil „das bloße Geſchäft des Rechtsgelehrten keinen groſſen Mann machen kann, woferne nicht die Beredſamkeit dabei angewandt werden muß,“ und weil ſie ihn an den Fortſchritten in der Gelehrſamkeit hinderte. Indeſſen waren es doch wohl dieſe Beſchäftigungen, welche ihm den nicht unbedeutenden Poſten eines Generaladvokaten von Holland, Seeland und Weſtfriesland verſchafften, und im Jahr 1613. ſeine Ernennung zum Syndikus von Rotterdam und Beiſitzer im holländiſchen Staatsrathe bewirkten. Schon einige Jahre zuvor hatte er zu Gunſten der Holländer eine lateiniſche Schrift über die Freiheit des Meeres, und eine andere über die niederländiſchen Alterthümer herausgegeben. Bei den damaligen Streitigkeiten zwiſchen England und Holland, wegen der indiſchen Schiffahrt, vertheidigte er, als holländiſcher Geſandter am Hofe König Ja-

kobs des Erſten, die Handelsfreiheit ſeiner Nation mit dem beſten Erfolge.

Zu eben der Zeit ward der holländiſche Staat und die Kirche durch eine theologiſche Streitigkeit zerrüttet, die zu Leiden ausbrach, und ſich über die ganze Republick verbreitete. Zwei Profeſſoren daſelbſt, Jakob Arminius und Franz Gomarus waren über die Lehre von den göttlichen Rathſchlüſſen verſchiedener Meinungen. Das machte groſſes Aufſehen; auf allen Kanzeln hörte man vom Rathſchluſſe Gottes predigen; und in allen Bierhäuſern darüber diſputiren. Aus den Diſpüten wurden Prügeleyen, und aus den theologiſchen Streitigkeiten bürgerliche Factionen. Moriz, Prinz von Oranien, ermunterte die Gomariſten, und ſuchte dieſe Unruhen zur Unterdrückung ſeines Vaterlandes zu nutzen, deſſen Rechte er vorher patriotiſch vertheidiget hatte. Oldenbarneveld, ſeit der Rückkehr von der franzöſiſchen Geſandſchaft, Advokat von Holland, ein erlauchter Bürger, der ſich durch jede Art der Tugenden und der Vaterlandsverdienſte auszeichnete, nahm die Arminianer in Schutz, und wachte über die Freiheit des Staats. Die Folge davon war, daß er verhaftet, und im Jahr 1619. durch einen ungerechten Urtheilsſpruch enthauptet, ſein Anhänger Grotius aber zu lebenslänglicher Geſangenſchaft verurtheilt wurde.

Umſonſt widerſetzten ſich dieſer Gewaltthätigkeit

die Staaten von Holland und der franzöſiſche Geſandte. Grotius wurde als Staatsgefangener auf das Schloß Löwenſtein gebracht, und zugleich aller ſeiner Güter verluſtig erklärt. Seinen Verhaft erleichterte er ſich im Umgange mit den Muſen, und beſonders auch durch religiöſe Betrachtungen. Damals entwarf er den Plan zu ſeinem unſterblichen Werke über die Wahrheit der chriſtlichen Religion. Zum Gebrauche der oſtindiſchen Seefahrer ſchrieb er es zuerſt in niederländiſchen Verſen, ſpäter in lateiniſchen Verſen, und endlich in Proſa mit gelehrten Anmerkungen. Es iſt mit möglichſter Klarheit und Popularität, in zweckmäßiger Kürze, in kurzen Abſchnitten, in wohlüberlegter Ordnung und mit Eleganz geſchrieben, die Noten aber verrathen tiefe Gelehrſamkeit.

Schon einige Jahre hatte der edle Patriot im Gefängniß geſchmachtet, als ihm die Liſt ſeiner Gemahlin, Maria Reigersberg, die Freiheit verſchaffte. Oefters ſchon hatte ihm dieſe große Kiſten, mit Büchern angefüllt, in das Gefängniß geſchickt, gegen welche Grotius gewöhnlich wieder eben ſo viele zurückſandte. Sehr genau durchſuchten jedesmal die Wachen dieſe Kiſten; da ſie aber ſtets nichts als Bücher, und abermal Bücher, darin fanden, ſo wurden ſie des zwecloſen Durchſuchens endlich müde, und ließen nun die ihnen ſchon bekannten Kiſten undurchſucht hin und her paſſiren.

Jetzt ſchloß ſich der Gefangene in eine ſolche, leer gemachte Kiſte ein, und entkam auf dieſe Art glücklich den Händen ſeiner Feinde. Anfänglich durchreiſte er die ſpaniſchen Niederlande, und gieng hierauf nach Paris. Wo er hinkam fand er Gönner, Freunde und Verehrer, und der König von Frankreich ſetzte ihm ein anſehnliches Jahrgehalt aus. Er lebte zufrieden unter gelehrten Arbeiten, und zwar unter ſolchen, von denen er ſich zugleich politiſchen gemeinnützigen Einfluß verſprach. Unter andern ſchrieb er ſein großes Werk vom Rechte des Krieges und des Friedens, in welchem er das ganze allgemeine Naturrecht, das Völker- und Staatsrecht umfaßte. Es wurde allgemein bewundert, öfters gedruckt, in mehrere Sprachen überſetzt, und gilt noch jetzt für ein klaſſiſches Werk.

Die jeder ſchönen Seele eigene Anhänglichkeit an den heimiſchen Boden machte, daß er ſein, obſchon undankbares Vaterland, nicht vergeſſen konnte. Er ſehnte ſich nach demſelben zurück, und als Prinz Moritz 1625. geſtorben war, machte er eine Reiſe dahin. Aber mit dem Tode der Prinzen war der politiſche und religiöſe Factionsgeiſt, welcher die Gemüther der Niederländer Jahre lang gegen einander erbittert hatte, noch nicht erloſchen. Auch ſchon halb erſtickte Leidenſchaften werden durch Rückerinnerung nicht ſelten auf's neue wieder entflammt, und Grotius, fand bald für rathſam, ſein Vater-

land auf's neue wieder zu verlaſſen. Sobald es bekannt wurde, daß er von ſeinem Vaterlande abermals ausgeſtoſſen ſey, verſuchten mehrere Könige und Fürſten, voll Achtung für ſeine umfaſſenden Kenntniſſe, Gelehrſamkeit und Rechtſchaffenheit, ihn ſich zu verbinden, und machten ihm Vorſchläge, die der Annahme würdig ſchienen.

Des großen Guſtav Adolphs Tochter, die Königin Chriſtine, ſaß damals auf dem ſchwediſchen Thron. Liebe zu ſoliden Wiſſenſchaften und hohe Werthſchätzung des verdienſtvollen, wirklichen Gelehrten, waren hervorſtechende Züge in dem Charakter dieſer Fürſtin. Sie nahm den edlen Verbannten in ihren Schutz, ernannte ihn zum geheimen Rath, und bald darauf zu ihrem bevollmächtigten Miniſter in Paris. Eilf Jahre bekleidete er dieſe Würde auf eine Art, welche das große Zutrauen der Monarchin zu ihm vollkommen rechtfertigte. Aber für Grotius waren Würden und Ehrenſtellen nicht das höchſte Gut; ſein Geiſt ſehnte ſich nach etwas Höherem. „Für mich iſt, ſchrieb er von Paris an ſeinen Vater, ein ſtilles, ruhiges Leben weit anziehender, als das Geräuſch der Höfe und das Getümmel der Welt. Mein ſehnlichſter Wunſch iſt, von Geſchäften entfeſſelt, mich blos mit Gott zu beſchäftigen, und dann der Nachwelt noch einige nützliche Werke hinterlaſſen zu können.“ Um dieſen heiſſen Wunſch ſeines Herzens zu befriedigen, gieng

er endlich nach Stockholm, und bat die Königin um ſeine Entlaſſung. Ungerne willigte Chriſtine in ſein Verlangen, gab jedoch ſeinen wiederholten Bitten nach, und entließ ihn, überhäuft mit allen Merkmalen ihrer Gnade und innigſten Hochachtung.

Grotius gieng zu Schiffe, um ſich nach Lübeck zu begeben: wohin er weiter wollte? iſt nicht zuverläßig bekannt, denn er hat das Ziel ſeines Weges nicht erreicht. Ein heftiger Sturm wüthete; das Schiff, auf welchem Grotius ſich befand, wurde weit von der Richtung ſeines Laufs getrieben, und gegen Pommerns Küſte geworfen. Er war gezwungen, in einem offenen Wagen den Weg nach Lübeck zu nehmen, und kam krank in Roſtock an. Ein Arzt, den er rufen ließ, verbarg ihm nicht, daß ſein Zuſtand bedenklich ſey, und daß der Gedanke nicht unheilſam ſeyn würde, er ſtehe an der dunkeln Schwelle der Ewigkeit. Der Kranke ließ darauf einen Geiſtlichen lutheriſcher Konfeſſion bitten, ihm in den ſchwachen Augenblicken des ſchwindenden Lebens das Heilige gegenwärtig zu erhalten. Es geſchah, und unter erbaulichen Geſprächen nahete ſich der Kranke ſeinem Ende. Zuletzt betete der Geiſtliche mit ihm, und fragte, ob er es verſtünde? Er antwortete: „die Worte verſtehe ich wohl, aber kaum faſſe ich den Sinn.“ Als er dieß mit Ruhe geſagt, und ſich mit Anſtrengung zuſammen gefaßt hatte: da verließ ihn ſanft und leiſe die Seele in

der Stunde der Mitternacht des acht und zwanzigſten Auguſt 1645.; zwar im fünf und ſechzigſten Jahre ſeines Alters, aber dennoch viel zu früh für die Wiſſenſchaften, für ſeine Zeitgenoſſen und die Nachwelt. Seine entſeelte Hülle ward nach Delft, ſeiner Vaterſtadt, gebracht, welche ihm ungefähr hundert Jahre nachher ein prächtiges Denkmahl errichteten, und Medaillen prägen ließ, mit der Inſchrift: „Hugo Grotius, dem Phönix ſeines Vaterlandes, dem Orakel von Delft, dem großen Geiſt, deſſen Licht die ganze Welt erleuchtete.“

Es iſt menſchlich und daher verzeihlich, wenn eine Stadt, ſtolz auf das große, allgemein anerkannte Verdienſt eines ihrer Söhne, bei den Beweiſen ihrer Liebe und Verehrung, in den Fehler der Uebertreibung verfällt. Indeſſen war dieſer ausgezeichnete Mann, der die ſeltenſte Ueberlegenheit des Geiſtes, veredelt durch die ſeltenſte Reinheit des Gemüths, in allen Verhältniſſen ſeines Lebens entfaltete, unſtreitig eine der größten Zierden des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Er war nicht nur ein, alle Zweige des Rechts, ſo wie das ganze Gebiet der Politik, umfaſſender Juriſt und vollendeter Diplomatiker, ſondern er war auch ein gründlicher Theolog, glücklicher Dichter und trefflicher Geſchichtſchreiber. Das Natur- und Völkerrecht exiſtirte vor ihm nicht als Wiſſenſchaft, und erſt ſeit Erſcheinung ſeines Meiſterwerks vom Rechte des Krie-

ges und Friedens wurden allmählich auf den europäiſchen Hochſchulen eigene Lehrſtühle für das Naturrecht eröffnet. Sein Buch von der Wahrheit der chriſtlichen Religion, und ſein Kommentar über die Bibel, werden bis dieſen Tag von den erſten Theologen als klaſſiſche Werke verehrt und benutzt. Seine niederländiſche Geſchichte athmet ganz den Geiſt eines Salluſt und Tacitus, und verbindet tiefe Gelehrſamkeit und Sachkenntniß mit Welt- und Menſchenkunde, ausgebildeten Geſchmack und klaſſiſche Eleganz mit großer Geſinnung und altrömiſchem Patriotiſmus. Bei ſeinem thätigen, oft wechſelnden, und nicht ſelten ſtürmiſchen Leben iſt es zu bewundern, wie er die Welt mit ſo vielen koſtbaren Produkten ſeines Geiſtes bereichern konnte. Von allen ſeinen Werken hat man Ueberſetzungen in mehreren Sprachen, und ſein Werk von der Wahrheit der chriſtlichen Religion wurde nicht allein in das Franzöſiſche, Deutſche und Engliſche, ſondern ſogar in das Neugriechiſche, Arabiſche und Perſiſche überſetzt.

Bei einem wahrhaft genialiſchen Kopfe, bei auſſerordentlichen, ganz ungewöhnlichen intellectuellen Kräften, und bei einem ungeheuren Schatz von wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen und Erfahrungen, blieben Verſtand und Herz bei ihm ſtets unverdorben, und von jeder Anwandlung des Stolzes, von jedem Eigendünkel unendlich weit entfernt. Aber eben ſo

unwillig trug auch ſein ſtets freier Geiſt die Feſſeln des blos Hergebrachten, und ſein tiefer, mit dem reinſten Willen unzertrennlich gepaarter Sinn wußte das Gute und Schöne zu ſchätzen, wo er es fand. Verehrung ſeinem Andenken.

Aldringer,

Kaiſerlicher General.

Der dreiſſigjährige Krieg ſtellt mehrere Beiſpiele auf, daß Männer von Kopf und Tapferkeit ſich aus niedrigem Stande in die Höhe ſchwungen. Einer derſelben iſt Aldringer.

Johann Aldringer, der Sohn dürftiger Eltern, die ſich kümmerlich von ihrer Hände Arbeit nährten, war aus dem Luxemburgiſchen gebürtig. Um ſein Brod zu verdienen, vermiethete er ſich als Bedienter bei zwei jungen franzöſiſchen Edelleuten, und begleitete ſie nach Paris, wo ſie den Studien obliegen ſollten. Später bereiste er in ihrer Geſellſchaft Italien, und da er einen natürlich guten Verſtand hatte, ſo benutzte er jede Gelegenheit, etwas zu lernen, ſo gut, daß er, als ihn ſeine Reiſe nach Trient führte, eine nicht unbeträchtliche Stelle in der Kanzley des dortigen Biſchofs erhielt.

Gewöhnlich hat ein Ausländer, wenn er Andern vorgezogen wird, doppelt die Verfolgungen des Neides und der Eiferſucht zu erwarten. Dieß war Aldringers Fall. Seine Kollegen machten ihm ſo viel böſe Stunden, daß er den Entſchluß faßte, ſeine Stelle zu verlaſſen, und jede Lebensart zu ergreifen, die ſich ihm zuerſt darbieten würde. Mit dieſer trotzigen Stimmung gieng er auf's Geratewohl von Trient weg, und wanderte auf Inſpruck zu, entſchloſſen, ſich an die anzuſchließen, die ihm auf dem Wege begegnen würden. Es waren Werber, auf die er zuerſt ſtieß, und Aldringer bot ſich ihnen als gemeiner Lanzenknecht an. Als ein Mann von Kopf und Herz fand er ſich leicht in die Pflichten ſeines neuen Berufs, den er liebgewann; ſein Wohlverhalten aber, und mehr noch ſeine Brauchbarkeit mit der Feder und mit dem Degen machten ihn früh bekannt. Den letztern mit Auszeichnung zu führen hatte er ſchon als Lieutenant, in der Vertheidigung eines Poſtens, glücklicher Weiſe Gelegenheit gefunden. So ſtieg er von einer Stufe des Dienſtes zur andern ſchnell empor, ward 1622. Oberſter, und wurde 1625. vom Kaiſer in den Freiherrnſtand erhoben.

Als kaiſerlicher Bevollmächtigter nahm Aldringer für Wallenſtein, zu deſſen Günſtlingen er gehörte, Mecklenburg in Beſitz, und durchzog verwüſtend einen großen Theil von Nordteutſchland.

Auch in Italien kämpfte er 1630. ſiegreich, nahm Belforte und Gazzola ein, und legte bei der Eroberung von Mantua den Grund zu ſeinem großen Reichthume. Mit den aus Italien zurück geführten Truppen ſtand er bei Erfurt, als die Schlacht bei Leipzig verloren gieng. Er zog ſich nach Böhmen, und ſtellte ſich darauf den Schweden am Lech entgegen. Bei dem Gefecht, wodurch der Feind ſeinen Uebergang über den Fluß erkämpfte, ſtreckte ihn eine dicht am Kopf vorbei fliegende Kugel ſinnlos nieder. Nur in etwas wieder hergeſtellt, eilte er nach Böhmen, und von da nach Sachſen; allein die Unternehmungen der Schweden in Oberteuſchland riefen ihn bald nach Baiern zurück. Es gelang ihm aber nicht, die Schweden von Landshut abzutreiben. Da er bei Räumung dieſer Stadt über die, von der Menge der Flüchtenden verlegte Brücke nicht mehr durchdringen konnte, ſuchte er durch Schwimmen über die Iſar zu ſetzen. Hier traf ihn aber (am 12. Julius 1634.) eine tödtliche Kugel, man weiß nicht ob vom Feinde oder von ſeinen eigenen Leuten; denn Härte gegen den Soldaten und gegen den Feind, verbunden mit unerſättlicher Habſucht, befleckten ſeinen Waffenruhm. Er hinterließ anſehnliche Beſitzungen, die mit ſeinem Namen an das Haus Clary übergiengen.

Paulus Gerhard,

Oberprediger zu Lübben in der Niederlauſitz.

Seit Luthers Zeiten hat ſich um den teutſchen Kirchengeſang niemand größere Verdienſte erworben als Paulus Gerhard, deſſen Lieder noch immer eine Zierde unſerer Geſangbücher ſind, die edelſten Empfindungen wecken, und dem traurenden Herzen himmliſche Beruhigung ſchenken. Der fromme Gellert, ſelbſt ein vorzüglicher geiſtlicher Sänger, äuſſerte oft: er möchte lieber ein zweiter Paul Gerhard, als der erſte Fabeldichter ſeyn. An Kraft und Feuer kam er zwar Luthern nicht gleich; aber er verband doch Faßlichkeit mit dem Gedankenvollen, und viele ſeiner Lieder ſind Ausbrüche eines wahrhaft frommen Herzens, das von den heiligen Gefühlen der Andacht bis zur Begeiſterung gerührt ward, und in ſolchem Drange der Empfindung in Geſang überfloß. Einige Härten und Rauhigkeiten, eine gewiſſe Breite und Ungleichheit des Ausdrucks, und eine ängſtliche Sprache fällt mehr dem Zeitalter als dem Dichter zur Laſt. Wenn einige ſeiner Lieder aus dieſem Grunde uns nicht mehr gefallen können, ſo enthalten dagegen andere eine ſolche Fülle von Wärme und Licht, von reinen herzerhebenden und beruhigenden Vorſtellungen und

Lehren, daß ſie, mit geringen oder gar keinen Abänderungen, unſern neueſten Liederſammlungen einverleibt werden konnten. Seine Paſſionslieder: O Welt, ſieh hier dein Leben am Stamm des Kreuzes ſchweben ꝛc. ꝛc., und das noch ſchönere: O Haupt voll Blut und Wunden ꝛc. ꝛc., in welcher Glut der Empfindung ſind ſie nicht gedichtet! Welcher aufgeklärten Chriſt ſchätzt nicht die Geſänge: Befiehl du deine Wege ꝛc. ꝛc., Ich ſinge dir mit Herz und Mund ꝛc., Sollt ich meinem Gott nicht ſingen ꝛc., Schwing dich auf zu deinem Gott, du betrübte Seele ꝛc. ꝛc., Warum ſollt ich mich denn grämen ꝛc., Wach auf mein Herz und ſinge ꝛc. ꝛc., Wie ſoll ich dich empfangen ꝛꝛ. ꝛc., Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld ꝛc. ꝛc., Du biſt ein Menſch, das weißt du ꝛc. ꝛc., Ich hab in Gottes Herz und Sinn ꝛc. ꝛc., Ich weiß, mein Gott, daß all mein Thun ꝛc. ꝛc., Nicht ſo traurig nicht ſo ſehr ꝛc. ꝛc. u. v. a.

Und wer war der Dichter dieſer geiſt- und kraftvollen Lieder, die jedem religiöſen Gemüthe ſo theuer ſind? Er war in dem ſächſiſchen Städtchen Gräfenhaynichen, unfern Meiſſen, im Jahre 1607. geboren. Zum Studium der Theologie beſtimmt, beſuchte er die Univerſität zu Wittenberg, wurde Probſt zu Mittelwalde im Brandenburgiſchen, und 1657. Diakonus an der Nikolaikirche zu Berlin.

Es herrſchten zu jener Zeit zwiſchen den lutheriſchen und reformirten Theologen in den branden-

burgiſchen Staaten viele Zwiſtigkeiten. Um den Aergerniſſen, die daraus entſtunden, ein Ende zu machen, unterſagte der Churfürſt Friedrich Wilhelm den Lehrern beider proteſtantiſcher Kirchen, die wechſelſeitige Aufbürdung gehäſſiger Meinungen und verlangte, daß alle, die ſchon in geiſtlichen Aemtern wären, ſich durch eine Unterſchrift verpflichten ſollten, ſeinen Verordnungen Folge zu leiſten. Viele lutheriſche Prediger, vornämlich die zu Berlin, hielten dieß für unerträglich, und ermunterten ſich zur Widerſetzlichkeit durch einige Gutachten, die ſie von Jena, Wittenberg und Hamburg kommen ließen. Sie beklagten ſich überdieß darüber, daß ſie von den Reformirten aus mehreren wichtigen Stellen verdrängt worden wären, und wollten ſich nicht bequemen, zu den irrigen Meinungen derſelben zu ſchweigen. Dieß hatte die Folge, daß einige lutheriſche Prediger ihr Amt verloren, und aus dem Lande verwieſen wurden.

Dieſes harte Loos traf den frommen Gerhard. Ohne ein ſicheres Unterkommen zu wiſſen, wandte er ſich 1666. mit den Seinigen von Berlin weg nach ſeinem Vaterlande Churſachſen, wo ſein Schickſal bereits hie und da bekannt worden war. In dem Gaſthofe eines Orts, wo die reiſende Familie übernachten wollte, ſaß Gerhards Gattin, in Thränen verſenkt, und bejammerte ihr und der Ihrigen hartes Geſchick. Ihr Mann ſuchte ſie aufzurichten,

aber ſeine Worte wollten nicht fruchten, und ein- mal über das andere rief ſie ſchluchzend aus: „Ach, wo ſollen wir hin? Was ſoll nun aus uns werden?“ Gerhard fuhr fort, ſeiner Gattin männlich zuzu- reden, und tröſtete ſie unter andern mit den Wor- ten des ſieben und dreiſſigſten Pſalms: Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen. Selbſt gerührt von Davids vortreff- lichem Spruche, gieng der Dichter hinaus, ſetzte ſich im Garten des Wirthshauſes auf eine Bank, und ſchrieb ſeinen ſchönen Troſtgeſang: Befiehl du deine Wege ꝛc. ꝛc. nach Anleitung jener bibliſchen Worte nieder, welche auch, in der urſprünglichen Geſtalt des Liedes die Anfangsworte der Strophen ausmachen. Als das Lied fertig war, kam Ger- hard in die Gaſtſtube zurück, und las es ſeiner bekümmerten Gattin vor. Es verfehlte auch ſeine Wirkung nicht, und die Frau ward vor der Hand ruhiger.

Am ſpäten Abend traten zwei fremde Herren in die Wirthsſtube, ließen ſich mit dem unbekannten Reiſenden in ein Geſpräch ein, und erwähnten un- ter andern, daß ſie von Merſeburg kämen, und nach Berlin reiſen wollten. Sie wären, ſagten ſie, von ihrem Herrn, dem Herzoge Chriſtian von Sachſen-Merſeburg, abgeſandt, in Berlin einen abgeſetzten Prediger, Namens Gerhard, aufzu- ſuchen. Bei dieſen Worten horchte die Gerhardin

hoch auf, und ahnete in ihrer weiblichen Aengſtlichkeit ſchon wieder ein neues Unglück; Gerhard aber erklärte den Abgeordneten, daß er eben der ſey, welchen ſie aufſuchen ſollten. Froh, ſo unerwartet am Ziel ihrer Reiſe zu ſeyn übergaben Jene Gerharden ein Handſchreiben des Herzogs, worin derſelbe dem Dichter, deſſen widriges Schickſal ihm zu Ohren gekommen war, ein anſehnliches Jahrgeld, bis zu ſeiner weitern Verſorgung, antrug. Gerhard las, und wandte ſich dann mit einer Thräne der Rührung an ſeine Gattin. „Siehe, ſprach er, indem er ihr des Herzogs Schreiben hingab, ſiehe, wie Gott ſorgt! Sagte ich dir nicht: Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn: er wird's wohl machen?“

Das gedachte Lied, welches bald nachher gedruckt wurde, kam in der Folge einmal zufälliger Weiſe dem Churfürſten Friedrich Wilhelm in die Hände, und gewann deſſen Beifall. „Wer mag der Mann ſeyn, fragte er, der das ſchöne Lied gemacht hat?“ — „Es iſt der Gerhard, antwortete man ihm, den Ew. Durchlaucht haben Landes verweiſen laſſen.“ Jetzt bereuete der Churfürſt ſein ehemaliges hartes Urtheil, wiewohl zu ſpät, denn Gerhard hatte wieder ein Amt. Er war von dem Herzoge Chriſtian, als damaligem Beſitzer der Niederlauſitz, bereits im Jahr 1669. als Oberprediger nach Lübben berufen worden. Hier ſtarb er

am ſiebenten Junius 1676., in einem Alter von ſiebenzig Jahren.

Die Prinzeſſin von Ahlen.

Das braunſchweigiſche Fürſtenhaus theilte ſich, in der zweiten Hälfte des ſiebenzehenten Jahrhunderts, in die beiden Hauptlinien Celle und Hannover, welche Georg Wilhelm und Ernſt Auguſt ſtiftete. Der letztere war derjenige, der ſeinem Hauſe die Churwürde verſchaffte.

Georg Wilhelm, Herzog zu Celle, geboren 1624., war einer der tapferſten Fürſten ſeiner Zeit, ein wahrer Vater ſeiner Unterthanen, und Beſchützer vieler, der Religion wegen, aus Frankreich geflüchteter Familien. Bis ins ein und vierzigſte Jahr blieb er unverheurathet, als er unvermuthet eine Gattin wählte. Auf einer Reiſe nach Holland, die er im Jahr 1665. vornahm, lernte er ein ſehr artiges Frauenzimmer, Eleonora d'Olbreuſe aus Poitou in Frankreich, kennen, und ward von ihren Reitzen ſo gefeſſelt, daß er ſie zu ſeiner Gattin erkohr, ohne ſich um das Mißverhältniß des Standes zu bekümmern. Man nannte ſie anfangs Frau von Harburg, in der Folge aber ward ſie in den Reichsfürſtenſtand erhoben. Die einzige Frucht dieſer ehelichen Verbindung war die ſogenannte Prinzeſſin von

Ahlen, Sophie Dorothea, geboren 1666. Sie wurde an dem Hofe ihres Vaters, wo, wie einſt ein witziger Franzoſe ſich äuſſerte, der Herzog der einzige Fremde, d. h. der einzige Teutſche war, nach franzöſiſchen Grundſätzen erzogen. Die Prinzeſſin war noch ein Kind von neun Jahren, als ſie ſchon mit dem wolfenbüttelſchen Erbprinzen Auguſt Friedrich verlobt wurde; und als dieſer ſtarb, bewarben ſich die mächtigſten teutſchen Fürſten um die Hand der muntern, frohſinnigen und reitzenden Prinzeſſin, unter deren Reitzen das Erbe eines Herzogthums wohl nicht der geringſte war.

Die Politik gab, wie gewöhnlich, den Ausſchlag. Die Prinzeſſin mußte den Churprinzen Georg Ludwig von Hannover, nachmaligen König Georg den Erſten von England, heurathen. Sie war zur Zeit ihrer Verheurathung erſt ſechzehn Jahre alt, und zeichnete ſich ſowohl durch ihre große körperliche Schönheit, als auch durch ihre geiſtigen Talente aufs vortheilhafteſte aus. Aber weder ihre perſönlichen Reitze, noch ihre geiſtigen Vorzüge konnten die Zuneigung ihres Gemahls auf immer feſſeln. Er war ein kalter, rückſichtsloſer Ehemann, und nachdem ihm ſeine liebenswürdige Gemahlin einen Sohn und eine Tochter geboren hatte, vernachläßigte er ſie ganz, und hieng ſich an eine Maitreſſe. Um ſo mehr blieb das Herz ſeiner jungen Gemahlin für eine feurige Liebſchaft empfänglich.

Unter den Perſonen, die ſich am hannövriſchen Hofe befanden, zeichnete ſich ein junger Graf von Königsmark durch Körperreitz, Witz und Galanterie ſo vortheilhaft aus, daß alle jungen Damen ihn zum Gegenſtande ihrer Eroberungsbegierden machten Am Hofe zu Celle mit der Prinzeſſin Sophie erzogen, theilte er mit ihr frühzeitig ein inniges Gefühl der Freundſchaft. Er war ihr nach Hannover gefolgt, um durch ſie ſein Glück zu machen. Faſt täglich war er in Geſellſchaft des Prinzen Karl, eines Bruders des Churfürſten, der an ſeinem Umgange viel Gefallen hatte. Durch dieſen erhielt er oft Gelegenheit, die Prinzeſſin zu ſehen und zu ſprechen. Seine Leidenſchaft für dieſelbe wurde immer ſtärker; um ſo weniger konnten ſeine Bewerbungen verborgen bleiben. Niemand empfand das übler, als die Maitreſſe des Churfürſten, die ſchöne Gräfin von Platen, die ſelbſt ein Auge auf den reizenden Grafen von Königsmark geworfen hatte, ohne von ihm geachtet zu werden. Ihr Stolz fand ſich dadurch beleidigt, und es konnten in ihrem Herzen Gedanken der Rache um ſo mehr Raum gewinnen, da die Prinzeſſin Sophie ihr gelegenheitlich manche bittere Spötterey ſagte.

Der Churprinz fuhr inzwiſchen fort, ſeine Gemahlin zu vernachläßigen, und ſie bei mancherlei Veranlaſſungen das Gewicht ſeiner Abneigung auf eine höchſt unanſtändige Art fühlen zu laſſen. Als

ſie ihm eines Tages darüber Vorwürfe machte, gerieth er ſo ſehr in Zorn, daß er ſie bei der Kehle faßte, und daß nur ihr ängſtliches Schreien, durch welches Leute herbei gelockt wurden, ſie vielleicht von einer noch ſchlimmern Mißhandlung rettete. Wüthend kündigte ihr nun Georg ſeine unverſöhnliche Feindſchaft an, und hielt nur allzutreulich Wort. Um ihre traurigen Empfindungen zu beſänftigen, reiste Sophie manchmal an den elterlichen Hof nach Celle; allein auch dieſer Aufenthalt war nicht im Stande, ihren Kummer zu beſiegen. Alles, ſelbſt der alte Churfürſt Ernſt Auguſt, ein ſchwacher, argwöhniſcher und heftiger Fürſt, war gegen die Prinzeſſin eingenommen. Beſonders gab ihr Umgang mit Königsmark faſt jeden Tag neuen Stoff zu heimlichen Zuflüſterungen und verunglimpfenden Bemerkungen. In dieſem Gedränge beſchloß die Prinzeſſin, mit Hülfe des Fräuleins von Molk, ihrer Hofdame, und Königsmark zu entfliehen. Der Plan wurde aber, bevor er noch zur Ausführung reif war, entdeckt, und Königsmark flüchtete, durch einen anonymen Brief gewarnt, nach Polen. In einer luſtigen Geſellſchaft war er, vom Wein zur Offenherzigkeit geſtimmt, ſo unvorſichtig, von ſeinem Einverſtändniſſe mit der Prinzeſſin zu erzählen, und von ihrem Gemahle in ſehr unehrerbietigen Ausdrücken zu ſprechen. Alles dieſes ſchrieb ein ehemaliger Officier des Churfürſten nach Hannover.

Andere Ereigniſſe, die an Höfen ſo häufig wechſeln, brachten das Vorgefallene in Vergeſſenheit. Königsmark kam wieder nach Hannover zurück, und die frühere Vertraulichkeit zwiſchen ihm und der Prinzeſſin fand abermals ſtatt. Eines Tages ließ ſie ihm durch das Fräulein von Molk wiſſen, er ſollte um Mitternacht ſich in ihr Zimmer verfügen, um mit ihm den Plan zu einer neuen Flucht zu verabreden. Er kam zur geſetzten Stunde, und verließ das Zimmer der Prinzeſſin erſt gegen Tages Anbruch. Kaum war er aber auf die Gallerie gekommen, als er ſich von vier Gardiſten angefallen ſah. Zwar wehrte er ſich ſo gut, daß er einem derſelben eine tödtliche Wunde beibrachte; aber ſeine Klinge zerbrach, und er ſank bald darauf, von mehreren Stichen durchbohrt, nieder. „Durch mein Blut, rief er ſterbend, mag die Rache befriediget werden; aber Sophie iſt unſchuldig!“ Man zeigt noch jetzt die Stelle, wo die Mordthat verübt wurde. Der Churfürſt, dem die nächtliche Zuſammenkunft verrathen worden war, hatte verkleidet die Mordſcene mit angeſehen, und ſeine rachſüchtige Maitreſſe, die Gräfin von Platen, trug wohl die meiſte Schuld dabei. Weil Königsmark ihre Leidenſchaft verſchmähte, ſo hatte ſie ihm den Untergang geſchworen. Der Leichnam des Ermordeten wurde in eine Kloake geworfen, die man zumauerte. Unter ſeinen Papieren fand man verſchiedene

Briefe von der Prinzeſſin, deren Inhalt nicht bekannt geworden iſt.

Der Churprinz war gerade bei der Armee, ferne von Hannover, als der Mord verübt wurde. Da er ſeine Gemahlin nie geliebt hatte, ſo maß er der Nachricht ſeines Vaters von ihrer Untreue vollen Glauben bei, und billigte alle Maaßregeln deſſelben. Selbſt ihr Vater, der Herzog von Celle, deſſen Liebling ſie war, ſcheint über ihre Schuld keinen Zweifel gehegt zu haben, denn er blieb auch nach dieſem tragiſchen Vorfalle, beſtändig in freundſchaftlichem Verhältniß mit dem Churfürſten von Hannover und mit ſeinem Schwiegerſohne.

Die Prinzeſſin Sophie war ſogleich nach Königsmarks Ermordung, nebſt dem Fräulein von Molk, verhaftet worden. Ein Gardekapitain, der ihr die Nachricht von dem Tode ihres Vertrauten brachte, meldete ihr zugleich, daß das Schloß Ahlen, oder Alden an der Aller, zu ihrem künftigen Aufenthalte beſtimmt ſey. Sie wurde daſelbſt von lauter fremden Dienſtboten bedient. Die Konſiſtorien von Hannover und Celle, welche über das Verhalten der Prinzeſſin zu Rathe gezogen wurden, erkannten auf Eheſcheidung, und dieſe wurde am acht und zwanzigſten December 1694. förmlich ausgeſprochen.

Nach dem Tode des Churfürſten Ernſt Auguſt, der im Jahr 1690 erfolgte, und deſſen Groll

nur mit ſeinem Tode endete, erhielt die unglückliche Sophie zwar mehr Freiheit in ihrer Gefangenſchaft, aber ihre Abgeſchiedenheit von der Welt dauerte fort bis an ihren Tod. Sie endete ihr trauriges Leben, nach einer zwei und dreiſſigjährigen Gefangenſchaft, auf dem Schloſſe zu Ahlen, am dreizehnten November 1726., in einem Alter von ein und ſechzig Jahren. Sieben Monate nach ihrem Tode ſtarb auch ihr Gemahl, den ſie zum Erben von Lüneburg und Celle gemacht hatte, und der ſeit 1714. als König Georg der Erſte auf dem Throne von Großbritannien ſaß. Hätte ſie den Tod ihres Gemahls erlebt, ſo wäre ſie in Freiheit geſetzt, und als verwittwete Königin von Großbritannien anerkannt worden. Denn ihr Sohn, der nun als Georg der Zweite den großbritaniſchen Thron beſtieg, liebte ſeine Mutter auf's zärtlichſte, und war von ihrer Unſchuld auf's vollkommenſte überzeugt. Er machte einſt den Verſuch, ſie zu ſehen, und ſchwamm zu Pferd über die Aller zu dem Schloſſe, das ſie bewohnte. Da aber der Aufſeher des Schloſſes, ein Herr von Bülow, ſich Verantwortung zuzuziehen befürchten mußte, ſo verhinderte er die Zuſammenkunft, und der Prinz mußte zurück kehren, ohne ſeinen Zweck erreicht zu haben. Das Andenken an ſeine Mutter war ihm fortwährend ſo heilig, daß er ihr Bildniß heimlich bei ſich trug. Sein Vater war zu Osnabrück, auf einer Reiſe in ſeine

teutſchen Staaten, geſtorben. Als die Nachricht von dem Tode deſſelben nach London kam, fand man in den Kleidern des Prinzen das Miniaturgemählde ſeiner Mutter.

Während der ganzen Zeit ihrer Gefangenſchaft hatte ſich die Prinzeſſin mit eben ſo viel Milde als Würde betragen. So oft ſie das heilige Abendmahl nahm, welches jede Woche einmal geſchah, betheuerte ſie jedesmal bei dieſer feierlichen Gelegenheit, daß ſie des ihr angedichteten Verbrechens nicht ſchuldig ſey. Man erzählt auch, daß ſie bei einem Verſöhnungsantrage von Seiten ihres Gemahls, im ſtolzen Bewußtſeyn ihrer fleckenloſen Tugend, geantwortet habe: Iſt das wahr, deſſen ich beſchuldigt ward, ſo bin ich ſeines Bettes und Thrones unwerth; iſt es aber nicht wahr, ſo iſt er meiner nicht würdig. Ich nehme ſein Erbieten nicht an."

Nach Verlauf eines ſo langen Zeitraums iſt es unmöglich, die Umſtände dieſer geheimnißvollen Begebenheit, worüber damals niemand am hannövriſchen Hofe ſeine Meinung ſagen durfte, zu durchſchauen. Allein der plötzliche Meuchelmord Königsmarks ſcheint für die Unſchuld der Prinzeſſin zu zeugen. Wäre ſein Verbrechen des Beweiſes fähig geweſen, ſo würde man ihn verhaftet und zum Verhör geſchleppt haben, um ihn mit der unglücklichen Sophie zuſammen zu ſtellen, und von beiden ein Geſtändniß zu erpreſſen. Viele angeſehene Perſonen

haben nach Ernſt Auguſt's und Georgs des Erſten Tode, zu Hannover offen erklärt, daß ſie den auf die Prinzeſſin geworfenen Verdacht für falſch und ungerecht halten.

Cartouche,

Ein berüchtigter Räuber.

Als das größte Diebsgenie ſeiner, und vielleicht aller Zeiten, iſt Cartouche allgemein bekannt geworden, und in unrühmlichem Andenken geblieben. In der franzöſiſchen Sprache bezeichnet ſein Name jeden Dieb und Straſſenräuber. „Ein zweiter Cartouche!" ruft man, wenn von einem recht ſchlauen Gauner die Rede iſt.

In Paris wurde der Böſewicht gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts geboren, und in der Taufe erhielt er den Namen Louis Dominique. Schon als Knabe verrieth er einen entſchiedenen Hang zu Dieberepen, und da kein Zuchtmittel anſchlagen wollte, ſo wurde er zuerſt aus der Schule, und endlich auch aus dem väterlichen Hauſe gejagt. Dieß brachte ihn in keine Verlegenheit, vielmehr trat er ſogleich unter eine Räuberbande, welche die Normandie in Schrecken ſetzte. Da ihm indeſſen Paris einen größern Spielraum für ſeine ehrloſen

Künſte darbot, ſo kehrte er dahin zurück, und ward bald das Oberhaupt einer Bande von Banditen, die ihm ergeben waren. Er gab ſeiner Geſellſchaft eine förmliche Organiſation, entwarf Geſetze, verband die Glieder durch feierliche Eide, und ſeine despotiſche Gewalt erſtreckte ſich ſogar über Lebe nund Tod der Verbündeten, deren Zahl faſt täglich zunahm.

An der Spitze dieſer Geſellſchaft gefährdete Cartouche die öffentliche Sicherheit und das Privateigenthum auf eine vorher ganz unbekannte Weiſe. Eine lange Zeit hörte man in Paris täglich von neuen Diebſtählen, Plünderungen, Raub und mancherlei feinem Betrug. Von der letzten Art ein Beiſpiel zur Probe.

Cartouche begegnete einſt auf dem Wege zwiſchen Paris und Verſailles gegen Abend einem armen Beſenbinder. Er betrachtete den Mann mit Aufmerkſamkeit, und fand, daß ſeine Phyſiognomie ſich trefflich geſchickt haben würde, einen ehrwürdigen Biſchof vorzuſtellen. Dieß denken, und einen Diebsplan entwerfen, war eins. Er ritt auf den Menſchen zu, hielt ihm eine Piſtole auf die Bruſt, und ſchrie: „Kerl, du mußt ſterben! ich bin Cartouche.“ Der arme Mann fiel auf die Erde, und jammerte: „Mein Gott, was wollen Sie von mir? Ich habe keinen Heller Geld, kann Ihnen nichts geben, als den alten Rock, den ich auf dem Leibe trage.“ — „Ich verlange deinen Rock nicht

antwortete Cartouche, aber du mußt mir verſprechen, alles zu thun, was ich von dir verlangen werde.“ Der Beſenbinder gelobte dieß, und Cartouche fuhr fort: „Du mußt ſogleich mit mir gehen; ich werde dich dieſe Nacht beherbergen, und dir gut zu eſſen, zu trinken, und noch obenderin Geld geben. Morgen frühe leg' ich dir prächtige Kleider an, und fahre in einer Kutſche mit dir aus — das Weitere wirſt du ſchon erfahren. Aber das verlang' ich von dir, daß von jetzt an, bis Morgen Nachmittag um vier Uhr keine andere Sylbe aus deinem Munde komme, man frage dich um was man wolle, als die beiden Worte: Oui Monsieur. Entwiſcht deinen Lippen ein einziger anderer Laut, ſo biſt du des Todes.“

Der Beſenbinder war froh, ſo wohlfeil davon zu kommen, und verſprach alles. Cartouche nahm ihn mit ſich, und verpflegte ihn bis zum andern Morgen köſtlich Darauf kleidete er ihn wie einen auswärtigen Biſchof, er ſelbſt aber wählte den Anzug eines Domherrn; ein anderer Dieb ſtellte einen Weltgeiſtlichen von niederer Ordnung vor; noch zwei Schelme von der Bande wurden als Livreebediente ausſtaffirt. Man nimmt eine Miethkutſche, der Biſchof wird hineingepackt, die beiden geiſtlichen Herren ſetzen ſich ihm gegen über, die Lakaien ſteigen hinten auf, und ſo fährt man zu einem Kaufmann, der mit prächtigen reichen Stoffen handelt.

Cartouche, nachdem er den Beſenbinder aus dem Wagen gehoben hat, und mit ſeinem Gefolge in den Laden getreten iſt, nimmt das Wort, und erzählt dem Kaufmann: „Monſeigneur, der Biſchof, wolle bei ihm die beſten Gold= und Silberſtoffe ſehen, um für eine neu erbaute Kapelle, Ornate und Meßgewänder von allen Farben, zu den verſchiedenen Feſten zu kaufen.“ Dem Handelsmanne giebt die Ausſicht zu ſo reichem Gewinne hundert Beine; alle Ladendiener werden in Bewegung geſetzt; man ſtellt einen Seſſel in den Vorraum, auf welcher Monſeigneur, dem Beſenbinder, ſich ziemlich tölpelhaft hinwirft. Man holt die beſten Stücke Stoff her, und Cartouche zeigt ſie einzeln dem vermeinten Biſchofe: „Fänden es Monſeigneur nicht gut, daß wir von dieſem Stücke nähmen? — Glauben Monſeigneur nicht, daß wir von jenem für das Jubiläum kaufen ſollten?“ — Der Beſenbinder antwortete befohlnermaſſen immer: „Oui, Monsieur.“

Es wurden ohngefähr für zwanzigtauſend Livres ausgenommen; die Rechnung wird gemacht, und der Kaufmann gefragt: ob er lieber Silbermünze oder Gold haben wolle? Dieſer verſicherte mit großen Reverenzen, daß er das der Willkühr Seiner Hochwürden Gnaden lediglich überlaſſen wolle. Nun wendet ſich Cartouche an den Biſchof mit den Worten: „Da wir zu Hauſe noch ſo viel Silbergeld liegen haben, ſo fänden Monſeigneur es viel=

leicht gut, wenn wir uns auf dieſe Art davon los-machten?

Der Beſenbinder. Oui, Monsieur.

Cartouche. Wenn es Monſeigneur befehlen, ſo können wir hinfahren und die Summe holen, wenn indeß Monſeigneur hier verweilen wollen.

Der Beſenbinder. Oui, Monsieur.

Die beiden Geiſtlichen ſetzen ſich alſo in die Kutſche, und nehmen die Waaren mit; ein Bedienter ſteigt hinten auf, der Andere geht vor der Hausthür ſpatzieren, verliert ſich aber unmerklich. Der Biſchof allein blieb ſtill und ſtumm auf ſeinem Stuhle ſizen. Der Kaufmann thut dem Biſchof allerlei Vorſchläge: ob er nicht in das Zimmer treten wolle, ob ihm nicht Erfriſchungen gefällig ſeyen u. dergl. kann aber nie eine andere Antwort erhalten, als oui, Monsieur! Das Ding dauert indeß lange; die Herren kommen gar nicht zurück; der Kaufmann wird unruhig, er fängt an den Beſenbinder ernſtlicher anzureden, aber, was dieſer erwiedert iſt — oui, Monsieur! Drei Stunden verſtreichen auf dieſe Art, da denn der Kaufmann nicht länger mehr zweifelt, daß er betrogen worden ſey. Er faßt den falſchen Biſchof bei den Ohren, und nöthigt ihn zu einem Geſtändniß, das der Arme auf den Knieen ablegt, indem er alles erzählt, was man mit ihm vorgenommen hat. —

Dergleichen Gaunereyen nicht nur, ſondern auch gewaltſame Einbrüche und Mordthaten, fielen ſo häufig vor, daß die Policey einen anſehnlichen Preis auf Cartouche's Kopf ſetzte, und ihm überall nachſpürte. Erſt nach vielen fruchtloſen Verſuchen fiel er endlich am vierzehnten October 1721. in ihre Hände. Man ſteckte ihn in ein tiefes unterirdiſches Gefängniß, demohngeachtet grub er ſich unter der Erde einen Ausweg, allein auf den Lärm der Leute, zu denen er flüchtete, wurde er abermals ergriffen. Alle Qualen der Folter waren nicht im Stande ihn zu bewegen, ſeine Spießgeſellen zu verrathen, und deswegen wurde das Urtheil über ihn ausgeſprochen, daß er lebendig gerädert werden ſollte. Als er auf den Gerichtsplatz geführt wurde, hoffte er noch immer, durch ſeine Kameraden der Juſtiz entriſſen zu werden. Da er aber nur Soldaten und Henkersknechte ſah, ließ er ſich noch einmal in ſein Gefängniß zurück führen, bekannte nun alle ſeine Verbrechen, nannte ſeine Genoſſen, und ſtarb am acht und zwanzigſten November 1721. unter den Händen des Scharfrichters mit bewundernswürdigem Gleichmuthe.

Johann Junker,

Profeſſor der Medicin in Halle.

Ein Arzt, welcher ſich um die leidende Menſchheit viele Verdienſte erwarb, und der Wiſſenſchaft ſelbſt durch Schriften und mündlichen Unterricht nützte. Er war zu Landorf, unweit Gießen, am 23ſten December 1679. von unbemittelten Eltern geboren. Indeſſen beſuchte er doch das fürſtliche Pädagogium in Gießen, und ſtudirte zu Marburg und Halle Theologie, wurde auch bald am königlichen Pädagogium in Halle als Lehrer angeſtellt. Es iſt unbekannt, warum er die ehrenvoll betretene Laufbahn verließ, und ſich in Erfurt auf die Arzneiwiſſenſchaft legte. Auch über ſeiner ehelichen Verbindung mit der Aebtiſſin von Schacken, einem proteſtantiſchen Fräuleinſtift im Waldeckiſchen, wo er eine Zeitlang als Hauslehrer ſtand, hängt ein Schleier. Er zog mit ihr nach Schwarzenau, in der Grafſchaft Witgenſtein, fieng an die mediciniſche Praxis zu treiben, und begab ſich darauf nach Halle, wo er 1716. ordentlicher Phyſikus des königlichen Pädagogiums und des Waiſenhauſes wurde. Seine Geſchicklichkeit verſchaffte ihm 1729. ein ordentliches Lehramt der Medicin, welches er bis an ſeinen Tod, den 25ſten October 1759., bekleidete.

Aus dem Leben dieſes, auch wegen ſeines menſchenfreundlichen Charakters ſehr geſchätzten Arztes, iſt ein Ereigniß bekannt geworden, das zu den ſeltſamſten gezählt werden muß. Er bekam einmal die Leichname zweier Gehenkten, um ſie bei den anatomiſchen Demonſtrationen zu gebrauchen. Ohne ſie genauer zu betrachten, befahl er, die Leichname in eine Kammer zu legen, die zunächſt an ſeine Studierſtube ſtieß.

Junker ſaß, in ſeine gelehrten Beſchäftigungen vertieft, bis gegen Mitternacht an ſeinem Schreibtiſche, als ſich unvermuthet in der anſtoſſenden Kammer ein ſtarkes Geräuſch erhob, das ſeine Aufmerkſamkeit rege machte. Um nachzuſehen, was es da gebe, faßte er ſein Licht, gieng in die Kammer, und ſtaunte ein wenig, als er das Tuch, welches die Leichname bedeckte, zerriſſen fand. Noch mehr aber ſtaunte er, als er das Tuch aufdeckte, und nun gar einer dieſer Körper ihm fehlte. Die Fenſter waren zu, die Thüren verſchloſſen geweſen; ein Diebſtahl war gar nicht wahrſcheinlich, und erſchien beinahe als eine Unmöglichkeit. Junker blickt voll Verwunderung überall umher, und ſiehe da, in einem Winkel kauerte ganz zuſammen geduckt der vermißte Leichnam.

Ein gewöhnlicher Menſch wäre vielleicht jetzt davon gelaufen; doch Junker gieng näher, und was er gleich gemuthmaßt hatte, befand er ge-

gründet. Dieſer Unglückliche war lebendig geworden, und bat inbrünſtig und mit dem Zittern einer neuen Todesangſt, ihm, der einer allzuharten Strafe ſo ſonderbar wieder entronnen ſey, nun auch ſein Leben zu friſten. Natürlich, daß dieſer Anblick und dieſe Bitte den ohnedem menſchenfreundlichen Gelehrten rührten. Er fragte ſeinen Gefangenen: was er verbrochen habe, und wer er ſey. Mit beklommenem Herzen erzählte dieſer, er ſey ein Ausländer, Soldat und Deſerteur. Von rechtlichen Eltern geboren und erzogen, habe er ſich in einer unglücklichen Minute, im Rauſch anwerben laſſen; in einer noch unglücklichern Minute aber habe er verſucht, ſich heimlich in Freiheit zu ſetzen. Er ſey bald ergriffen, und, Andern zum abſchreckenden Beiſpiele, zum Strange verurtheilt worden: eine Strafe die ungeſäumt vollzogen worden wäre. Wie er wieder ins Leben zurück gekehrt ſey, wiſſe er ſelbſt nicht anzugeben; vermuthlich habe er in einer langen Ohnmacht gelegen, in der man ihn für todt gehalten hätte.

Junker's Mitleiden ward durch dieſe Erzählung ganz gewonnen; wie er aber den Unglücklichen retten ſollte, wußte er nicht ſofort. Doch bald fiel es ihm ein; er gab dem Armen nothdürftige Kleidung, befahl ihm einen Mantel umzuwerfen, eine Laterne in die Hand zu nehmen, und ihm vorzuleuchten. So kamen ſie an's Thor. Der Vorwand,

daß Junker zu einem tödlichen Kranken gerufen werde, öffnete die Pforte ohne alle Schwierigkeit. Der angebliche Bediente kam auf dieſe Weiſe glücklich heraus, wollte noch fußfällig ſeinem Erretter danken, bekam aber die Ermahnung, ſich um keinen Augenblick zu verſpäten, und entfloh. Den Mangel des Leichnams wußte Junker, unter irgend einem Vorwande, ſo zu verbergen, daß niemand Verdacht ſchöpfte. Es vergiengen Jahre, und niemand wußte um die ganze Geſchichte, die weiter keine Folgen zu haben ſchien. Doch unvermuthet folgte eine höchſt ſonderbare Entwicklung.

Zehn bis zwölf Jahre waren ſeit dem Vorfalle verfloſſen, als Junker in Geſchäften nach Amſterdam reiste. Eines Tages, als er daſelbſt die Börſe beſah, nahte ſich ihm, in dem Getümmel von Menſchen, ein artig gekleideter Mann von mittlerem Alter, der, wie er hörte, für einen der wohlhabendſten Kaufleute galt, und fragte ihn: Ob er nicht das Vergnügen habe, den Herrn Profeſſor Junker aus Halle zu ſehen? Nach Bejahung dieſer Frage ſpann ſich ein freundſchaftliches Geſpräch an, und der Kaufmann lud den Gelehrten zum Mittageſſen ein. Dieſer nahm es an, fand ein vortreffliches Haus, ein gutes Mahl, an ſeinem Wirth einen angenehmen Geſellſchafter, den Gatten einer mehr als gewöhnlich liebenswürdigen Holländerin, und den Vater von einigen hoffnungsvollen Kindern. Jun=

ker gefiel ſich in dieſer unverhofft erworbenen Bekanntſchaft recht wohl. Nach Tiſche ward er im ganzen Hauſe herumgeführt, und endlich nahm ihn der Herr des Hauſes auch in ſein Schreibkabinet mit. Hier fragte er ihn, da ſie beide ganz allein waren: ob er ihn nicht mehr kenne? Junker verneinte es. „Das glaub ich ſelbſt, fuhr der Kaufmann fort, und doch kenn' ich Sie deſto beſſer; werd' auch hoffentlich den Mann nie verkennen lernen, dem ich die Friſtung meines Lebens ſchuldig bin. Erinnern Sie ſich jenes Deſerteurs, der in Ihrer Kammer vom Tode wieder erwachte, und den Sie ſo menſchenfreundlich retten halfen? der bin ich."

Junker ſtaunte nicht wenig, denn dieſe Veränderung ſchien ihm allzu groß. Doch ſein Wirth fuhr fort ihm zu erzählen: wie er ſich bis nach Amſterdam mühſelig fortgeholfen; wie ſein Rechnen und Schreiben ihn hier bei einem der reichſten Kaufleute untergebracht; wie er ſich das Wohlwollen ſeines Herrn, die Kenntniß des Handels und die Liebe ſeiner jetzigen Gattin, der Tochter vom Hauſe, zu erwerben gewußt habe; wie er endlich ſeines Prinzipals Schwiegerſohn, auch bald darauf ſein einziger Erbe geworden ſey, und nun ein Leben in Glück, Zufriedenheit und Ueberfluß führe. — Wahrhaft freute ſich Junker über dieß alles. Dankbar bot der neue Holländer alles auf, was ſein Haus

vermochte, und als ſie ſich trennten, ruhte er nicht eher, bis er ſeinem ehemaligen Wolthäter ein Geſchenk von einigen hundert Dukaten aufgedrungen hatte.

Helvetius,

Philoſoph und Menſchenfreund.

Wenige Menſchen wurden von Natur und Glück ſo gut ausgeſtattet, als der berühmte franzöſiſche Philoſoph Claudius Adrian Helvetius; deſſen Schriften vom Geiſt und vom Menſchen, bei einer Menge unhaltbarer Meinungen, doch auch ſehr viel Wahres und Treffliches enthalten, und ihm unter den kühnen Beſtreitern verjährter Vorurtheile auf immer eine ehrenvolle Stelle ſichern. Sein Vater und Großvater waren berühmte Aerzte zu Paris, wo er 1715. geboren wurde. Unter der Leitung einſichtsvoller Lehrer machte er in den Wiſſenſchaften, von ſeltenen Talenten unterſtützt, ſchnelle Fortſchritte, und gewann zugleich durch ſeine gefälligen Sitten und ſein wohlwollendes Gemüth Aller Herzen. Schon im drei und zwanzigſten Jahre erhielt er durch die Gunſt der Königin, bei der ſeine Eltern in großer Gnade ſtanden, die Stelle eines

Generalpächters, mit einem Einkommen von hundert tauſend franzöſiſchen Thalern.

So war alſo Helvetius in einem Alter, in welchem die Meiſten zu ihrem zeitlichen Glücke kaum den erſten Grundſtein gelegt haben, im Beſitze eines der einträglichſten Aemter. Der Neid aber ſelbſt mußte geſtehen, daß er dieſes Glückes werth war. Bei weitem den größten Theil ſeiner Einkünfte widmete er der Unterſtützung des Verdienſtes, der Armuth und der leidenden Menſchheit. Mit Anſtrengung und Aufopferung verwandte er ſich zum Beſten der gedrückten Unterthanen, und hemmte die Habſucht der Subalternen, deren nichtswürdige Denk- und Handlungsweiſe ihm aber allmählig ſo zuwider wurde, daß er ſeine Stelle niederlegte, und als Haushofmeiſter in die Dienſte der Königin trat.

Durch die Verheurathung mit einer Frau aus einem der erſten Häuſer in Lothringen wurde Helvetius in Stand geſetzt, anſehnliche Güter zu kaufen, und den größten Theil ſeines Lebens, in einer glücklichen Unabhängigkeit, auf dem Lande zuzubringen, da ſein Dienſt bei der Königin wenig Zeit foderte. Die Wiſſenſchaften liehen ſeiner Einſamkeit täglich neue Reitze, und er war der Beglükker Aller, die im Kreiſe ſeines Wirkens lagen. Alle Edelleute ſeiner Umgebung nahmen zu ihm ihre Zuflucht, wenn ſie in Verlegenheit waren, und oft kam er ihren Bedürfniſſen zuvor. Seinen Unter-

thanen, Pächtern und Dienſtleuten war er der wohl-wollendſte, uneigennützigſte Herr. Wenn ſie Verluſt erlitten, wenn ein unfruchtbares Jahr einfiel, gab er ihnen Nachlaß, und unterſtützte ſie mit Geld. Er beſtellte auf ſeine Koſten einen geſchickten Arzt, errichtete eine reichlich verſehene Apotheke, und ließ allen Bedürftigen die Arznei unentgeldlich reichen. Wenn einer ſeiner Unterthanen erkrankte, verſah er ihn mit Fleiſch, Wein und allen übrigen Nothwendigkeiten; oft fand er ſich ſelbſt in den Wohnungen des Elends ein, tröſtete und ſorgte für eine angemeſſene Abhülfe. Der Armuth ſuchte er vornämlich dadurch zu ſteuren, daß er die Induſtrie weckte, und für Beſchäftigung der Arbeitloſen ſorgte. Kurz Helvetius war mehr der Vater, als der Gebieter ſeiner Unterthanen. Viele derſelben erkannten dieß mit gebührendem Danke; doch nicht alle. Verſchiedene mißbrauchten ſogar ſeine Güte, und hauptſächlich war dieß der Fall mit den ſogenannten Wildſchützen.

Helvetius hatte ein paar ſchöne Waldungen; doch im ganzen Königreiche wurden, nach Maaß der Möglichkeit, nicht ſo viel Wild-Diebſtäle begangen, als hier. Kein Wunder auch! Denn ſo oft ein Verbrecher dieſer Art ertappt und vor den Gutsherrn gebracht wurde, machte ihm dieſer ein paar gelinde Vorwürfe, und — ſchenkte ihm die Strafe. Einmal jagte ein Bauer vor ſeinem Schloßfenſter.

Das verdroß doch den Gutsherrn dermaßen, daß er Befehl gab, den Frevler in Verhaft zu nehmen. Des andern Tages wurde der Wildſchüß vrgefühvrot; Helvetius ſtand zornig auf, doch da er den Mann ein wenig ins Geſicht gefaßt hatte, ſagte er mitleidig: „Mein Freund, du haſt Unrecht gethan; wenn du Wild nöthig hatteſt, warum begehrſt du's nicht von mir? Ich hätte dir's nicht abgeſchlagen?“ Er ließ ihn darauf frei, und hieß ihm Wildpret geben.

Eine ſolche Milde war nicht geeignet, den Wildfreveln Einhalt zu thun. Da der Unfug, troß wiederholter Vorbote, eher zu als abnahm, ſo miſchte ſich endlich Frau von Helvetius in die Sache. Obgleich von Natur eben ſo mitleidig und menſchenfreundlich als ihr Gatte, hörte ſie doch ſo oft von wiederholten Wild-Diebſtählen, daß es ihr endlich vorkam, ihr Gemahl handle in dieſem Punkte doch gar zu glimpflich. Sie redete ihm zu, einmal ein Beiſpiel zu geben, woran die Uebrigen ſich ſpiegelten, und er verſprach es. An ſeine Beamte ergieng gemeſſener Befehl, das nächſtemal mit aller Strenge zu verfahren. Dieſes Nächſtemal blieb nicht lange aus, denn ſchon am zweiten oder dritten Tage ertappte man einen Bauer, als er ein Reh ſchoß. Das Gewehr ward ihm abgenommen, er ſelbſt mußte in's Gefängniß wandern, und kam nicht eher auf freien Fuß, bis er eine, für ſeinen Stand ziemlich beträchtliche, Geldſumme erlegt hatte.

Helvetius, ſofort von dieſen Maaßregeln benachrichtigt, fand, daß man unverbeſſerlich gehandelt habe, und unterließ nicht, ſeiner Gemahlin ebenfalls Bericht davon bei der nächſten Mittagstafel abzuſtatten. Aber nach derſelben ſchlich er ganz allein und unbemerkt zu der Hütte des Beſtraften, ſprach freundlich mit ihm, und erkundigte ſich: wie hoch er ſeinen Verluſt an Gewehr und baarem Gelde rechne? zog ſeine Börſe, und ſprach: „Was geſchehen iſt, geſchah, um deine Mitbrüder zu ſchrekken, nicht um dich arm zu machen! Verſprichſt du mir Verſchwiegenheit gegen jedermann, und ganz vorzüglich gegen meine Gemahlin, ſo iſt hier die verlorne Summe. Nimm ſie und ſündige nicht wieder; beim zweitenmale und beim Schwatzen würd' ich unerbittlich ſeyn.“ — Mit tauſend Freuden nahm der Bauer das Geld, und verſprach alles mögliche. Helvetius ſchlich wieder nach Hauſe.

Am andern Morgen gieng Frau von Helvetius mit ihren Töchtern und deren Hofmeiſterin in einem nahen Buſche ſpazieren. „Wißt ihr wohl, hob ſie auf dem Heimwege an, daß mich dieſe ganze Nacht Gewiſſensvorwürfe um den Schlaf gebracht haben? Ich bin an dem Unglück eines armen Mannes Schuld. Ich habe euren Vater zur Strenge gegen die Wildſchützen gereitzt; der Beſitzer jenes Häuschens am Walde iſt davon ein Opfer geworden. Er mag ſeine Strafe verdienen; aber ich möchte ſie

doch nicht gerne verurſacht haben. Laßt uns bei ihm einſprechen!“ — Es geſchah; der unbefugte Jäger, abermals befragt: wie hoch ſich ſeine Einbuße vor Gericht belaufen habe? gab ſie pünktlich, wie geſtern, an, und erhielt ſie pünktlich — zum zweitenmale wieder. Aber mit Hand und Mund mußte er vorher verſprechen, ja niemanden, und am wenigſten ſeinem Herrn, ein Wort davon zu ſagen. Mit vieler Bereitwilligkeit that er dieſes Verſprechen, und mit vieler Ehrlichkeit hielt er es. Erſt nach fünf oder ſechs Jahren wurde beiden Gatten bekannt — wie hart der Wildſchütze geſtraft worden ſey.

Zuweilen vertauſchte Helvetius das Land mit Paris, um den Umgang denkender Männer und ſeiner Freunde zu genießen. Dann war ſein Haus ein Sammelplatz der edelſten Menſchen. Dieſes frohe Leben wurde durch eine Reiſe nach England und Teutſchland, in den Jahren 1764. und 1765. unterbrochen, wo er überall mit hoher Achtung aufgenommen wurde. Er kehrte in ſeine Einſamkeit zurück, und ſtarb daſelbſt im December 1771.

Immanuel Kant,

Profeſſor der Philoſophie zu Königsberg.

Zu den ausgezeichneten Männern, die mit unvergänglichem Ruhme ihr Vaterland und ihr Zeitalter verherrlichten, gehört Immanuel Kant, geboren zu Königsberg in Preuſſen den 22ſten April 1724. Seine Eltern waren nicht reich, aber durchaus auch nicht ſo arm, daß ſie Mangel leiden durften; vielweniger, daß Noth und Nahrungsſorgen ſie hätten drücken ſollen. Sie verdienten ſo viel als ſie für ihr Hausweſen und die Erziehung ihrer Kinder nöthig hatten. Der Vater, Johann Georg Kant, deſſen Vorfahren aus Schottland ſtammten, war ein Bürger und Sattlermeiſter in Königsberg. Er ſoll ein arbeitſamer, redlicher Mann, ein treuer Bürger, ein guter Gatte und Vater geweſen ſeyn. Die Mutter hieß Regina Dorothea, geborne Reuter; ihr Vater ſtammte aus Nürnberg. Sie war eine Frau von großem natürlichem Verſtande, einem edeln Herzen und vieler Religioſität. Mit der innigſten Erkenntlichkeit verdankte der Sohn ihr ganz die erſte Bildung ſeines Charakters und zum Theil die erſten Grundlagen zu dem, was er ſpäter wurde. Sie hatte ihre Anlagen ſelbſt nicht vernachläßiget, und beſaß eine Art von Bildung, die ſie

wahrſcheinlich ſich ſelbſt gegeben hatte. Sie ſchrieb ziemlich ortographiſch; für ihren Stand und ihr Zeitalter war das viel und ſelten. Da ſie eine durchaus rechtliche Frau, ihr Gatte ein redlicher Mann, und beide Freunde der Wahrheit waren; da aus ihrem Munde keine einzige Lüge gieng, kein Mißverſtändniß die häusliche Eintracht ſtöhrte; da endlich keine gegenſeitige Vorwürfe, in Gegenwart der Kinder, die Achtung derſelben für ihre gutgeſinnten Eltern ſchwächten, ſo wirkte dieß gute Beiſpiel ſehr vortheilhaft auf Kants Charakter. Seine Mutter nahm frühe ihre Pflicht wahr: ſie wußte bei ihrem Erziehungsgeſchäfte Annehmlichkeit mit Nutzen zu verbinden, gieng mit ihrem Manelchen (ſo verſtümmelte mütterliche Zärtlichkeit der Namen Immanuel) oft ins Freie; ſie machte ihn auf die Gegenſtände der Natur und manche Erſcheinungen in derſelben aufmerkſam, lehrte ihn manche nützliche Kräuter kennen, ſagte ihm ſogar vom Bau des Himmels ſo viel, als ſie ſelbſt wußte, und bewunderte ſeinen Scharfſinn und ſeine Faſſungskraft.

Kant verlor dieſe zärtliche Mutter in ſeinem dreizehnten Jahre; immer aber ſprach er von ihr mit der größten Achtung und Rührung. Er hatte vier Schweſtern, von denen eine frühe ſtarb, die andern aber an redliche Bürger in Königsberg verheurathet waren. Sein jüngerer Bruder, mit dem

er einen beſtändigen Briefwechſel unterhielt, ſtarb als Prediger in Curland, und hat Kinder hinterlaſſen. Auch von ſeinen Schweſtern leben noch Kinder und Enkel.

In den Jahren, da Kant heranwuchs, herrſchte in Königsberg der Pietiſmus — eine gutmüthige Schwärmerey, die auf regelmäßige tägliche Betſtunden, auf äuſſern Schein der Demuth einen hohen Werth legt, erlaubte Freuden des Lebens oft verſchmäht, viel über Dinge ſpricht, von denen wir nichts wiſſen, und auf die Charaktere ſeiner Verehrer einen ſehr verſchiedenen Einfluß äuſſert. Die meiſten Pietiſten ehren nicht Frömmigkeit, ſondern nur Frömmeley, und werden durch dieſe oft zu einer geheuchelten Demuth, oder auch zu einem unleidlichen Stolze verleitet, mit dem ſie auf Andere herabblicken. Es iſt aber nicht zu läugnen, daß auch manche beſſere Menſchen dieſem Boden geſunde Nahrungsſäfte für ihre edlere Natur verdanken, daß warme religiöſe Gefühle ſie begeiſtern, und zu Erhaltung eines reinen, vor Gott und der Welt unbefleckten Wandels und Gewiſſens ſie ermuntern.

Solche wohlthätige Wirkungen äuſſerte der Pietiſmus auf Kants Eltern, und auf ihn ſelbſt. So leicht durch eine pietiſtiſche Erziehung der Grund zur Heucheley gelegt werden kann, ſo war dieß doch bei ihm nicht der Fall. Sein reines Herz nahm nur das Gute auf. Streng waren die ſittlichen

Foderungen der Seinigen an ihn; ſtreng wurden auch ſeine eigenen Foderungen an ſich und Andere. Sein gutes ſittliches Betragen erwarb ihm die Gunſt der verdienſtvollen Franz Albert Schulz, Doctors der Theologie, Pfarrers in der Altſtadt und Directors des Friedericianiſchen Kollegiums. Da dieſer zugleich die großen und ſeltenen Anlagen des heranwachſenden Knaben entdeckte, ſo beredete er deſſen Eltern, ihn ſtudieren zu laſſen. Um ihnen die Koſten zu erleichtern, unterſtützte er ſie auf eine Weiſe, die mit Kants und ſeiner Eltern Ehrgefühl beſtehen konnte, da ſie einer baaren Unterſtützzung auswichen. Er verſorgte ſie mit Holz, das er ihnen gewöhnlich unverhoft und unentgeldlich anfahren ließ.

Auf der Friedrichsſchule, welcher Kant ſeine erſte wiſſenſchaftliche Ausbildung verdankte, widmete er ſich mit vorzüglichem Eifer dem Studium der Griechen und Römer. Er übte ſein Gedächtniß, aber auch ſein Urtheil, durch die Lectüre derſelben. Noch im hohen Alter konnte er ganze Stellen aus den Klaſſikern, die er in der Jugend gelernt hatte, auswendig herſagen. Mehrere ſeiner Schriften ſind lateiniſch geſchrieben; er ſprach ein elegantes und kraftvolles Latein mit großer, oft bewunderter Fertigkeit. Zugleich mit ihm beſuchten die Schule zwei treffliche Jünglinge, Kunde und Ruhnken, mit denen er den Bund inniger Freundſchaft ſchloß. In

B S B
MÜNCHEN

dem Enthuſiasmus, womit ſie die alten Römer la-en, beſprachen ſie ſich oft darüber, daß ſie ſich auf ihren künftigen Werken, nach alter Sitte der Gelehrten, die ihrem Namen lateiniſche Endungen gaben, Kantius, Cundeus und Ruhnkenius nennen würden. Kunde ſtarb frühzeitig als Rector der Schule zu Raſtenburg, geliebt und geſegnet von ſeinen Schülern. Ruhnken änderte wirklich ſeinen Namen in Ruhnkenius; es iſt der geſchmackvolle Erklärer der Alten, der 1797. als Profeſſor der Beredſamkeit, Geſchichte und Alterthümer in Leiden ſtarb.

Nach reifer Vorbereitung verließ Kant im Jahr 1740. die Schule, und beſuchte nun die öffentlichen Vorleſungen auf der Hochſchule ſeiner Vaterſtadt. Er widmete ſich vorzüglich dem Studium der Theologie, Philoſophie und Mathematik; doch beſchränkte er ſich nie auf irgend etwas ausſchließend, vielmehr war alles Wiſſenswürdige ſeiner Aufmerkſamkeit gewiß. Sein verehrteſter Lehrer war Martin Kuntze, ein Mann, der einige wackere Schriften geſchrieben hat, der aber als akademiſcher Lehrer ein ausgezeichnet trefflicher Mann geweſen iſt. Kant ſelbſt, der ſeine philoſophiſchen und mathematiſchen Lehrſtunden beſuchte, urtheilte von ihm, daß er ſeine Schüler zu Selbſtdenkern gebildet, daß er ſie gewöhnt habe, eine neue Bahn in der Philoſophie zu ſuchen. Dieſer verdiente Mann, der mit dem ſtillen

Bewußtſeyn ſeines Wirkens zufrieden war, erhielt vom Staate keine ſeinen Verdienſten angemeſſene Beſoldung, denn er ſtarb 1751. im 38ſten Jahre als auſſerordentlicher Profeſſor der Philoſophie.

Als Kant ſeine akademiſchen Studien geendigt hatte, war er neun Jahre lang Hofmeiſter auf dem Lande; zuerſt bei einem Prediger, wo er auch zuweilen predigte, dann war er Führer eines jungen von Hülſen und Grafen von Kaiſerling. Er erklärte ſelbſt, daß er ſeinem langen Aufenthalte auf dem Lande, weil er da mit ſich ſelbſt umgieng und Muße hatte, vieles für ſeine Bildung verdanke. Im höchſten Greiſenalter dachte er noch mit Zufriedenheit und Freude an jenen ländlichen Aufenthalt. Während ſeines Hofmeiſterlebens hatte er ſich zwanzig Friedrichsd'or geſammelt, die er nie angriff, um bei einer etwanigen Krankheit vor gänzlichem Mangel geſichert zu ſeyn. Um dieſen Schatz nicht anzugreifen, ſah er ſich genöthigt, als Magiſter ſeine damals anſehnliche und auserleſene Bibliothek nach und nach zu veräußern, weil er einige Jahre hindurch ſeine dringendſten Bedürfniſſe von ſeiner geringen Einnahme nicht beſtreiten konnte.

In der Zeit, da Kant Hofmeiſter war, ereignete ſich ein für ihn unangenehmer Vorfall. Er bewarb ſich um die unterſte Schulkollegenſtelle bei der Domſchule in Königsberg, allein er erhielt ſie nicht, und ward einem weit weniger fähigen Mit-

bewerber nachgeſetzt. Dieß ſchlug indeſſen ſeinen Muth ſo wenig nieder, daß er ſich vielmehr bald darauf entſchloß, in derſelben Stadt, in der man ihm eine niedere Stelle nicht hatte anvertrauen wollen, öffentlich als akademiſcher Lehrer aufzutreten. Er that es, nachdem ſein dreiſſigſtes Jahr vorüber war, nach der weiſeſten Vorbereitung. Als er am zwölften Junius 1755. Magiſter wurde, gab ihm, da er der philoſophiſchen Fakultät ſeine Probeſchrift von der Elaſticität eingereicht hatte, der Profeſſor Teske das rühmliche Zeugniß, daß er ſelbſt vieles aus dieſem Specimen gelernt hätte. In demſelben Jahre ließ er ſeine unſterbliche Schrift drucken: Allgemeine Naturgeſchichte und Theorie des Himmels; ein Werk, in welchem er viele Ideen aufhellt, deren Wahrheit nach vierzig bis fünfzig Jahren durch Beobachtung gefunden wurde, z. B. der Gedanke, daß es noch jenſeit des Saturn und zwiſchen Mars und Jupiter Planeten gebe. Er eröffnete auch, ſobald er die Magiſterwürde erhalten hatte, ſeine Vorleſungen über Philoſophie und Mathematik, und gleich im erſten Jahre faßte ein ſehr geräumiger Hörſaal die Menge der ihm zuſtrömenden Jünglinge nicht. Gleichwohl erhielt er erſt 1766., ohne ſein Anſuchen, die zweite Aufſeherſtelle bei der königlichen Bibliothek in Königsberg, mit einem ganz geringen Gehalt, allein nach einigen Jahren entſagte er dieſer Function, weil ſie ihm zu zerſtreuend war.

Als König Friedrich der Zweite auf Kants Verdienſte aufmerkſam gemacht wurde, ließ er ihm wiederholt eine Profeſſur in Halle, endlich mit dem Charakter eines geheimen Raths, antragen. Allein Kant, der genug hatte, weil er zufrieden war, blieb in ſeinem väterlichen Königsberg, und wendete oft auf ſich den Homeriſchen Vers an:

„Nirgends iſt's ſüßer zu ſeyn, als im lieben Lande der Väter.“

Der König trug aber dem Univerſitäts-Curator in Königsberg auf, bei der erſten erledigten Profeſſur der philoſophiſchen Fakultät in Königsberg keinen andern als Kant in Vorſchlag zu bringen. Die Profeſſur der Dichtkunſt, welche zuerſt erledigt wurde, nahm Kant nicht an, indem er erklärte, dieß ſey nicht ſein eigentliches Fach. An Kenntniſſen, um dieſe Stelle ehrenvoll zu bekleiden, fehlte es ihm keineswegs. Er ſchrieb, wie ſeine Schrift über das Schöne und Erhabene zeigt, einen trefflichen Styl, er kannte die Kunſt, verſtand die Klaſſiker, und hat in ſeinen Schriften ſelbſt der Dichtkunſt, durch aufgeſtellte Regeln, vieles genützt; dennoch ſchlug er jene Stelle aus, weil ſie nicht ſein eigentliches Fach begriff, weil er ſich ſeinem Fache, der Philoſophie, aufbewahren wollte. Erſt im März 1770., da die ordentliche Profeſſur der Mathematik erledigt wurde, nahm er dieſelbe an, vertauſchte ſie aber gegen Logik und Metaphyſik, deren Lehrer er nun bis an ſeinen Tod blieb.

Sein väterliches Königsberg liebte er ſo, daß er verſchiedene Lehrſtellen nach Halle, Jena, Mitau und Erlangen ausſchlug. Er ward 1780. Mitglied des akademiſchen Senats, und 1787. Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin. Im Sommerhalbjahre 1786. verwaltete er zum erſtenmale das Rectorat der Univerſität mit Würde und allgemeinem Beifalle. Bei der Huldigung des Königs Friedrich Wilhelms des Zweiten bewillkommte ihn Kant als Rector, und der König beantwortete ihm ſeine Anrede auf eine Art, die dem Philoſophen ſowohl, als ihm ſelbſt Ehre machte. Bald darauf erhielt Kant auch eine Beſoldungszulage von 220 Reichsthaler. Sein Geſtirn trübte ſich nur in der Zeit, als der König, mit ſeinem bigotten und betrügeriſchen Miniſter Wöllner, geleitet von Betrügern und Betrogenen, durch Religionsedicte und Glaubenszwang die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes hemmen wollte. Er betrug ſich aber dabei mit Klugheit und männlicher Feſtigkeit, hoffte eine beſſere Zeit, und erlebte ſie auch wirklich.

Bei einer höchſt einfachen, ruhigen und einförmigen, durch keine heftigen Leidenſchaften erſchütterten Lebensweiſe, bei einer harmoniſchen Ausbildung ſeiner ganzen Natur, und einer großen Macht ſeines Gemüths, ſeinen eigenen Körper zu beherrſchen, brachte Kant ſein Leben bis zum höchſten Greiſenalter. Erſt in den letzten Jahren zeigten ſich die

Schwächen des Alters; die Aeusserungen ſeiner Kraft waren durch die Kraftloſigkeit ſeiner Organe gehemmt. Zum letztenmal feierte er ſeinen Geburtstag, bei einem Mittagsmahle am 22ſten April 1803., in Geſellſchaft von achtzehn bis zwanzig Freunden. Als der Tag kam und die Geſellſchaft verſammelt war, wollte er ganz froh ſeyn, allein er hatte keinen wahren Genuß an derſelben. Das Geräuſch bei der Unterhaltung einer zahlreichen Geſellſchaft, der er entwöhnt war, ſchien ihn zu betäuben, und man merkte wohl, daß es die letzte Verſammlung in der Art und zu dieſem Zwecke ſeyn würde. Er kam nur erſt recht zu ſich ſelbſt, als er ausgekleidet in ſeiner Studierſtube mit einem Vertrauten allein war, und mit ihm über die ſeinen Domeſtiken zu gebenden Geſchenke geſprochen hatte. Denn nie konnte Kant froh ſeyn, wenn er nicht Andere um ſich her zufrieden ſah. Jemehr er ſelbſt das Abſterben aller Kräfte ſeines großen Geiſtes und ſeines Körpers gewahr wurde, um ſo mehr war der Tod ein Gegenſtand ſeiner Sehnſucht. Schon im Jahr 1799., da ſeine Schwäche kaum noch bemerkbar wurde, ſagte er einſt zu einigen ſeiner Freunde: „Meine Herren, ich bin alt und ſchwach, Sie müſſen mich wie ein Kind betrachten.“ Der Reſignation auf das Leben und der ruhigen Erwartung des Todes blieb er ſtets fähig. „Meine Herren, ſagte er, ich fürchte nicht den Tod, ich werde zu ſterben wiſſen. Ich verſichere es

Ihnen vor Gott, daß, wenn ich in dieſer Nacht fühlte, daß ich ſterben würde, ſo wollte ich meine Hände aufheben, falten und ſagen: Gott ſey gelobt! Ja, wenn ein böſer Dämon mir im Nacken ſäße, und mir zuflüſterte: du haſt Menſchen unglücklich gemacht! dann wär es etwas anderes.“ Obgleich Menſchenfreund in hohem Grade, hatte er doch immer das Leben als ein im Ganzen verächtliches Spiel und Getriebe von Leidenſchaften und Thorheiten angeſehen, das kein Vernünftiger noch einmal von vorn durchzuſpielen wünſchen könne, und ſo mußte ihm die Verſetzung „von dieſem niedern Globen in die Unſterblichkeit,“ in einen beſſern Stern, wünſchenswerth ſeyn, wohin, wie er ahndete, diejenigen entrückt werden dürften, die hier ihre Rolle nicht ſchlecht geſpielt hätten. Dieſer Wunſch gieng am zwölften Februar 1804., Mittags um eilf Uhr, in Erfüllung, denn in dieſer Stunde gieng der große Denker, in einem Alter von achtzig Jahren, zu einem höhern Daſeyn über.

Kant war ein Univerſalgelehrter, deſſen Geiſt das ganze Gebiet menſchlicher Kenntniſſe umfaßte, und der überall bis in's genaueſte Detail eindrang. Bewundernswürdig waren nicht nur die umfaſſenden Kräfte ſeines Genies, ſondern auch die gehaltvolle Anwendung, die er davon machte. In ihm vereinigten ſich Tiefſinn, Gründlichkeit, reiche Kenntniſſe, Scharfſinn, Witz, Originalität, Hoheit, Stärke,

Feinheit. Die hervorſtechendſte Kraft ſeines Geiſtes aber war, Begriffe zu zergliedern, und ſie in ihre einfachſten Beſtandtheile und Merkmale zu zerlegen; ſie blieb auch am längſten, und noch da, als ſeine übrigen Erkenntnißkräfte, beſonders die Combinationsgabe der Begriffe, die ſeiner Sagacität nie gleich geweſen war, merklich dahin ſchwanden, ein Eigenthum ſeines Geiſtes.

War Kant gleich ſchon ſeit 1755, da er zuerſt als Schriftſteller auftrat, als geſunder, tiefer Denker geachtet, und waren auch manche ſeiner Grundanſichten über philoſophiſche Gegenſtände durch Schüler und Freunde in Umlauf gekommen, ſo wurde ſein großes Vorhaben, die Philoſophie zu reformiren, doch erſt durch die Kritik der reinen Vernunft bekannt, die er 1781. drucken ließ, und an die ſich eine lange Reihe ſorgſam vorbereiteter, wichtiger philoſophiſcher Werke anſchloß. Was ehedem die Griechen von Socrates ſagten, er habe die Philoſophie vom Himmel auf die Erde geführt, das konnte man gewiſſermaſſen auch von Kant ſagen. Seine Philoſophie hatte die Abſicht, mit philoſophiſcher Beſtimmtheit darzuthun, daß der Menſch mit Spekulationen nichts ende, und daß die Gewißheit des Gebotes der Pflicht das höchſte, das unmittelbar Gewiſſe im menſchlichen Wiſſen ſey, daß darauf ſich unſere Ueberzeugung von Gott, Freiheit und Unſterblichkeit unwandelbar gründe. Wie er

überall in die philoſophiſche Spekulation, ſtatt leichter, oberflächlicher Deklamation, Gründlichkeit und Strenge der Beweiſe einführte, ſo hat er inſonderheit in der praktiſchen Philoſophie durch ſein Anſtreben gegen den Geiſt einer laxen Zeitmoral eine der Wiſſenſchaft nothwendige und ſelbſt den Sitten wohlthätige Revolution hervorgebracht. Seine Philoſophie enthielt die reinſte Moral, und lehrte tugendhaft ſeyn um der Tugend willen. Es war Verdienſt, dieß zu lehren, und das Urtheil zu berichtigen, ob es gleich gewiß iſt, daß die Redlichen aller Zeiten nach dieſen Grundſätzen, von ihren richtigen moraliſchen Gefühlen geleitet, gehandelt haben. Gewiß aber haben Kants Schriften unendlich viel dazu beitragen, um in Tauſenden jenen himmliſchen Funken zu entzünden, der in Thaten zur erleuchtenden und erwärmenden Flamme worden iſt. Kurz Kant lehrte als Philoſoph, was ſo viele andere von reinem Herzen geleitet, gelehrt und geübt hatten.

Kants ſämmtliche Schriften, und ihrer iſt eine große Zahl, verkündigen einen ſo reichen, vielſeitig gebildeten, auch mit einem ſo großen Schatze empiriſcher Wiſſenſchaften ausgerüſteten Geiſt, wie nach Leibnitz keiner geweſen iſt. Alle ſeine Schriften zeigen, daß er die Werke der griechiſchen und römiſcher Klaſſiker geleſen hatte und verſtand, und daß er aus jenen reichen Quellen der Humanität ſchöpfte. Sein Geſchmack war gebildet, und er war

vertraut mit den Kunſtwerken vieler Nationen und Jahrhunderte; aber auch mit dem Geiſte der Nationen in geographiſcher und politiſcher Hinſicht, wie mit der Weltgeſchichte. Die Religionslehre verdankt ihm vieles, und die Rechtswiſſenſchaft ehrt die Grundſätze, die er ihr aufſtellte. Seine eigene Ideenfülle und die Leichtigkeit und Gewohnheit, alle philoſophiſchen Begriffe aus der unerſchöpflichen Quelle ſeiner eigenen Vernunft herauszuſchöpfen, machte, daß Kant am Ende faſt keinen Andern, als ſich ſelbſt verſtand. Selbſt die Schriften ſeiner Gegner konnte er nur mit der äuſſerſten Mühe faſſen, weil es ihm unmöglich war, ſich auch nur auf einige Zeit aus ſeinem originellen Gedankenſyſtem herauszuſezzen. Er geſtand dieß ſelbſt und gab gewöhnlich ſeinen Freunden den Auftrag für ihn zu leſen, ihm den Inhalt fremder Syſteme in Vergleichung mit dem ſeinigen nach den Hauptreſultaten mitzutheilen, und überließ es ſeinen Schülern und Freunden, ſeine Philoſophie gegen die Anfechtungen ſeiner Gegner zu ſchützen. Nur zweimal ſuchte er gegen Angriffe, die ſeiner Meinung nach aus dem Nichtkennenwollen ſeiner Philoſophie, und aus dem Hange, gegen ihn einen vornehmen Ton anzunehmen, entſtanden waren, durch Gegenſchriften ſich zu ſchützen. Aber auch hierzu ward er mehr durch Andere gereitzt, auch zum Theil von Männern, deren Willen zu befolgen er für Pflicht hielt, dringend aufgefo-

dert worden. Sein unpolemiſches Herz hätte es ihm nicht eingegeben.

Kant beſaß ein ſeltenes Sach- und Wortgedächtniß, auch eine bewundernswürdige innere Anſchauungs- und Vorſtellungskraft. Er ſchilderte z. B. eines Tages in Gegenwart eines gebornen Londners die Weſtmünſterbrücke, nach ihrer Geſtalt und Einrichtung, nach Länge, Breite und Höhe und den Maaßbeſtimmungen aller einzelnen Theile ſo genau, daß der Engländer ihn fragte, wie viele Jahre er in London gelebt, und ob er ſich beſonders der Architektur gewidmet habe? Eben ſo genau ſprach er mit einem Reiſenden, der aus Italien gekommen war, über dieſes Land, ſo daß derſelbe ſich ebenfalls erkundigte, wie lange er in Italien geweſen ſey? Er hatte ſein ſechzigſtes Jahr ſchon zurückgelegt, als er die Chemie beſonders lieb gewann, und die neuen chemiſchen Syſteme mit dem größten Eifer ſtudierte. Obgleich er nie ein einziges chemiſches Experiment geſehen hatte, ſo hatte er doch nicht allein die ganze chemiſche Nomenklatur vollkommen inne, ſondern er wußte auch den ganzen Proceß aller chemiſcher Experimente ſo genau und umſtändlich anzugeben, daß einſt an ſeinem Tiſche, in einem Geſpräche über Chemie, der große Chemiker, Doctor Hagen, voll Verwunderung erklärte: es ſey ihm unbegreiflich, wie man durch bloße Lectüre,

ohne Hülfe anſchaulicher Experimente, die ganze Experimentalchemie ſo vollkommen wiſſen könne.

Auf Beredſamkeit ſetzte Kant nur einen geringen Werth; ſie war ihm weiter nichts, als die Kunſt, Andere zu überreden und zu beſchwatzen. Aber Wohlredenheit ſchätzte er, und ſprach ſelbſt, wenn er Reden zu halten hatte, ſehr gut. Dagegen liebte er Sprachunterſuchungen und Etymologie. Auch ächte Satyren der Altern und Neuern galten bei ihm ſehr viel. Vom Erasmus von Rotterdam ſagte er mehrmals, daß deſſen Satyren der Welt mehr genutzt hatten, als die Speculationen der Metaphyſiker zuſammen genommen. Liſcov galt ihm mehr als Rabener, aber in den letzten Jahren gieng ihm Lichtenberg weit über beide. Poeſie ſchätzte er ſehr hoch. Auſſer den klaſſiſchen Dichtern des Alterthums waren ihm Milton und Pope vorzüglich lieb. Das verlohrne Paradies des erſten hielt er für wahre, ganz eigentliche Poeſie, und ſetzte dabei unſern Klopſtock weit unter Milton. Dieſer ſchien ihm in Erfindung ſeiner Bilder, Pope im Lehrgedicht unübertrefflich. Unter den teutſchen Dichtern befriedigte ihn Haller vorzüglich; er wußte ihn gröſtentheils auswendig. Späterhin las er gerne einige der Meiſterwerke Wielands, auch Bürgers Gedichte. Seine Hauptlectüre waren indeſſen immer die Meiſterwerke, die in ſeinem Hauptfache, der Philoſophie und Mathematik, er=

ſcheinen; in früheren Jahren Hutcheſon und Hume, die er zum bedachtſamen Studium empfahl. Auſſerdem intereſſirten ihn ſchon damals und immer gute Reiſebeſchreibungen. Rouſſeau's Werke kannte er alle, und deſſen Emil hielt ihn bei ſeiner erſten Erſcheinung einige Tage von ſeinen gewöhnlichen Spatziergängen zurück. Ueberhaupt ließ Kant nichts von dem, was zum Umfange des menſchlichen Wiſſens durch gute Schriftſteller beigetragen wurde, ungekoſtet und geprüft. Nur theologiſche Unterſuchungen, welcher Art ſie auch waren, berührte er nie. Hingegen zog das Studium der Kirchengeſchichte ihn in ſpätern Jahren ſehr an; Planks dahin gehörige Werke befriedigten ihn vorzüglich.

Für Muſik hatte Kant wenig Empfänglichkeit, er hielt ſie für unſchuldige Sinnenluſt, an Trauermuſiken fand er gar kein Behagen. Auf Gemählde und Kupferſtiche, auch von vorzüglicher Art, ſchien er ebenfalls nicht viel zu achten. Auſſer dem in Kupfer geſtochenen Bildniſſe Rouſſeau's, das ihm ein Freund geſchenkt hatte, befand ſich nichts von dieſer Art in ſeinem Hauſe. In frühern Jahren beſuchte er das Schauſpiel gerne, weiter hin gar nicht. Sonſt ſchätzte er überhaupt ein Künſtlergenie ſehr.

In ſeinem Hörſaale erſchien Kant mit der anſpruchloſeſten Beſcheidenheit. In ſeinem Vortrage bewies er Gründlichkeit, und geſellte dieſer noch

Anmuth und intereſſante Darſtellung bei. Höchſt anziehend waren ſeine Vorleſungen über die Moral; hier war er nicht blos ſpekulativer Philoſoph, er war auch geiſtvoller Redner, der Herz und Gefühl eben ſo mit ſich hinriß, als er den Verſtand befriedigte. „Es gewährte himmliſches Entzücken, ſagt einer ſeiner Schüler, dieſe reine und erhabene Tugendlehre mit ſolcher kraftvollen philoſophiſchen Beredſamkeit aus dem Munde ihres Urhebers ſelbſt anzuhören. Ach, wie oft rührte er uns zu Thränen, wie oft erſchütterte er gewaltſam unſer Herz, wie oft erhob er unſern Geiſt und unſer Gefühl aus den Feſſeln des ſelbſtſüchtigen Eudämonismus zu dem hohen Bewußtſeyn der reinen Willensfreiheit, zum unbedingten Gehorſam gegen das Vernunftgeſetz und zu dem Hochgefühl einer uneigennützigen Pflichterfüllung.“

Kant wurde von ſeinen Zuhörern faſt vergöttert, und es wurde von ihnen jede Gelegenheit ergriffen, ihm dieß zu beweiſen. Aber er war auch gegenſeitig ein warmer Freund der Jugend, und nahm an allem, was zur Sittenverfeinerung und Bildung der Studierenden beitrug, lebhaften Antheil. Dieſe ſchienen ſchon aus Achtung für den Mann ſich grober Vergehungen zu enthalten, und er ſelbſt behandelte verzeihliche Vergehungen mit väterlicher Milde. Ein nicht geringer Beweis der Achtung, in welcher Kant bei den Studierenden

ſtand, iſt es, daß ſie, wenn er Rector war, ſorgfältig alles vermieden, was ihm hätte unangenehm ſeyn können. Aus Liebe zu ihm war ihr Betragen während ſeines Rectoramts exemplariſch.

Die hohe Achtung, in der Kant nicht nur bei ſeinen Schülern, ſondern überhaupt bei ſeinen Zeitgenoſſen ſtand, konnte ihn nie zu Stolz oder Anmaßung verleiten. Bei allen ſeinen Verdienſten zeigte er immer eine edle Beſcheidenheit; nie ruhte er, immer ſuchte er ſeine Kenntniſſe zu vermehren. Er ſelbſt hat nie ſeine Philoſophie für das Höchſte gehalten, ſondern ſah wohl ein, daß er nur die Bahn zu einer neuen Form des Denkens gebrochen habe. Als ein Schriftſteller die Moral Chriſti und Kants neben einander ſtellte, mißfiel ihm dieſe Stellung. Der Gegenſatz, meinte er, ſollte heißen: die Moral eines Geheiligten, und die eines armen Stümpers, der die erſte nach ſeinem Vermögen auslegt.

Der Weiſe von Königsberg war nicht blos ein Weiſer für die Schule, er war es auch für das Leben. Er lebte wie er lehrte. Herrſchaft des guten Willens, Güte gegen Andere, Urbanität im Umgange, das bezeichnete kurz den ächten Weiſen. Seine Tugend war religiös; er war vom Glauben an Gott und Unſterblichkeit durchdrungen; das zeigen nicht nur ſeine Werke, das zeigt ſein tugendhaftes Leben, ſelbſt manche kleine Vorfälle. Sein

Gemüth war von Natur zur Fröhlichkeit geſtimmt; er blieb ſich faſt immer gleich, und wurde nur bisweilen durch fortgeſetzten Widerſpruch in Hitze gebracht, die ſich aber ſogleich wieder legte. Bei einem der Berufspflicht und Wiſſenſchaft geweihten Leben, verſchmähte er nicht die feinen Lebensgenüſſe, im täglichen Umgange mit Menſchen nach ſeinem Herzen und bei ſokratiſchen Mahlen. Seine unerſchöpfliche Unterhaltungsgabe hatte ihn zum Lieblinge aller Geſellſchaften gemacht, und da er ſehr viel Witz beſaß, ſo wurde es ihm nicht ſchwer, alles um ſich her zu erheitern. Sein Witz war leicht, launigt und ſinnreich. Es waren Blitze, die am heitern Himmel ſpielten, und er würzte durch ihn nicht allein ſeine geſellſchaftlichen Geſpräche, ſondern auch ſeine Vorleſungen. Sein Geiſt glich der hellleuchtenden Sonne, die alles um ſich her erleuchtete und erwärmte. Die herrſchenden Neigungen ſeines Herzens waren menſchenfreundlich und wohlwollend, und die tiefſinnigen metaphyſiſchen Speculationen ſeines Geiſtes vermochten es nicht, ſein Herz auszutrocknen, und der theilnehmenden Gefühle zu berauben. Bei höchſt mäßigen Einkünften machten es ihm ſeine Wirthſchaftlichkeit und ſeine mäßigen Bedürfniſſe möglich, dürftige Glieder ſeiner Familie reichlich zu unterſtützen, zu gemeinnützigen Anſtalten theilnehmend beizutragen, und die edelſte Gaſtfreundſchaft zu üben. Obgleich die Verſchiedenheit der Be-

ſchäfftigungen und ſo manche unbeſcheidene Anſprüche an ihn, vielleicht auch Verhältniſſe die wir nicht kennen, ihn eine zeitlang von dem nächſten Umgange mit ſeinen Verwandten zurückgezogen hatten, ſo war er doch höchſt wohlthätig gegen ſeine Familie, unterſtützte ſeine Schweſtern und ihre Kinder oft mit beträchtlichen Summen, ließ ſie im Alter verpflegen, vermied es aber ſorgfältig, ſie über den Kreis zu erheben, in dem ſie lebten. Das Talent durfte immer darauf rechnen, von ihm nicht nur anerkannt, ſondern auch unterſtützt zu werden. Bettlern gab er, wenn ſie ihm in den Weg kamen, durchaus nichts, an wahre Arme hingegen ſpendete er gerne aus. Zu den jährlichen freiwilligen Beiträgen zur General=Armenkaſſe in Königsberg zahlte er verhältnißmäßig eine beträchtliche Summe, und nach ſeinem Tode erfuhr man, daß er jedes Jahr unter ſeine armen Verwandten und nothleidende Familien 1123 Gulden zu vertheilen gewohnt war, ungerechnet manche beſondere Unterſtützung der Bedrängten. Sonſt hatte er den Grundſatz, daß jede Generation ihre Armen verſorgen müſſe; daß folglich nicht für die Zukunft Kapitalien geſammelt, und Armenfonds, für die Nachkommen etablirt werden ſollten, während dem die Gegenwärtigen leiden; daß wir's unſern Kindern und Kindeskindern zutrauen müßten, daß auch ſie ſich der Armen ihrer Zeit ſchon annehmen würden.

Unter andern Beiſpielen von Kants äuſſerſter Thätigkeit, mit welcher er ſich beſonders naer Männer annahm, denen er geneigt zu ſeyn Urſache gefunden hatte, oder gefunden zu haben glaubte, verdient ſeine thätige Verwendung für Fichte angeführt zu werden. Dieſer war im Jahr 1791. nach Königsberg gekommen. Er hatte eine Hauslehrerſtelle in Pommern verlaſſen, und bei ſeinem Aufenthalte in Danzig die bekannte Kritik aller Offenbarung ausgearbeitet, die ihm in der gelehrten Welt zuerſt Namen und Ruf erwarb. Eines Morgens brachte er jene Handſchrift zu Kant, empfahl ſich ihm durch Beſcheidenheit, erbat ſich deſſen Cenſur, und wenn er das Geſchriebene des Druckes würdig fände, ſeine Mitwirkung, um in Königsberg, wo er unbekannt war, einen Verleger zu finden. Kant verſprach ihm, gerne zu thun was möglich wäre. Deſſelben Tages in der Abendſtunde begegnete Kant auf einem Spatziergange dem Kirchenrathe Borowski. Das erſte Wort an ihn war: „Sie müßen mir helfen, geſchwind helfen, um einem jungen brodloſen Manne, Namen und auch Geld zu verſchaffen. Ihr Schwager (der Buchhändler Hartung) muß disponirt werden; wirken Sie auf ihn, wenn Sie die Handſchrift, die ich Ihnen noch heute zuſchicke, durchgeleſen haben, daß er ſie verlege." Da alles nach Wunſche gieng, ſo empfand er darüber eine Freude, die auf's deut-

lichſte zeigte, wie wohlwollend und warmthätig er für junge Leute war, die etwas von ſich hoffen ließen.

Zu Kants Freunden gehörte unter andern ein gewiſſer Kaufmann Green, ein geborner Engländer. Sonderbar iſt die Art, wie beide einander kennen lernten. Zur Zeit des engliſch-nordamerikaniſchen Krieges gieng Kant an einem Nachmittage in dem Dänhofſchen Garten ſpatzieren, und blieb vor einer Laube ſtehen, in welcher er einen ſeiner Bekannten in Geſellſchaft einiger ihm unbekannten Männer entdeckte. Er ließ ſich mit dieſem in ein Geſpräch ein, an welchem auch die übrigen Theil nahmen. Bald fiel die Unterredung auf die merkwürdige Zeitgeſchichte. Kant nahm ſich der Amerikaner an, verfocht mit Wärme ihre gerechte Sache, und ließ ſich mit einiger Bitterkeit über das Benehmen der Engländer heraus. Auf einmal ſpringt ganz voll Wuth ein Mann aus der Geſellſchaft auf, tritt hin vor Kant, ſagt, daß er ein Engländer ſey, erklärt ſeine ganze Nation und ſich ſelbſt durch ſeine Aeuſſerungen für beleidigt, und verlangt in der größten Hitze eine Genugthuung durch einen Zweikampf.

Kant ließ ſich durch den Zorn des Mannes nicht im mindeſten aus ſeiner Faſſung bringen, ſondern ſetzte ſein Geſpräch fort, und fieng an, ſeine politiſchen Grundſätze und Meinungen und den Geſichtspunkt, aus welchem jeder Menſch als Welt-

bürger, ſeinem Patriotismus unbeſchadet, dergleichen Weltbegebenheiten beurtheilen müſſe, daß Green (dieß war der Engländer) voll Erſtaunen ihm freundlich die Hand reichte, den höheren Anſichten Kants beipflichtete, ihn wegen ſeiner Hitze um Verzeihung bat, auf dem Rückwege bis an ſeine Wohnung begleitete, und zu einem freundſchaftlichen Beſuche einlud. Kant nahm die Einladung an, und fand in Green einen Mann von vielen Kenntniſſen und von ſo großem Verſtande, daß er ſelbſt verſicherte, er habe in ſeiner Kritik der reinen Vernunft keinen einzigen Satz niedergeſchrieben, den er nicht zuvor ſeinem Freunde Green vorgetragen, und von deſſen hellem Verſtande hätte beurtheilen laſſen. Beide hatten einen Freundſchaftsbund geſchloſſen, den nur der Tod löste.

Bis zum Entzücken liebenswürdig erſchien der große Mann noch in ſeinem Greiſenalter, durch ſein liebreiches Betragen gegen Kinder. Er hegte Achtung gegen jeden Menſchen als ſolchen, wes Standes und Alters er auch ſeyn mochte, und ließ den Vorzügen und Verdienſten Anderer gerne Gerechtigkeit widerfahren. Ganz beſonders zeichnete er ſich durch Feſtigkeit des Charakters, durch Selbſtbeherrſchung und Seelenſtärke aus. Sie waren ein Werk der Kunſt, und gerade durch die natürliche Weichheit und Nachgiebigkeit ſeines Herzens veranlaßt. Sein ganzes Leben war eine Kette von Maximen

geworden, die ein feſtes Syſtem ſeines Charakters bildeten. Was er ſich einmal zur Pflicht gemacht hatte, dabei blieb er ſtandhaft, „und ließ ſich durch die Verſuche Anderer davon ſchlechterdings nicht abbringen. Die Maximen, von denen er ausgieng und auf die er immer wieder zurückkam, hatten ſich allmählich ſo innig mit ſeinem Selbſt verflochten, daß, er mochte ſich ihrer eben deutlich bewußt ſeyn oder nicht, doch darnach gehandelt wurde.

Ein feſter Grundſatz bei ihm in Anſehung des Körpers war, daß man ihn nicht verweichlichen, aber doch ſo mit ihm ſich einrichten müſſe, daß man möglichſt leidenlos und lebenswierig thätig bleiben könne. Er ſchlief auf einer Madratze und unter einer Decke, in die er ſich mit beſonderer Geſchicklichkeit einzuwickeln wußte. Oft pflegte er ſeinen Freunden zu ſagen: „Wenn ich mich ſo in's Bette gelegt habe, ſo frag' ich mich ſelbſt: kann ein Menſch geſunder ſeyn als ich?" Seine Geſundheit war nicht blos eine gänzliche Abweſenheit alles Schmerzens; ſie war die wirkliche Empfindung und der wahre Genuß des höchſten Wohlbefindens; er ſchlief daher auch ſogleich ein. Keine Leidenſchaft machte ihn munter, kein Kummer hielt ſeinen Schlaf auf, kein Schmerz weckte ihn. Er war ein Feind von allem, was man ſich pflegen und zu gut thun nennt. Er hatte ſeine Natur ſo gewöhnt, daß er weder in der Nacht noch am Tage transpirirte. Doch konnte

er in ſeinem Zimmer eine beträchtliche Wärme ertragen, und fühlte ſich unbehaglich, wenn nur ein Grad daran fehlte; 75 Grad nach Fahrenheit mußte der unverrückte Stand des Thermometers in dieſem Zimmer ſeyn, und fehlte dieſer im Julius und Auguſt, ſo ließ er es bis zu dieſem Standpunkte des Thermometers erwärmen. Fünf Minuten vor fünf Uhr Morgens, es mochte Sommer oder Winter ſeyn, trat ſein Diener Lampe in die Stube mit dem ernſten militäriſchen Ausrufe: „Es iſt Zeit!“ Unter keiner Bedingung, nicht einmal dem ſeltenen Falle einer ſchlafloſen Nacht, zögerte Kant nur einen Augenblick, dem ſtrengen Kommando den ſchnellſten Gehorſam zu leiſten. Oft that er bei Tiſche, mit einer Art von Stolz, an ſeinen Diener die Frage: „Lampe, hat er mich in dreiſſig Jahren nur an Einem Morgen je zweimal wecken müſſen?“ — „Nein, hochedler Herr Profeſſor,“ war die beſtimmte Antwort des ehemaligen Kriegers.

Mit dem Schlage Fünf ſaß Kant an ſeinem Theetiſche, wobei er die einzige Pfeife für den ganzen Tag, mit einem zu dieſem Behufe längſt gebrauchten Hut auf dem Kopfe, und zwar mit ſolcher Schnelligkeit rauchte, daß ein glühender Aſchkegel, den er mit dem gewöhnlichen Namen eines Holländers belegte, zurückbleiben mußte. Bei dieſer Pfeife überdachte er abermals, wie Abends vorher am Ofen, ſeine Diſpoſitionen, und gieng gewöhnlich um ſieben

Uhr zu ſeinen Vorleſungen und von dieſen an ſeinen Schreibtiſch. Den Mittagsſchlaf erlaubte er ſich nicht. In früheren Jahren gieng er vor dem Mittagseſſen, nach Endigung ſeiner Vorleſungen, auf ein Kaffeehaus, trank da eine Taſſe Thee, unterhielt ſich über Ereigniſſe des Tages, oder ſpielte eine Partie Billard. Damals liebte er auch in Abendgeſellſchaften das L'hombreſpiel, weil er glaubte, daß es den Geiſt in Thätigkeit ſetze; er ſoll ſehr fertig darin geweſen ſeyn.

In Anſehung der Kleidertracht war Kant der Meinung, und prägte es auch ſeinen Zuhörern oft ein, ein Menſch müſſe nie darin ganz aus der Mode ſeyn wollen. Er kleidete ſich auch immer anſtändig und gewählt. Nur ſeinen Hut unterwarf er dem Geſetz der Mode nicht; dieſer blieb bei allen Umwandlungen ſich immer gleich. Einer von dieſen war ſeit länger als zwanzig Jahren von ihm gebraucht. Die eine niedergeſchlagene Krempe deſſelben diente ihm beim Schreiben und Leſen ſtatt eines Augenſchirms. Dieſer Hut ward bei der Verſteigerung ſeines Nachlaſſes mit einer ſehr beträchtlichen Summe Geldes (fünf und zwanzig Gulden) von einem Engländer, als Reliquie, bezahlt.

Kant aß nur einmal des Tages; vom Bier war er ein abgeſagter Feind. Wenn jemand in den beſten Jahren ſeines Lebens geſtorben war, ſo pflegte zu ſagen: „Vermuthlich hat er Bier getrunken.“

Wurde von der Unpäßlichkeit eines Andern geſpro-
chen, ſo war die Frage nicht fern: „Trinkt er
Abends Bier?“ Er erklärte das Bier für ein lang-
ſam tödtendes Gift, und behauptete, daß Weg-
ſchwemmung der Verdauungsſäfte, Verſchleimung
des Bluts und Erſchlaffung der Waſſergefäße, Folgen
des häufigen Genuſſes dieſes Getränkes wären,
deren Wirkungen durch eine bequeme Lebensart noch
mehr beſchleunigt wurden.

Obgleich Kant den größten Theil des Tages
in ſeiner Studierſtube, unter tiefſinnigen Forſchun-
gen hinbrachte, ſo wurde er doch dem geſellſchaftli-
chen Umgange niemals abhold, ſelbſt im höchſten Alter
nicht. Er war ein ſehr guter, höflicher Geſellſchaf-
ter, immer bedacht, Andere auf eine angenehme
Art zu unterhalten. Die Grazie, die man Grazie
des geſellſchaftlichen Umgangs nennen könnte, hatte
ihn geſegnet. In ſeinen letzten Jahren gieng er,
um Andern nicht zur Laſt zu fallen, nicht mehr in
Geſellſchaft, ſpeiste nicht mehr, wie früher, an
einer Table d'hote, ſondern zu Hauſe, und lud je-
desmal einige Gäſte aus ſeinem Bekanntſchaftskreiſe
zu ſich. Sobald er ſich an den Tiſch geſetzt hatte,
ſah man es ihm ganz deutlich an, daß er ſich nach
der vielen Arbeit und Anſtrengung auf Speiſen und
Unterhaltung freue. Das: „Nun meine Herren!“
wenn er ſich auf den Stuhl ſetzte und die Serviette
nahm, zeigte unverkennbar, wie Arbeit die Speiſen

würze. Sein Tiſch war mit drei Schüſſeln, einem kleinen Nachtiſch und Wein beſetzt. Jeder legte ſich ſeine Speiſen ſelbſt vor, und das ſogenannte Komplimentiren dabei war ihm ſo unangenehm, daß er es faſt jedesmal, wiewohl mit Beſcheidenhert, rügte. Er empfand es unangenehm, wenn man wenig aß, und hielt es für Ziererey. Der erſte in der Schüſſel war ihm der angenehmſte Gaſt, denn deſto eher kam die Reihe an ihn zum Zulangen. Er wußte ſtets allgemeine Unterhaltung zu ſchaffen, jedem ſeine Liebhaberey abzumerken, und mit Theilnahme davon zu ſprechen. Faſt nie hatte das Geſpräch auf Gegenſtände der kritiſchen Philoſophie Bezug. Seine Unterhaltung war ſo populair, daß ein Fremder, der ſeine Schriften ſtudiert hätte, dem er aber von Perſon unbekannt geblieben wäre, aus ſeinem Geſpräche wohl ſchwerlich hätte ſchließen können, daß der Erzählende Kant ſey. Seine Tiſchfreunde wählte er aus verſchiedenen Ständen; ſie waren alle jünger, oft ſehr viel jünger als er. Er ſchien dabei die doppelte Abſicht zu haben, mehr Jovialität und heitere Laune in die Geſellſchaft zu bringen, und dann, ſo viel als möglich, ſich den Gram über den frühen Tod derer, an die er ſich einmal gewöhnt hatte, zu erſparen. Bei gefährlichen Krankheiten ſeiner Freunde war er äuſſerſt beſorgt, und gieng in dieſer Aengſtlichkeit ſo weit, daß man hätte glauben ſollen, er würde ihren Tod nicht mit Faſſung

ertragen. Oft ließ er ſich nach ihrem Zuſtande erkundigen, erwartete mit Ungeduld die Kriſis der Krankheit, und wurde ſogar in ſeiner Arbeit darüber geſtört. Sobald ſie aber geſtorben waren, zeigte er ſich gefaßt, beinahe möchte man ſagen gleichgültig. Er betrachtete das Leben überhaupt, beſonders die Krankheit, als einen ſteten Wechſel, von dem Nachricht einzuholen es der Mühe verlohnte; den Tod aber als einen permanenten Zuſtand, von dem Eine Nachricht ſtatt aller hinlänglich ſey, wobei ſich nun nichts mehr ändern ließe.

Kant diſputirte ſehr gerne, und man ſah es ihm an, mit welcher Luſt er ſich auf polemiſche Art mit ſeiner Philoſophie an Andern zu reiben, und dadurch manchen Funken der Wahrheit herorzuſchlagen ſuchte. Aber die Streitigkeiten, wobei es nicht eigentlich um die Wahrheit, ſondern um den Beifall der Menge zu thun war, waren ihm frühzeitig zuwider. Daher nahm er auch an den in ſpäteren Zeiten oft mit vieler Galle geführten akademiſchen Streitigkeiten nur ſo viel Antheil, als ſeine Lage mit ſich brachte. Vorzüglich vermied er theologiſche Streitigkeiten. So wenig er der Religion abgeneigt war, ſo hielt er doch, wenn man ihn im Diſputiren auf dieſes Kapitel brachte, mit ſeinem Widerſprechen und überhaupt mit ſeinen Urtheilen zurück. Am liebſten ließ er ſich mit aufgeklärten Katholiken ein, bei welchen er einen vorzüglich reinen, für die

Wahrheit empfänglichen Sinn zu finden glaubte. Doch waren ihm Erörterungen über politiſche Gegenſtände die liebſten. Seine genaue Kenntniß unſers Planeten und der neueſten Veränderungen auf demſelben, die er ſich durch tägliches Leſen der Zeitungen und Journale gegenwärtig zu halten ſuchte, gaben ihm hierzu den reichhaltigſten Stoff. Sein weitreichender Scharfſinn in der Politik drang ſehr tief in's Innere der Ereigniſſe, ſo, daß man oft eine, mit den Geheimniſſen der Kabinette bekannte diplomatiſche Perſon reden zu hören glaubte. Zur Zeit des franzöſiſchen Revolutionskrieges warf er manche Vermuthungen und Paradoxen hin, beſonders in Abſicht auf militairiſche Operationen, die ſo pünktlich eintrafen, wie ſeine große Vermuthung, daß es zwiſchen dem Mars und Jupiter eine Lücke im Planetenſyſtem gäbe, deren volle Beſtätigung er noch erlebte.

Kant nahm zur Zeit ſeiner Meditationen gewöhnlich im Sommer und Winter ſeine Stellung am Ofen, von welchem er durchs Fenſter den Löbenichtſchen Thurm ſehen konnte, auf welchem ſein Auge ruhte. Er konnte ſich nicht lebhaft genug ausdrücken, wie wohlthätig ſeinen Augen der für dieſelben paſſende Abſtand dieſes Objekts ſey. In der Folge wuchſen einige Pappeln in dem Garten ſeines Nachbars ſo hoch empor, daß ſie den Thurm bedeckten. Kant wurde darüber unruhig und in ſei=

nem Nachdenken geſtört; aber aus Liebe und Achtung für ihn ließ der gutdenkende Nachbar die Pappeln kappen, und da durch die freie Ausſicht auf den Thurm wieder herſtellen.

Kant hatte auch in jüngern Jahren nie eine ſtarke Stimme; je älter er wurde, um ſo mehr nahm die geringe Stärke derſelben ab. Es mußte das ſeinen Zuhörern bald bemerkbar werden, und ſie ſtrebten darnach, ihn ſo viel möglich nahe zu ſitzen, denn in einer Entfernung von fünf Schritten mußte man ſchon alle Aufmerkſamkeit anwenden, um ihn zu hören, und in einer Entfernung von acht Schritten war es faſt unmöglich ihn zu verſtehen. Die Studenten welche etwas nachſchreiben wollten, nahmen faſt immer die erſten Bänke ein. Kant aber hatte die Gewohnheit ſie anzuſehen, und gewöhnlich heftete er insbeſondere ſeinen Blick auf Einen von ihnen, welchem ein Knopf an ſeinem Rocke fehlte, und der dieſem Mangel aus Nachläßigkeit nicht abhalf. Kant blickte mit unverwandten Augen auf ihn und auf die Stelle an ſeinem Rocke hin, wo der Knopf fehlte, und ſo blieb er ungeſtört. Kurze Zeit nachher ließ ſich der Student einen neuen Knopf annähen, und ſo erſchien er wieder an ſeinem gewöhnlichen Platze. Jetzt war Kant während der ganzen Stunden zerſtreut, verlor oft den Faden ſeines Vortrags, und in ſeinen Beweisgründen herrſchte weniger Zuſammenhang. Nach geendigter Vorleſung

ließ Kant den Studenten zu ſich kommen, und ſagte zu ihm: er habe ſeit geraumer Zeit bemerkt, daß ihm ein Knopf an ſeinem Rocke fehlte. Der junge Mann fiel ihm hier in die Rede, und bat ihn um Vergebung, daß er ſo lange nachläßig genug geweſen ſey, ſich den Knopf nicht wieder annähen zu laſſen. „Nein, nein! erwiederte der Philoſoph, das meine ich nicht; ich wünſchte vielmehr, daß Sie den Knopf wieder wegnehmen ließen, denn er ſtört mich.“

Aus ſeiner Provinz iſt Kant nie gekommen; ſeine weiteſte Reiſe war zum General von Leſſow, der ihn auf ſein Gut eingeladen hatte. Am öfteſten und liebſten hielt er ſich in dem Forſthauſe Moditten, eine Meile von Königsberg, bei dem Oberförſter Wobſer, auf, den er wegen ſeines ungekünſtelten Weſens, guten natürlichen Verſtandes und edlen Herzens ſehr ſchätzte. Im Hauſe dieſes Mannes ſchrieb er ſein Buch über das Schöne und Erhabene, und Wobſer mußte ihm zu dem Bilde ſitzen, das er in dieſer Schrift vom Charakter des teutſchen Mannes entwarf. So viel Sinn er für das häusliche Familienleben hatte, und ſo angenehm ihm der Umgang mit gebildeten Frauenzimmern war, ſo blieb er doch unverheurathet. „Da ich eine Frau brauchen konnte, pflegte er zu ſagen, konnt' ich keine ernähren; und da ich eine ernähren konnte, konnt' ich keine mehr brauchen.“ Im ſtrengſten Sinne war aber ſein ganzes Leben züchtig.

Der Kapellmeiſter Wolf in Weimar.

Bei den Freunden der Tonkunſt iſt der Name Ernſt Wilhelm Wolf in freundlicher Erinnerung. Verſchiedene ſeiner Tonſtücke, beſonders ſeine Opern, ſind zwar antiquirt und längſt von unſern Theatern verſchwunden. Aber zur Zeit ihrer Erſcheinung wetteiferten ſie mit den Hillerſchen, fanden lauten Beifall, und trugen das ihrige dazu bei, die Liebe zu Geſang und Muſik zu verbreiten. Gewiß leben noch jetzt Freunde der Tonkunſt, die ſich mit Vergnügen der Zeit erinnern, da die Dorfdeputirten, die treuen Köhler, das Gärtnermädchen, der Abend im Walde, das große Loos, und andere Wolfiſche Operetten auf unſern Theatern gegeben wurden. Wolf war überhaupt ein ächtes muſikaliſches Genie, und in allen ſeinen Kompoſitionen herrſcht wahre Laune und Originalität. In ſeinen erſten Arbeiten zeichnete er ſich als einen der beſten Nachahmer der Bachiſchen Klaviermanier aus; bald aber fieng er an davon abzuweichen, folgte ſeinem eigenen Genius, und ward mit Recht unſern beſten Komponiſten für's Klavier beigezählt. Alles, was er für dieſes Inſtrument ſchrieb, trägt den Stempel ſeines Genies, und zeichnet ſich durch ächten

Geſchmack, durch Erfindung, Witz und Neuheit in der Darſtellung auf's vortheilhafteſte aus. Weit leichter wurde es übrigens ſeinem Genie, für jede Gattung des muſikaliſchen Styls vortreffliche Muſter aufzuſtellen, als die Regeln der Kunſt ſelbſt gründlich und deutlich zu entwickeln. Seine theoretiſchen Schriften ſind vergeſſen, aber ſeine praktiſchen Werke verdienen im Andenken zu bleiben.

Die Laufbahn welche Wolf durchlief, und das Charakteriſtiſche ſeiner Denk- und Sinnesart, ſind bemerkenswerth. Er war auf dem Wangenheimiſchen Gute zu Großen-Behringen, unfern Gotha, wo ſein Vater als Förſter in Dienſten ſtand, im Jahr 1735. geboren. Seine ausgezeichnete Anlage zur Muſik äusserte ſich — doch von nun an ſoll uns Wolf ſelber erzählen, was ihm auf der Wallfahrt durch's Leben begegnete.

Da ich — erzählt er in einem Aufſatze, den er nicht lange vor ſeinem Tode niederſchrieb — ohngefähr vier Jahre alt war, ſtand in meiner Stube ein Klavier. Mein Vater fragte mich: „Du, willſt du das Klavier lernen?" — „Ja, wenn mein Bruder *)

*) Er heißt Ernſt Friedrich Wolf, und ſtarb 1772. als Stadtorganiſt zu Kahla. Zwei Jahre lang hatte er unter dem Kapellmeiſter Stölzel die Kompoſition, und unter dem Koncertmeiſter Hühn in Gotha die Violin ſtudiert.

von Gotha kommt.“ — Mein Bruder war in Gotha, und hielt ſich beim Kapellmeiſter Stölzel auf, um die Kompoſition zu lernen. Nun kam mein Bruder zum heiligen Chriſt zu Hauſe. — „Weißt du was? Ernſt Wilhelm will das Klavier von dir lernen.“ — „Nun gut, den Tag nach dem Feſte wollen wir anfangen.“ Da ſetzte er ſich an das Klavier, lehrte mich die Claves und die Noten, und eine Menuet; die ich im sechs und funfzigſten Jahre noch geſpielt habe. Das verurſachte Wunder bei meinem Bruder, daß ich in einer Stunde es ſo weit gebracht hatte. Er erzählte mir dieſes noch in ſeinen letzten Tagen ſo, daß ich mich darüber freuen mußte. Nun gieng mein Bruder wieder fort nach Gotha, ſetzte mir aber einige Stücke auf, die ich, ohne Zuthun eines Meiſters lernte. Oſtern kam er wieder, und freute ſich, daß ich die Stücke ſo gut gelernt hatte. Nun kam er alle große Feſttage nach Hauſe, lehrte mich etwas, und ließ mir Muſikalien zurück.

Da ich das ſiebente Jahr erreicht hatte, mußte ich in die teutſche Schule gehen. Als ich nun da ein halbes Jahr geweſen war, mußte ich ſingen lernen.

Schon im neunten Jahre ſeines Alters war er ſo weit gekommen, daß er Kirchenſtücke mit Doppelfugen komponiren konnte. Auf der Orgel war er Meiſter.

Der Schulmeiſter hatte eine große ſchwarze Tafel, mit rothen Linien bezogen, in die Schule hingehängt, und das o d o etc. darauf geſchrieben. Es währete nicht lange ſo konnte ich das. Im achten Jahre fragte mich der Schulmeiſter: ob ich nicht einmal auf der Orgel ſpielen wollte? „Allein Gott in der Höh ſey Ehr, das will ich wohl ſpielen, aber weiter nichts.“ — Nun, ich möcht es doch thun!

Den folgenden Sonntag ſpielte ich: Allein Gott in der Höh ſey Ehre! Froh war der Schulmeiſter. Es gieng nun immer weiter; ich lernte ſo geſchwind, daß ich in kurzer Zeit die Orgel ganz und gar ſpielen konnte. Endlich fehlte es noch am Generalbaſſe. Mein älterer Bruder, der ein Jäger war, ſagte zu mir: „Den Generalbaß will ich dich lehren. Du weißt doch was eine Terz, eine Sext iſt?“ — „O ja, das weiß ich.“ — „Wenn das nun ſo auf dem Papiere ſteht, ſo greifſt du das, und dann das u. ſ. w.“ — „So, iſt's ſo recht?“ — „Ja, ſo iſt's recht.“ — Den Sonntag darauf ſagte ich dem Schulmeiſter, daß ich den Generalbaß ſpielen wollte. — „O ja, den ſollſt du ſpielen.“ — Sechs Tage hatte ich mich nun geübt, das war genug; ich ſpielte den Generalbaß, und nun ſpielte ich fort bis ins zwölfte Jahr. Unterdeſſen hörte ich viel von Kompoſition: ich probirte es, mir aus eigenem Talent etwas vorzuſingen und aufzuſchreiben. Ich trieb es etliche

Wochen fort, und ſiehe da, ſie ſagten, das wäre komponirt.

Im dreizehnten Jahr kam mein Bruder von Kahla nach Behringen zum Beſuch. Ich mußte mich vor ihm hören laſſen. Er freute ſich über mein Klavierſpielen ſo, daß er mich bat nach Kahla zu kommen, und bei ihm zu bleiben. Vier Wochen nachher reiſete ich mit meinem Vater hin, und weil mein Bruder eine Orgel auf der Stube hatte, ſo orgelte ich da prächtig. Im Rechnen übte ich mich auch inzwiſchen. Mein Vater gieng dann wieder zurück, und ich blieb in Kahla. Nachdem ich mich ſo vier Wochen im Rechnen und in der Muſik geübt hatte, kam mein Vater wider alles Vermuthen, brachte ein Kompliment vom geheimen Rath von Wangenheim, der mein Pathe war, und meines Vaters Herr, und fragte mich: ob ich Luſt hätte, bei dem in Dienſten zu gehen, er wollte mich reiten lernen laſſen, und dann ſollte ich ein Bereuter werden. Das war ganz gut gemeint, und da ich nicht wußte, was aus mir werden ſollte, ſo ſagte ich, ja. Und nun reisten wir wieder nach Behringen hin. Ich zog gleich an auf dem Schloſſe. Das Haus beſtand aus einem Juſtiziario, Herrn Liſt, einem Verwalter, einer alten Köchin und einem alten Reitknecht: der Herr und die übrigen Bedienten hielten ſich in Gotha auf. Mit Pferden wußte ich noch nicht umzugehen. Durch den Juſti-

ziarium wurde mir angedeutet, ich ſollte beim Reitknecht ſchlafen, und thun, was er haben wollte: der Herr käme bald heraus, dann würde er ſelbſt befehlen, was ich thun ſollte. Ich gieng alſo zum Reitknecht, und befragte mich, was ich thun ſollte? „Da ſind ſechs junge Pferde, auf die ſollen Sie Acht geben, und dabei thun, was ich bei den meinigen thue.“ Nun, ich ſtriegelte die Pferde, und that alles, was er that. Nachmittags ritten wir aus, auch mußte ich manchmal allein ausreiten. Der Herr kam heraus, und ich mußte mich ſehen laſſen. Da noch mehr Herren mit da waren, ſo mußte ich auch etwas auf dem Klavier ſpielen. Ich ſpielte ein Grauniſches Koncert, und fand Beifall. Nachher ſpielte auch einer von den Herren, aber es wollte nicht recht fort. Nun fragten ſie wie alt ich ſey? — Dreizehn Jahr.

Ich gieng wieder fort, und that, was im Stalle zu thun war. Der Herr gieng wieder nach Gotha. Nun hieß es, mir würden Kleider gemacht, ich würde bald in die Stadt müſſen. Ich lebte vierzehn Tage in dieſer Hoffnung. Dann dankte ich aber ab, gieng nach Hauſe, und wartete die Krätze ab, welche mir die ungewöhnliche Lebensart zugezogen hatte.

Gegen Oſtern kam mein Bruder, der wunderte ſich ſehr, daß ich von meiner Bereuterey nichts weiter, als die Krätze, gewonnen hatte, und beredete

meinen Vater, mich auf die Schule nach Eiſenach zu thun. Wollte mein Bruder ihn begleiten, ſo wollte mein Vater nach Eiſenach gehen. Folglich giengen ſie nach Eiſenach zum Director und zum Cantor, kamen wieder zurück, und mein Vater zeigte mir an, daß ich nach Eiſenach auf die Schule ſollte. Das war mir ſehr lieb. Denn Latein und Griechiſch hatte ich beim Informator ſchon gelernt, und ich ſollte mit in's Chor gehen: das war ganz meine Sache. Zu Oſtern war ich wieder ganz geheilt, und gieng mit meinem Vater nach Eiſenach.

Der Cantor examinirte mich fürs erſte im Singen. Ich war nur vierzehn Jahre alt, und ſang den Baß. Er holte ein Kirchenſtück von Telemann, und gab mir daraus eine Arie zum Singen, die ich gerade weg ſang. „Vortrefflich, ſagte der Cantor. Kann er denn auch Recitativ ſingen?" — „Ja!" — „Nun, da ſing er das Recitativ." — Ich ſang es eben ſo ab, wie die Arie. „Seine Stimme klingt noch ſo jung." — „Ja, ich habe in den letzten Jahren den Diſkant geſungen; zuletzt wurde ich heiſer, und blieb es vierzehn Tage; hernach, als ich wieder ſingen konnte, ſang ich den Baß." — Nun gieng ich mit in's Chor, ſang in der Kirche, hörte einen Bach die Orgel ſpielen, und komponirte Arien, Motetten, und was man ſonſt wollte.

Als ich drei Jahre da zugebracht hatte, kam die Krätze wieder: ich mußte alſo nach Hauſe, und

wieder ein halbes Jahr mediciniren. Weil ich ein Gothaner war, ſollte ich auch nach Gotha auf die Schule gehen. Nach einem halben Jahre gieng mein Vater mit mir nach Gotha zum Director. Er legte mir den Horaz vor, woraus ich exponiren mußte, und darauf ſagte er: es würde nicht zu viel ſeyn, wenn er mich in Selecta ſetzte. Dort ſang in auch im Chor. Welcher Unterſchied vom Chor zu Eiſenach! In Eiſenach hielt der Cantor die Woche vier Stunden Probe, und am Freitage wurde allemal mit dem ganzen Chor probirt, was am Sonntage in der Kirche muſicirt werden ſollte, ſo daß nichts daran fehlen durfte. In Gotha hielt der Cantor wöchentlich nur Eine Probe mit dem ganzen Chore, mit tauſend Fehlern, die auch ſo blieben, und in der Kirche mitgeſungen wurden. So ſchlecht nun die Stadtkirchenmuſik war, ſo ſchön war hingegen die Muſik in der Hofkirche. Herr Benda war Kapellmeiſter, und Madame Hattaſch, ſeine Schweſter, die Hauptſängerin. Da hörte ich, was Accompagnement und was Singen ſey. Die Chöre waren nicht ſo ſtark beſetzt, als in Eiſenach, und alſo thaten ſie nicht die volle Wirkung; denn in Eiſenach waren 62 Schüler, die das Chor ſangen, und in Gotha in der Kapelle nur ſieben. Der Präſident vom Konſiſtorium ſollte einſt eine Abendmuſik von den Gymnaſiaſten bekommen, und mir wurde aufgetragen, dieſe Muſik zu komponiren. Ich über-

nahm es. Juſt zu der Zeit war der Berliner Bach in Gotha, um ſich bei Hofe hören zu laſſen. Das war mir ſehr lieb: denn da er ſo logirte, daß die Muſik halb vor ſeiner Thüre gemacht wurde, ſo dacht' ich wird er ſie doch wohl hören, und ein Wort darüber ſagen. Wie gedacht, ſo geſchehen! Er hatte geſagt, für einen Schüler wäre das genug. Dieß gieng mir über alles andere Lob.

Nun wurde ich Oberpräfectus im Chor; unter mir hatte ich noch ſieben Präfecten. Gleich von unten ſo hinaufzuſteigen, das wollte etwas ſagen. Kurz, ich war auf der Schule, und hörte täglich meine Lection. Der Tod Jeſu, von Ramler und Graun, war die erſte große Muſik, die ich in der Schloßkirche hörte. Sie gefiel mir ſo wohl, daß ich ſie gleich auswendig lernte, und jedem, der ſie hören wollte, auf dem Klaviere vorſpielte. Fugen und Arien ſang ich mit ab. In der Woche war auch dreimal Muſik bei Hofe. Da hört' ich, wie die Arien mußten geſungen werden. Von Graun und Haſſe hört' ich da viele: al suon di dolce; mi paventi; al Figlio indegno; und andere, wurden mir dadurch ſo bekannt, daß ich ſie auf dem Klaviere wieder hören laſſen konnte. So gieng es dann fort bis zur Zeit, da ich auf Univerſitäten ziehen wollte. Ich hatte unter den Gymnaſiaſten viele Freunde, die mich alle mitnehmen, und mir freie Wohnung in Jena geben wollten.

Nun reiſte ich erſt nach Behringen, und nahm Abſchied von meinem Vater, den ich zum letztenmal ſprach. Die Mutter ſtarb, als ich noch in Eiſenach auf der Schule war. Ich hatte niemanden als meinen Vater, der mir ein langes Lebewohl wünſchte, aber keinen Heller Geld mitgeben konnte. Ich gieng wieder nach Gotha, und nahm von meinen Bekannten Abſchied. Dann gieng es nach Jena. Ich logirte mich dort bei einem Bekannten, Namens Oſchmann, ein. Inſcribiren ließ ich mich gleich. Hernach ließ ich mich von Herrn Profeſſor Tympke examiniren. Mein Bruder von Kahla kam auch, und ließ ſich inſcribiren und examiniren; denn es gieng da unter einander. Es waren Verſchiedene, die ſich zugleich examiniren ließen, und damit waren wir Studenten.

Nun gieng ich in die Kollegia. Von Michael bis Oſtern beſuchte ich vier Kollegia. Ich erhielt ein Stipendium, wovon ich lebte; da aber Oſtern herbeikam, ſtarb mein Vater. Nun hatte ich gar nichts mehr; das Stipendium war in einem halben Jahre darauf gegangen. Ich ſah mich nun nach Schülern in der Muſik um. Es meldeten ſich verſchiedene Burſche, und eine Demoiſelle, ſo daß ich davon leben konnte. Aber die Kollegia wurden verſäumt; die philoſophiſche Moral war noch das einzige, was ich hörte. Nun wurde ich in der Stadt bekannt. Der Director des Collegii musici, Herr Aghte, wollte aber mit acht andern nach Liefland gehen.

Da ich nun ſchon ein halbes Jahr mit auf's Collegium musicum gegangen war, und er mich hatte kennen lernen, ſo ſchlug er mich zum Muſikdirector vor. Die Studenten waren es zufrieden, und ich wurde Muſikdirector. Nun hätte ich bei den Herren Profeſſoren herum gehen, mich als Muſikdirector zeigen, und um ihre Gütigkeit bei vorfallender Gelegenheit bitten ſollen: allein daran dacht' ich nicht, auch erinnerte mich keiner der Studenten daran. Ich hielt einmal Collegium musicum, zweimal, dreimal ꝛc. ꝛc., ohne daß einem Profeſſor eingefallen wäre, hineinzukommen. Es blieb immer ſo, ich hielt Collegium musicum ohne Profeſſoren. Das that mir Schaden an der Einnahme; denn wären die Profeſſoren mit beigetreten, ſo hätte das Collegium musicum ein anderes Anſehen bekommen. Ich machte indeß fleißig neue Muſiken, und führte ſie in dem Collegio musico auf. Das trug noch etwas ein. Von Gellert komponirte ich eine Cantate, dann die Jenaiſche Fidelität von Gökingk; den Bäckertumult von Göckingk u. a. m. das waren Stücke, die den Studenten gefielen, und mir zu den andern Kompoſitionen verhalfen. Wenn einer Doctor wurde, bekam er eine Abendmuſik: wenn einer Prorector wurde, ſo ließen ihm ſeine Landsmannſchaft oder ſeine Zuhörer eine Abendmuſik machen. Das trug mir ſo viel ein, daß ich davon leben konnte. Auch lebte ich zur Zeit des Jubiläums

in Jena. Da wurden verſchiedene Muſiken gemacht. Erſt eine lateiniſche Ode, die in der Kirche aufgeführt wurde. Dann eine Doctoratsmuſik. Der andern Muſiken erinnere ich mich nicht mehr. Dieſe Muſiken trugen mir 125 Rthlr. ein; davon konnt' ich ſchon ein Weilchen leben.

Ich wohnte ſo in's fünfte Jahr in Jena, und endlich gieng ich nach Leipzig. Von da gieng ich auch bald wieder fort, weil ich dort nicht beſtehen konnte. Ich mußte Geld haben, gieng alſo nach Naumburg zurück, wo ich ſchon von Jena aus bekannt war. Ich ſchrieb unterdeſſen an meinen Bruder, und ſtellte ihm meine Verlegenheit vor. Ohngefähr 14 Tage darauf bekam ich 12 Rthlr. Geld und auch Hembden. Als ich einmal ſpatzieren gieng, begegnete mir ein ſehr guter Freund aus Gotha, Namens Seebach; der war Hofmeiſter bei des Herrn von Stein Bruders Kindern, die er bei ſich hatte. Dieſer Herr von Stein war Domherr in Naumburg, und reſidirte eben daſelbſt. Der Hofmeiſter wollte, daß ich mit nach Hauſe gehen ſollte. „Was würde der Herr von Stein ſagen, wenn ich mitkäme?“ — „Eben der Herr von Stein wird eine große Freude haben! du wirſt dich zu erinnern wiſſen, daß er in Gotha wöchentlich einmal Koncert hielt, und dich dazu hat bitten laſſen, du aber nicht gekommen biſt.“ — „Das wird er mir nicht übel nehmen, indem ich nicht wußte, wer der

Herr von Stein ſey, und derjenige, der mir es ſagte, mir es ſo vortrug, als wär' es einerlei, ich käme oder nicht." — „Nein, das hat er nicht übel genommen, ſondern manchmal davon erzählt, wie leid es ihm gethan, daß du nicht gekommen biſt: er wird ſich gewiß freuen, dich hier kennen zu lernen." — „Nun, wenn du es verantworten willſt, ſo gehe ich mit."

Als wir hinkamen, freute ſich der Herr von Stein, mich zu ſehen, und ſagte, er hätte ſchon in Gotha viel Rühmens von meinem Klavierſpielen gehört: da nun eben da ein Klavier ſtünde, ſo möcht' ich ſo gut ſeyn und ſpielen. Ich ſpielte, hab' aber wieder vergeſſen was, ſang auch eine Arie. Als ich fertig war, fragte er mich, wo ich logirte, und ſagte, wenn ich bei ihm logiren wollte, ſo würd' es ihm angenehm ſeyn. Wenn ich auch nach Leipzig wollte, ſo wollte er mich dahin rekommandiren. Ehe dieſes aber geſchähe, könnte ich ſo lange bei ihm wohnen und eſſen, als ich wollte. Das war mir recht, ich dankte ſehr, und nahm es an. Nun war es den Preuſſen wieder eingefallen nach Leipzig zu gehen: ich blieb alſo in Naumburg. Der Herr von Stein führte mich bei den übrigen Domherren herum, abſonderlich bei Herrn von Ponikau, deſſen Gemahlin in Dresden erzogen war, und das Klavier ſpielte. Ich gieng öfters dahin und ſpielte, mußte auch da ſpeiſen. So gut hatte ich noch nie gegeſſen. Endlich rückten

auch Preuſſen in Naumburg ein. Der Herr von Stein reiste nach Gotha, logirte mich aber vorher bei dem Herrn von Ponikau ein. Ich wohnte, aß und trank daſelbſt, gab dem gnädigen Fräulein Unterricht auf dem Klavier, und wenn Preuſſen in's Haus kamen, ſpielte ich etwas. Dieß gieng nun ſo fort, bis Herr von Ponikau einmal des Nachts vor mein Bett kam und mich fragte: ob ich mit nach Weimar wollte? Er gieng dahin, weil er einen Bruder daſelbſt hatte, der Kammerjunker war. Meine Antwort war, ja! — „So ſtehen Sie auf, denn wir fahren gleich fort!" — Ich fuhr ſogleich aus dem Bette, und, nachdem ich meine Sachen zuſammen genommen hatte, fuhren wir fort.

Unterwegs war die Rede ganz anders. In Auerſtädt kehrten wir ein, und brachten dort die Nacht zu. Da fieng der Herr von Ponikau an: ob ich wohl Luſt hätte, nach Italien zu reiſen? — „Warum nicht?" — „Wenn's uns in Weimar nicht gefällt, ſo reiſen wir weiter. Ich muß Ihnen doch meine Schatulle weiſen, damit Sie's glauben." — Das war ein viereckigtes Käſtchen, ganz voll Louis d'or. Wenn die alle ſind, weiß ich ſchon durch Wechſel andere zu kriegen! — Nun ſagte er mir noch mehr ſchöne Sachen, die mich beſchämten.

Mir fuhren dann nach Weimar, es war am neuen Jahrstage 1761., wie die Glocke früh ſieben ſchlug, zum Thore hinein. Als wir gefragt wurden,

wer wir wären, ſagte der Herr von Ponikau: „Ich bin der Domherr von Ponikau aus Naumburg.“ Dann: wer ich ſey? dann ſagte der Herr von Ponikau: „dieß iſt mein Secretaire.“ Das hatte vermuthlich ein Bedienter gehört; nun war ich im Gaſthofe der Herr Secretaire. Der Herr von Ponikau ſpeiſete bei Hofe und ich zu Hauſe. Ohngefähr vierzehn Tage nachher fragte mich der Herr von Ponikau: ob ich noch Geld hätte? Dann gab er mir etwas, doch ſtets ſo wenig, daß es nicht reichen wollte. Ich hoffte immer, er ſollte wieder von Italien ſprechen, allein er dachte nicht wieder daran. Wir blieben nun beiſammen; bis mir's einfiel, mich einmal bei Hofe hören zu laſſen. Ich hatte mich noch bei keinem Hofe hören laſſen, das war alſo was neues. Ich komponirte daher ein Klavierkoncert, und wie es fertig war, ſagte ich's dem Herrn von Ponikau, und bat ihm, mich bei Hofe zu rekommandiren. „Das iſt ſchon geſchehen, ſagte der Herr von Ponikau, ich will es aber nochmals thun!“ Dann kam er bald und ſagte, ich müßte ſelbſt zum Chef gehen und mich melden, der würde mir ſagen, was ich dabei zu thun hätte. Ich gieng alsdann ſelbſt hin, bei dem Herrn Geheimenrath von Witzleben und meldete mich. Der Mann war ſehr gnädig, und ſagte mir er wollte es der Herzogin vortragen. Ich gieng alſo wieder nach Hauſe, und acht Tage darauf kam der Hoffourier

zu mir, und ſagte, ich ſollte morgen nach Hofe kommen, und ein Koncert ſpielen. Ich folgte alſo, und gieng den andern Tag hin. Da ich geſpielt hatte, ließ mich die Herzogin fragen, ob ich länger in Weimar bleibe? — Wenn Ihro Durchlaucht es befehlen, ſo lange Dieſelben wollten.

Ich blieb alſo in Weimar. Bald wurde ich auch bekannt mit dem Herrn Geheimenrath von Greiner, der mir ſeine beiden Demoiſellen Töchter zum Unterrichte übergab. Nun hatte ich ſchon ſo viel, daß ich davon leben konnte. Wer war froher als ich!

Jetzt gieng's gegen die Faſten. Ich hatte noch ein Paſſionsoratorium von Jena bei mir, und ſprach davon, daß ich es wohl aufführen möchte. Dieſes wurde der Herzogin geſagt, und den andern Tag bekam ich Befehl, das Oratorium aufzuführen. Es war damals ein Tanzmeiſter in Weimar, der einen ganz hübſchen Tenor ſang, der mußte die Diſkantarien ſingen; den Baß ſang ein alter Geleitsmann; die Chöre ſangen die Schüler; und ſo war es fertig. Nun führte ich's auf. Es war Charfreitag. Die Herzogin, die Prinzen und der ganze Hof kamen zuſammen. Ich erhielt den Beifall Ihrer Durchlaucht, und blieb in Weimar. Dennoch war ich immer bei Herrn von Ponikau. Einmal, als ich von Tiſch nach Hauſe kam, war er fortgefahren, ohne mir vorher etwas zu ſagen, mein Koffer ſtand

vor der Stubenthüre. Dann machte ich ernſtliche Anſtalten für mich, in Weimar zu bleiben. In Jena war ich noch etwas ſchuldig geblieben, das bezahlte ich.

Im Monate Mai kam Herr Benda von Potsdam nach Weimar, und beſuchte die Herzogin. Er brachte eine Tochter mit, die ſehr gut ſang. Von Weimar reiste er nach Gotha, und ließ ſich nebſt ſeiner Tochter hören. Die Gothaiſche Herrſchaft war ſehr großmüthig gegen ihn, und ſchenkte ihm tauſend Thaler. Damit kam er wieder nach Weimar; ſeine Tochter blieb daſelbſt, und wurde Kammerfrau bei der Herzogin. Ich wünſchte ſie zu ſehen. Endlich war Muſik im Belvedere Ich gieng hinauf, und lernte den alten Herrn Benda kennen, hörte ihn etliche Solo's auf der Violine, und ſeine Tochter etliche Koncerts auf dem Flügel ſpielen, mit beſonderm Vergnügen aber einige Arien von Haſſe und Graun ſingen. Nun war alle Sonnabend Koncert, und Mademoiſelle Benda ließ ſich allemal darin hören. Die Muſik beſtand damals aus acht Hautboiſten, zwei vom Regimente blieſen die Hautbois, zwei Hofhautboiſten die Flöte, zwei die Waldhörner. Ich lief ſo nebenher. Einmal kam der Chef nach dem Koncert zu mir, und ſagte, die Herzogin wäre Willens mich zu engagiren. Sie wollte mir aus ihrer Schattulle hundert Thaler geben, wenn ich Sonnabends hinauf kommen wollte, und

den Flügel ſpielen, ſo lange, bis der Hoforganiſt abgienge, alsdann ſollte ich Hoforganiſt werden.

Ich nahm dieß Anerbieten mit Dank an, denn, dacht' ich, wer weiß was daneben noch paſſirt? Ich gieng alſo hin, und ſpielte den Flügel. Die Mademoiſelle Benda bezeugte ſich fröhlich dabei. Es währte nicht lange, als die zwei Prinzen auch Lection auf dem Klavier nehmen wollten. Ich ward dazu aufgefodert, und nahm es mit fünfzig Thaler jährlichen Gehalt an. Das war das erſte, was ſich dabei zutrug. Nicht lange nachher erlangte die Herzogin auch Unterricht auf dem Klavier. Dieſelbe hatte vorhero ſchon gelernt, alſo brauchte ich nicht von vorn anzufangen. Ich bekam dafür keinen gewiſſen Gehalt, aber öfters Geſchenke von ſechs Thalern, von zwei Louisd'or, oder ein neues Kleid, auch Wäſche und dergleichen. Das war das zweite, was ſich dabei zutrug. Als ich nun zwei Jahre in Weimar geweſen war, ſtarb der Hoforganiſt Vogler, und ich bekam ſeinen Dienſt, der trug 250 Thaler baar Geld, zwölf Scheffel Korn und acht Scheffel Gerſte, acht Thaler für die Wilhelmstage, und von jeder Orgel auf dem Lande hundert Thaler.

Ich komponirte nun geiſtliche Kantaten zu den Geburtstagen der Herzogin und der Prinzen. Der Hofkantor glaubte ein Recht zu haben, mit zu ſingen. Ich ließ mir dieß gefallen, und machte ihm allemal eine Arie, die er ſo prächtig abſang, daß

man ihm Komplimente darüber machte. Endlich hatte ich dieß Komponiren ſatt, ich wollte nicht mehr. „Was, fieng der Hofkantor ängſtlich an, Sie wollen nicht mehr?“ — „Ach, ſagte ich, ich merke was an Ihnen, ich will Ihnen Ihre Accidentien nicht nehmen.“ — Ich konnte wohl denken, daß er nicht umſonſt ſingen würde, und ohne mein Wiſſen war er hingegangen, und hatte ſich beim Hofmarſchallamte gemeldet, woſelbſt er für jede Arie, die er in der Kirche ſang, einen Dukaten bekam. Ich komponirte immer fort. Es währte nicht lange, ſo war ich Kapellmeiſter; vorher hatte ich Koncertmeiſter geheißen. Die Kapelle hatte ſich vermehrt. Es war damals von Leipzig der berühmte Violoniſt Herr Göpfert gekommen; auch der Flöteniſt Herr Rechenberg von Braunſchweig; der Fagottiſt Herr Werner; der Hautboiſt Herr Hofmann von Kaſſel; Herr Wagner von Dresden u. a. m. Nun gieng das Orcheſter beſſer. Es kamen auch Komödianten. Die Herrſchaft wollte Operetten haben. Ich hatte in meinem Leben keine gehört, machte aber Operetten und ließ ſie drucken. Einige fanden in verſchiedenen Städten Beifall.

Ich war endlich in dem Alter, wo mir das Heurathen ankam, und verſuchte mein Glück bei der Demoiſelle Benda. Sie gab mir zur Antwort: ich müßte deswegen an ihren Vater ſchreiben. Ich ſchrieb an ihren Herrn Vater, und bekam ſeine

Einwilligung. In Zeit von einem halben Jahre machten wir Hochzeit. Die Herzogin Mutter richtete dieſelbe aus, und wir waren recht vergnügt. Nun gieng erſt das Muſiciren los. Ich komponirte Kirchenſtücke, Theaterſtücke, Klavierkoncerte und Sinfonien, für das Koncert bei Hofe. Wenn mich ein Anderer bat, ſo komponirte ich auch Koncerte für das Hautbois, die Flöte, Fagott und dergleichen, auch Operetten, und ſo gieng es zehn Jahre fort. Die Prinzen wurden majoren und giengen nach Paris, um die Welt zu ſehen. Nicht lange dauerte es, ſo heurathete der Erbprinz. Ich und der Koncertmeiſter Göpferk, wir wurden der jungen Frau Herzogin, einer gebornen Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt, im Koncert vorgeſtellt. Sie hörte darnach gern meine Sachen, beſuchte auch meine Singſpiele, wovon die Poeſie immer von hohem Adel war. Ich hatte Händels Alexanderfeſt, und hernach — — —

So weit reicht Wolfs eigenhändiger Aufſatz über ſein Leben. Der naive, abſichtsloſe Ton, der in dieſer Erzählung herrſcht, bildet einen auffallenden Kontraſt mit dem geſuchten und anmaßenden Vortrage, der in einigen Schriften des ſtolzen Mannes herrſchte. Zur Ergänzung ſeines Aufſatzes dient Folgendes.

Wolfs Kompoſitionen, beſonders die von der ernſten und feierlichen Gattung und nicht weniger

ſeine Klavierſonaten, machten ſeinen Namen in ganz Teutſchland berühmt. Er hatte Gelegenheit nach Berlin, und nach Bach's Tode nach Hamburg zu kommen, allein Weimar war ihm einmal ſo lieb geworden, daß er ſich nicht entſchließen konnte, es zu verlaſſen. Er wäre wirklich einer der glücklichſten Menſchen geweſen, wenn er das Gute ſeiner Lage recht zu ſchätzen und zu benutzen gewußt hätte. Von der Herzogin Amalie, einer gründlichen Kennerin und gefühlvollen Freundin der Muſik, wie jeder ſchönen Kunſt, ward er geſchätzt und mit jedem Beifalle belohnt. Ein geniales Hoftheater bot ihm die verſchiedenſten Formen der, um ſein Talent daran zu üben, und das Orcheſter war lange Zeit eines dar beſten in Teutſchland. Allein ein unglücklicher Hang zur Unzufriedenheit ließ ihn das Gute ſeiner Lage nicht ſo ſchätzen, wie er ſollte. Und da er gern wohl lebte, und gern mehr guten Wein trank, als er bezahlen konnte, ſo war er ſelten in einer recht behaglichen Lage. Als vollends ein anderer Operngeſchmack an die Tagesordnung kam, und Wolf ſich vernachläßigt ſah, kränkte es ihn dergeſtalt, daß ein unvertilgbarer Unmuth in ſeinem Herzen Raum gewann. Der Genuß geiſtiger Getränke, dem er ſich jetzt mit größerer Unmäßigkeit hingab, zerrüttete allmählich ſein Nervenſyſtem, und machte ſeine Lage immer unbehaglicher. Indeſſen gelang es doch ſeiner vortrefflichen Gattin, jenem

unglücklichen Hang zu ſteuren, und ihn durch ihre muſterhafte Behandlung auf beſſere Wege zu bringen.

Etwa vier Jahre vor ſeinem Tode bekam Wolf ein geiſtliches Stück zu komponiren, das ihm überaus viel Mühe machte, weil ihm der Text mißfiel. Kaum war er damit fertig, ſo klagte er öfters über Kopfweh, bekam zugleich einen ſtarken Schnupfen, und endlich erfolgte ein Schlagfluß, der ihm theils die Sprachwerkzeuge lähmte, theils der Gedanken und des Bewußtſeyns beraubte. Gegen allen böſen Anſchein erholte er ſich wieder ſo weit, daß er an dem, was in ſeiner Gegenwart geſprochen wurde, Antheil nahm, und den ganzen Tag Geſchichte und Reiſebeſchreibungen leſen konnte. Bei dem Anſchein von vollkommener Geſundheit und körperlicher Stärke, fiel er allmählich in eine ſolche Abſpannung, daß er zuletzt in allem körperlich = moraliſchen wie ein Kind gehandhabt und behandelt werden mußte. Endlich machte ein böſer Hals von der ſchlimmſten Art, am achten December 1792., ſeinem Leben vollends ein Ende. Er war 57 Jahre alt.

Der Natur verdankte Wolf eine anſehnliche Geſtalt, und er galt für einen ſchönen Mann. Seiner Gröſe war die Stärke angemeſſen, auch hatte er ein volles rundes Geſicht. Eine etwas ſtark gebogene Naſe und feingewölbte Stirn gaben ihm ein faſt edles Anſehen. Lebhafte braune Augen, und hellrothe Farbe auf reiner weißer Haut, belebten

das Ganze. Eine fein gebildete weiße Hand, die er ſehr zu pflegen ſchien, verriethen den praktiſchen Künſtler. Er war wirklich ein großer Virtuos in der Bachiſchen Manier. Seinen Körper trug er ſehr gerade, und ſein Gang zeigte den auf ſeine äuſſere Geſtalt eitlen Mannn. Auch hielt er viel auf elegante Kleidung, und ſtets ſah man ihn, ſelbſt in ſeinem Arbeitszimmer, ſehr zierlich friſirt und völlig angekleidet. In ſeinem äußern Betragen gegen Andere war er meiſtens kalt und anfordernd. Immer mehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, und auf das äuſſere Benehmen zu ihm ängſtlich aufmerkſam, vergaß er oft, denen die um ihn waren, die gefällige Höflichkeit zu bezeigen, welche allein die gegenſeitigen Höflichkeitsbezeigungen ſichert, und die er oft verfehlte, weil er ſie ſuchte. Die wohlwollende Neigung, den nächſt Umgebenden es möglichſt wohl zu machen, ſchien ihm ſo fremd, wie der freie Weltton, der jene für's alltägliche Leben oft erſetzt. Er war ein Beweis dafür, daß die Eindrücke und Gewohnheiten einer in Niedrigkeit verlebten Jugend ſelten durch nachherige beſſere Lagen ganz getilgt werden.

Gleim und Seume.

Der Dichter Gleim in Halberſtadt beſaß noch in einem Alter von achtzig Jahren die Munterkeit und den heitern Sinn eines Jünglings, und ſang manches fröhliche Lied. Mit Innigkeit ſchloß er ſich an junge, talentvolle Männer an, war ihnen Freund und Berather, und kam ihnen mit Unterſtützung entgegen. Unter denen, welche er mit dem herzlichſten Wohlwollen behandelte, war auch der geniale Seume in Leipzig, durch ſeine Gedichte, ſeinen Spatziergang nach Syrakus und andere Schriften, ſo wie durch ſeine Schickſale und ſeinen geraden, feſten Charakter allgemein gekannt und geſchätzt. Oefters lud Gleim den ehrenfeſten und in allem wahrhaften Mann zu ſich ein, den er lange nur aus ſeinen Briefen und Schriften kannte. Seume ſelbſt erzählt über ſeine Bekanntſchaft mit dem halberſtädtiſchen Dichter Folgendes:

Als ich noch ein ſehr junger Mann war, überredeten mich einige Freunde, Gleimen einige meiner damaligen Arbeiten zur Beurtheilung zu ſchicken. Der Spruch war nicht ſo günſtig, als wohl vielleicht ein junger Menſch von etwas mehr Phantaſie gewünſcht hätte. „Es fehlt Ihnen, antwortete er mir, bei Ihren Arbeiten an einem kritiſchen

Freunde, der frei und offenherzig mit Ihnen ſpricht; und dieſer will ich gerne ſeyn.“ Nun gieng er die Kleinigkeiten gründlich und ſtrenge durch, und da wurden ſie denn noch weniger als Kleinigkeiten. Er brauchte überdieß Horazens Aeuſſerungen über mittelmäßige Dichter ſo wenig aufmunternd, daß ſeine ganze Beurtheilung einer Verurtheilung ziemlich ähnlich ſah. —

Nach vielen Jahren, als ich meine Nachrichten über die letzte Kataſtrophe in Polen drucken ließ *), und er mich und meinen Namen längſt vergeſſen hatte, ſchrieb er an den Verleger, und erkundigte ſich mit vieler Theilnahme, und dem Ausdrucke der reinſten Humanität, nach den übrigen Verhältniſſen des Verfaſſers. Es würde lächerlicher Stolz geweſen ſeyn, mich ihm nun nicht mehr nähern zu wollen, und es entſtand bald ein häufiger, mir in mehreren Rückſichten wichtiger Briefwechſel. Nach langer Zeit ſchickte er mir ein Papier von zwanzig Louisd'or, mit der Bedeutung: er habe gehört, ich leide Mangel, das müſſe keiner ſeiner Freunde, ſo lange er ſelbſt noch eine Mahlzeit bezahlen könne. Ich ſchrieb,

*) Unter dem Titel: Nachrichten über die Vorfälle in Polen im Jahre 1795.; nebſt einem Anhange von Gedichten, die der Verfaſſer während ſeiner Gefangenſchaft in Warſchau ſchrieb. Leipzig 1796. 8.

daß man ihn wahrſcheinlich aus Theilnahme für mich getäuſcht habe, ſagte ihm, daß ich dreihundert Thaler Gehalt hätte, welches damals der Fall war; und wer damit, und etwas Philoſophie, nicht auskommen könnte, gäbe wenig Hoffnung, mit mehrerem in Ordnung zu bleiben; ich würde indeſſen das Papier als ein Dokument ſeines Wohlwollens behalten, ohne Gebrauch davon zu machen.

„Da wären wir nun beide recht ſtattliche Narren, antwortete er, wenn wir das Geld dem Kaufmanne ließen; denn Sie begreifen leicht, daß ich nichts zurückfodern kann. Da Sie aber ein ſo ſtolzer Menſch ſind, und von mir kein Geſchenk annehmen wollen, ſo ſollen Sie mir eins ſchicken: ich bitte mir Ihr Bild aus.“ — Ich hob das Geld und verzehrte es mit meinem übrigem, ließ mich mahlen und ſchickte das Konterfey nach Halberſtadt.

Gleim hatte mich oft eingeladen, und ſobald ich vierzehn Tage abmüßigen konnte, nahm ich meinen Stab, und wanderte hinüber. Ein ältliches, ehrliches, treuherziges Menſchengeſicht, das in dem Hauſe Diener, Haushofmeiſter, Secretair und Miniſter in einer Perſon zu ſeyn ſchien *), fragte mich

*) Er war Gleims vieljähriger treuer Diener, Johann Stamann, der ſeinen Herrn um drei Jahre überlebt hat.

beim Eintritt um meinen Namen. „Ja Lieber, erwiederte ich, den möcht' ich nun eben jetzt nicht gerne ſagen, ich bin überzeugt, daß ich auch ohne Name gut aufgenommen werde.“ Es wäre doch gewöhnlich, meinte der Mann; aber deswegen nicht immer nothwendig, meinte ich. Er gieng, und kam zurück, und führte mich mit der Nachricht oben in das Bilderzimmer, der alte Herr würde ſogleich mit ſeinem Anzuge fertig ſeyn, und erſcheinen, und ließ mich allein. Oeſers und mein Bild waren die letzten, und ſtanden als Neulinge noch auf einem Tiſche an die Wand gelehnt. Als ich mich rund herum unter der Menge etwas orientirte, kam er; die Rührung verſagte mir im Augenblick ſchickliche Worte; ich gieng auf ihn zu, ſah ihn feſt an, faßte ſeine Hand, und wollte ſie zum Munde führen. „Ach mein Gott, Sie ſind Seume, ſagte er, fiel mir um den Hals und führte mich auf das Sopha; und wir waren in einigen Augenblicken freundliche Bekannte von mehreren Olympiaden. Fünf Tage war ich früh und ſpät in ſeinem Hauſe, und er führte und fuhr mich mit beiſpielloſer Güte überall herum. Es war natürlich, das wir über philoſophiſche und politiſche Meinungen bald in Reibung kamen. Da ich meine individuelle Ueberzeugung ſelten Jemanden auskrame, aber ſie auch nicht zurück halte, wo ſie mit Anſtand in Anſpruch genommen wird, ſo war der Streit oft ſehr warm, und

die Ecken des Sopha's fühlten, durch die Ellenbogen das Gewicht unſrer Gründe, wenn wir die Sachen nach ihrem Urſprunge erörterten, und aus den Quellen ableiteten. Das Ende war immer, daß wir den guten Menſchen aller Partheyen Gutes wünſchten.

Rührend war mir der herzliche, vertrauliche Umgang der Familie Stolberg-Wernigerode im Hüttchen des Alten, der — Großvater und Vater und Sohn ſeine Freunde genannt hatte, und um den ſich nun die junge Welt des Hauſes verſammelte, die ihn alle mit Zärtlichkeit Onkelchen nannten. Die intereſſanteſten Geſchichten ſeiner Zeit, in welche er zuweilen ſelbſt verflochten geweſen war, machten die Tage zu Stunden. Er wollte durchaus mich mit Extrapoſt zu Hauſe fahren laſſen, und da ich von meiner ſpäten Promenade über den Brokken — es war die letzte Hälfte des Octobers — und durch den Harz nicht abgieng, ſo brachte er mich wenigſtens in ſeinem Wagen, in Geſellſchaft ſeiner Nichten, weit, weit heraus auf den Weg nach Wernigerode. Da er von meinem Gange nach Italien hörte, und von der beſtändigen Ebbe meiner Finanzen unterrichtet war, ſo ſchickte er mir eine beträchtliche Summe, 200 Thaler in Golde, mit dem Gebot, durchaus gegen Niemand Notiz davon zu nehmen. Das hab' ich dann ſo nicht ganz gut gehalten, und trage kein Bedenken, in dem wahren Sinne

des Mannes, es nun laut zu ſagen. Gleim hatte ſich ein Recht erworben, ſo gegen mich zu handeln: ich möchte es nicht Jedem zugeſtehn. Nur wer in ähnlichen Fällen nichts ähnliches thun kann, ſchämt ſich des Bekenntniſſes. So war er gegen mich, und ſo iſt er gegen Viele geweſen, und das nennt man billig einen guten Katholiken der Humanität, er wohne nur bei den Irokeſen, oder unter dem alten Kienlong.

Gleims Briefe ſind mir immer ein wahres Feſt geweſen, ob wir gleich oft in Zwiſt lagen; denn ſie waren alle der Abdruck eines ſchönen, heitern moraliſchen Charakters. Der Politik wollte er beſtändig entſagen, und fiel immer wieder in die Politik; eine Erbſünde, die man keinem Philanthropen anrechnen wird. — Sein Enthuſiasmus für Friedrich den Zweiten grenzte an Abgötterey, war aber immer noch liebenswürdig, und bei weitem nicht ſo zudringlich barok, als man zuweilen geſagt hat.

Meyer, der Starke.

In dem hannöveriſchen Dorfe Tündern ward im Jahr 1700. einem der dortigen Einwohner ein Knabe geboren, der bald eine ſeltene Körperſtärke verrieth. Er hieß Jobſt Heinrich Meyer. In ſeiner Jugend diente er unter dem Leibregimente als Reiter. Einſt hörte er, daß ein Haufen preuſſiſcher Werber im Wirthshauſe befindlich ſey. Er gieng allein hin, und ſchlug die ganze Heldenſchaar aus dem Hauſe. Das Regimentsgericht erkannte ihm dafür die Strafe zu, daß er zu Hameln, wo der Staab lag, einige Stunden am Pfahle ſtehen ſollte. Hier ward Meyer durſtig. Sich Getränke an den Pfahl bringen zu laſſen, ſchien ihm viel zu weitläuftig zu ſeyn. Er zog alſo den ganzen Balken aus der Erde, nahm ihn auf die Schultern, und gieng damit ſelbſt zum Ordonanzhauſe, wo Getränk zu haben war. Sein General ſah ihn aus dem Fenſter und rief: „Meyer, was machſt du für Streiche?" — „Ich bin ja am Pfahl, Herr General, rief er, wenn es aber auf dieſe Art nicht gilt, ſo weiß ich, wo ich ihn gekriegt habe." Er gieng zurück, ſteckte den Pfahl wieder ein, und trat in ſeine gehörige Stellung.

Einſt bot ihm ein Jude mit großen Lobpreiſungen ein ſechzehn Hand hohes Pferd zum Verkauf

an. Meyer fand es aber für ſeine Größe zu kurz, und ſagte: „Jude, lobt das Pferd nicht zu viel, es iſt ja nur ein Schaaf.“ — „Ein Schaaf? verſetzte der Jude, nun: wenn Ihr's dafür traget, ſo ſoll es Euer ſeyn.“ Der Jude, der Meyers Stärke kannte, nahm zwar in dieſem Augenblicke ſein Verſprechen wieder zurück; Meyer aber, um ſein Wort zu rechtfertigen, hob das Pferd auf die Schulter, und trug es einige Schritte fort.

Bei einem ſtark gemeſſenen Malter Bohnen behaupteten einige Bauern, daß es kein Menſch tragen könne. Meyer ſagte: „Setzet ein Maaß Branntewein, und ich nehme die Bohnen in einem Scheffel gerade ſtehend auf, laſſe einen Kerl oben darauf ſitzen, und gehe damit ſpatzieren.“ Man nahm die Wette an, und Meyer gewann ſie. Ein andermal trug er ein halbes Fuder, oder ſechs calenbergiſche Malter Haber auf einer Bierleiter.

Seit Jahrhunderten war unter ſeinem Lande her ein ſchiffbarer Arm der Weſer gegangen. Meyer mißgönnte dem Strome dieß entbehrliche Ruhebette, und fieng an, es zu verdämmen, nicht mit Pfählen, ſondern mit Bäumen, und dämmte und kämpfte ſo lange gegen den Strom, bis dieſer, des Widerſtandes müde, ſeine alte Beſitzung verließ, und ſeinem Ueberwinder einen Platz von drei Morgen zum ſchönſten Wieſenwachs als Beute einräumte. Die Lebhaftigkeit ſeiner Sprache war ſeinem inneren Muthe

gleich, und verließ ihn nicht in ſeinen letzten Stunden. Sie war aber ſo wenig grob, daß ſie vielmehr auf der entgegengeſetzten Seite zu weit zu gehen ſchien, denn Meyer war eben ſo ehrlich und höflich, als er ſtark war, und er küßte Leuten, die er verehrte, gewöhnlich die Hand. Er ſtarb 1790. in ſeinem neunzigſten Jahre.

II.

Aus Reiſeberichten
und
Abentheuern.

Die Buccaniers.

Eine Seeräubergeſchichte aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert.

Im Jahr 1625. landeten zwei Schiffe, ein franzöſiſches und ein engliſches, auf St. Chriſtoph, einer Inſel der Antillen. Ohne darüber zu ſtreiten, wem die Inſel eigentlich gehören ſollte, theilten ſie ſich friedlich in den Beſitz derſelben, und ſtifteten vortheilhafte Niederlaßungen. Kaum gewahrten dieß die Spanier, ſo erregte es ihren Neid, und da ſie glaubten, daß ihnen das ausſchließende Recht auf eine Erdgegend zuſtünde, die ſie zuerſt entdeckt hatten, ſo beſchloſſen ſie, die Anſiedler zu vertreiben. Dieß geſchah im Jahr 1630. Die Spanier rüſteten eine Flotte aus, landeten auf St. Chriſtoph, und nöthigten die Koloniſten, die Inſel zu verlaſſen.

Die Vertriebenen ſuchten nun eine Zuflucht auf der weſtlichen Küſte von Hiſpaniola. Nach der Eroberung von Mexiko und Peru, wo man die edlen Metalle in größerem Ueberfluſſe fand, hatten die Spanier dieſe ſchätzbare Inſel gänzlich vernachläßigt. Der größte Theil ihrer ehemals blühenden Städte war von ſeinen Einwohnern verlaſſen, und die wenigen zurückgebliebenen Pflanzer verſanken in eine entnervende Trägheit. Doch fand man daſelbſt die

Nothwendigkeiten, und ſelbſt manche Bequemlichkeiten des Lebens, im Ueberfluß. Alle europäiſchen Thierarten hatten ganz ungemein vermehrt, und insbeſondere das Hornvieh, welches gewiſſermaſſen verwildert war, und in großen Haufen, ohne beſtimmten Eigenthümer, umherlief. Durch dieſe günſtigen Umſtände gereitzt, beſchloſſen die vertriebenen Franzoſen und Engländer, ſich auf Hiſpaniola anzuſiedeln, ohne ſich abermals vertreiben zu laſſen. Anfangs lebten ſie vorzüglich von der Jagd des wilden Rindviehes. Einen Theil davon verzehrten ſie friſch, einen andern trockneten ſie, und die Häute verkauften ſie an die Beſitzer der Schiffe, die an die Küſte kamen. Von dieſen erhielten ſie dafür Kleider, Brandwein, Gewehre, Pulver und Blei. Man nannte dieſe neuen Anſiedler Buccaniers, weil ſie, wie die amerikaniſchen Wilden, einen Theil von dem Fleiſch der erſchlagenen Rinder auf Plätzen räuchenten, die in der Sprache der Eingebornen Buccans hießen.

Ohne Oberhaupt und Geſetze, und ohne Gemeinſchaft mit Weibern, lebten dieſe Stierjäger in dem roheſten Zuſtande der Natur, je zwei und zwei zuſammen, und in einer völligen Gemeinſchaft der Güter. Ihr Anzug beſtand in einem Hemde, das in's Blut der von ihnen erſchlagenen Thiere getaucht war; in einem Paar langen Hoſen, noch ſchlechter als jenes; in einem ledernen Gürtel, worin

ein kurzer Säbel und einige holländiſche Meſſer hiengen; in einem Hut, ohne allen Rand, auſſer einem Stückchen vorn, woran man ihn abnehmen konnte; in Schuhen von rohem Leder, und in gar keinen Strümpfen.

Als die wilden Rinder, von welchen ſich die Buccaniers nährten, allmählich ſeltener wurden, ſahen ſie ſich genöhiget, ihre Aufmerkſamkeit auf andere Gegenſtände zu richten. Sie überfielen zuweilen die ſpaniſchen Niederlaſſungen auf der andern Seite der Inſel, und machten Beute. Die Spanier, hierüber aufgebracht, vereinigten ſich, zogen von einigen benachbarten Inſeln einen Haufen Soldaten an ſich, fielen über die Räuber her, und tödteten nicht wenige derſelben. Jetzt vereinigten ſich die wilden Menſchen mit einander, um von den Spaniern nicht ſo leicht wieder überraſcht zu werden, und mit vereinten Kräften ihnen gewachſen zu ſeyn. Was von dieſer verhaßten Nation ihnen in die Hände fiel, wurde nun ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts niedergemacht.

Die Spanier, müde des oft wiederkehrenden Kampfes und des Blutvergießens, das für ſie ſelbſt ſo verderblich war, gaben allmählich die Hoffnung auf, mit Gewalt der Waffen die unbändigen und wilden Menſchen vertreiben zu können. Dagegen rotteten ſie durch eine allgemeine Jagd alles Hornvieh auf der Inſel aus. Die Buccaniers, auf dieſe

Art ihres gewöhnlichen Unterhaltes beraubt, waren nun gezwungen, ſich zu einer andern Lebensart zu wenden. Der ruhigere Theil legte ſich auf den Anbau des Bodens, der ihre Arbeiten reichlich belohnte. Die Kühnern und Unruhigern dagegen vereinigten ſich mit den Seeräubern und Verbannten aller Nationen, und dieſe machten bald die furchtbarſte Räuberſchaar aus, die jemals das Meer beunruhigt hat. Doch verdanken England und Frankreich dieſen Räubern, die ſich durch ihren Muth und ihre Verbrechen einen Namen erwarben, gewiſſermaſſen den Wohlſtand ihrer weſtindiſchen Niederlaſſungen.

Nichts konnte anfangs weniger furchtbar ſcheinen, als die Ausrüſtungen der ſeeräuberiſchen Buccaniers, die ſich den Namen Küſtenbrüder beilegten. Sie vertheilten ſich, wie die Jäger des Rindes, in kleine Geſellſchaften, und liefen in einem offenen Boote aus, worin ſich etwa zwanzig bis dreiſſig Menſchen befanden, die allen Ungemächlichkeiten des Himmelsſtrichs, der brennenden Hitze des Tages, und den kalten Dünſten der Nacht, ausgeſetzt waren. Die natürlichen, mit einer ſolchen Lebensart verbundenen Unbequemlichkeiten, wurden durch ihre Ausgelaſſenheiten noch vergrößert. Die Liebe zur Freiheit war nämlich bei den Buccaniers ſo ausſchweifend, daß ſie ihnen jede Einſchränkung verhaßt machte, welche geſittete Menſchen ſich gefallen laſſen. Sie wählten zu ihrem Anführer einen

Hauptmann, der aber blos während der Schlacht Befehle austheilen durfte, denn auſſerdem lebten ſie in der größten Ungebundenheit. Den Wilden gleich, dachten ſie nicht an die Bedürfniſſe der Zukunft, und ſicherten ſich nicht durch kluges Haushalten vor künftigem Mangel. Nicht ſelten geſchah es daher, daß ſie von Hunger und Durſt das äuſſerſte Ungemach erdulden mußten. Eben dieſes Elend aber erhob ihren Muth über jede Gefahr, und der Anblick eines Segels ſetzte ſie in eine Art von wahnſinniger Freude. Selten berathſchlagten ſie über die Art des Angriffs, ſondern ſie hatten die Gewohnheit, ſo ſchnell als möglich an Bord der Schiffe zu eilen. Ihre kleinen Fahrzeuge, die ſie mit unglaublicher Gewandtheit zu behandeln wußten, ſicherten ſie meiſt vor dem Feuer eines großen Schiffes, und hatten ſie es erſt geentert, ſo konnte man ſicher darauf rechnen, daß es ihnen nicht entgieng.

Ohne Unterſchied griffen dieſe Seeräuber die Schiffe jeder Nation an, beſonders wenn die Noth ſie drängte. Am meiſten aber waren doch die Spanier ihren Räubereyen ausgeſetzt. Sie hielten die Grauſamkeiten, welche die Spanier gegen die Bewohner der neuen Welt verübt hatten, für einen hinreichenden Freibrief, ſich jede Gewaltthätigkeit gegen ſie zu erlauben. Alles, was ſpaniſch war, mußte ihre Wuth doppelt empfinden, wenn es in ihre Hände

fiel. Das Wort Gnade bebte umſonſt von den Lippen der Gefangenen. Charakteriſtiſch iſt der religiöſe Aberglaube dieſer wilden Räuber. Niemals ſchifften ſie ſich zu ihren Streifzügen ein, ohne den Himmel öffentlich um gutes Glück anzuflehen, und niemals kehrten ſie mit Beute beladen zurück, ohne feierlich der Gottheit für ihren Segen zu danken.

Die Beute, welche die Seeräuber machten, wurde, anfangs auf die Inſel Tortuga, ihren gemeinſchaftlichen Sammelplatz, gebracht. Dieſe Inſel, die etwa acht Stunden lang und zwei breit iſt, hat Waldungen, fruchtbare Ebenen und einen Hafen, deſſen Eingang leicht vertheidigt werden konnte. Hier theilte man ſich brüderlich in die gemachte Beute. Jeder der Räuber hielt bei dieſer Gelegenheit feierlich ſeine Hand in die Höhe, und betheuerte, nichts, was er genommen hätte, verheimlicht zu haben. Wenn einer, was aber ſelten geſchah, des Meineids überführt wurde, ſo ward er auf eine in der That muſterhafte Art, welche auch von beſſern Menſchen Nachahmung verdienen würde, beſtraft. Er ward aus der Geſellſchaft ausgeſtoſſen; und, ſobald ſich eine bequeme Gelegenheit darbot, auf ein wüſtes Eiland gebracht, als ein Entarteter, der unwürdig wäre, ſelbſt mit den Feinden ſeines Geſchlechts, in Geſellſchaft zu leben.

So weit erſtreckte ſich die kluge geſellſchaftliche Verfaſſung dieſer Räuber, daß der, welcher auf ei-

nem Streifzuge ſo ſchwer verwundet worden war, daß er zum fernern Dienſte unfähig wurde, von allen bei der Beutevertheilung am erſten bedacht wurde. Ja, wie in wohleingerichten Staaten dem verſtümmelten aber tapfern Krieger von ſeinem Fürſten Penſionen ertheilt werden, ſo bekam jeder Kamerad, der z. B. den rechten Arm verlohren hatte, ſechs hundert Thaler oder ſechs Sklaven, fünf hundert Thaler für den linken Arm oder fünf Sklaven, und eben ſo viel für den rechten Fuß. Die weniger Verwundeten, deren völlige Heilung und Wiederherſtellung vorauszuſehen war, bekamen während der Zeit der Kur etwas Gewiſſes an baarem Gelde, und fehlte es villeicht eben an der nöthigen Baarſchaft, um dieſe Verbindlichkeit zu erfüllen, ſo war die Geſellſchaft geſetzlich verbunden, auf eine neue Unternehmung auszulaufen, um durch Gewinnung neuer Beute in den Stand geſetzt zu werden, ihre Schuld an die verwundeten Kameraden abzutragen. Der Raub wurde übrigens in gleiche Portionen vertheilt; jeder hatte ſo gut wie der andere ſein Leben gewagt, und jeder konnte daher auf gleiche Belohnung Anſpruch machen. Auch der Hauptmann erhielt nur in dem Falle mehr als einen Theil, wenn er größere Tapferkeit bewieſen hatte. War einer der Verbundenen getödtet worden, ſo erhielten deſſen Verwandte, wenn ſie bekannt waren, ſeinen Antheil; auſſerdem waren die vertrauten Freunde

Erben des Gebliebenen, und kannte man weder vertraute Freunde noch Verwandte derſelben, ſo wurden, um für die abgeſchiedenen Seelen der Gefallenen zu beten, Geſchenke an Arme und Kirchen vertheilt.

Sobald die Beute vertheilt war, überließ ſich ein jeder der Buccaniers aller Art von Ausgelaſſenheiten. Spiel, und zwar ſehr hohes Spiel, Ausſchweifung mit dem andern Geſchlechte, Trunk und Völlerey machte dieſe Menſchen gewöhnlich bald eben ſo arm, als ſie bei der Wiederkehr von einem Streifzuge geweſen waren. Dann gieng es wieder zur See, und neue Beute ward bald auf gleiche Weiſe verſchwelgt. Fragte man dieſe kühnen Räuber, welch ein Vergnügen ſie daran finden könnten, ſo ſchnell zu verſchwenden, was ſie mit großer Gefahr geſammelt hätten, ſo erwiederten ſie ſehr naiv: „Für uns, die wir ſo mancherlei Gefahren ausgeſetzt ſind, iſt das Leben etwas ganz anderes, wie für die übrigen Menſchen. Wie ſollten wir, die wir heute leben und morgen zu ſterben Gefahr laufen, an's Sammeln denken? Wir denken blos an die Gegenwart, und nicht an die Zukunft; unſere Sorge geht nur darauf, das Leben zu genießen, nicht es zu erhalten."

Die Geſellſchaft dieſer räuberiſchen Seemänner wurde allmählich ſehr anſehnlich, denn viele kühne Abentheuer verbanden ſich mit ihnen. Sie verließen

daher die Inſel Tortuga, die für den Abſatz der geraubten Güter nicht günſtig war. Nach den Nationen getheilt, giengen die franzöſiſchen Buccaniers mit ihrer Beute nach einem Hafen auf Hiſpaniola, die Engländer aber nach Jamaika. Hier fanden ſie was ſie wünſchten: Gelegenheit ihre Beute zu verkaufen, und ihrer zügelloſen Luſt zu fröhnen.

Die Schiffe, welche von Europa nach Amerika kamen, reitzten ſelten die Begierde der erſten Buccaniers, da die Kaufmannswaaren, welche ſie am Bord hatten, in Weſtindien zu jenen frühern Zeiten nicht ſchnell verkauft werden konnten. Deſto eifriger aber lauerten ſie auf die ſpaniſchen Fahrzeuge bei ihrer Rückkehr nach Europa, weil ſie gewiß wußten, daß dieſe Schiffe zum Theil mit Schätzen beladen waren. Die Spanier zitterten, ſobald ſie die Buccaniers von ferne erblickten, und ergaben ſich meiſtens ohne Widerſtand. Sie wurden nur Teufel von ihnen genannt, und die Spanier hatten nicht Unrecht, ihre Erzfeinde in jenen Gewäſſern, die ihnen ſo ungeheuren Schaden zufügten, mit dieſem Namen zu belegen. Gewöhnlich folgten dieſe Teufel den Galeeren und der Flotte, worauf der Ertrag der mexikaniſchen und peruvianiſchen Bergwerke ausgeführt ward, bis in den Kanal von Bahama. Wurde ein Schiff zufällig von den übrigen getrennt, ſo giengen ſie ſogleich darauf los, und es konnte ihnen ſelten entgehn. Sie wagten es ſogar, mehrere

Schiffe zugleich anzugreifen, und die Spanier ergaben ſich ihnen gewöhnlich, ſobald ſie herankamen.

Wie verwegen dieſe Seeräuber waren, und welchen Schrecken und welche Muthloſigkeit ſie den Spaniern einzujagen wußten, beweist die That eines ihrer Anführer, des Peter Legrand. Mit einem kleinen Fahrzeuge, worauf nur acht und zwanzig Mann und vier Kanonen befindlich waren, wagte es dieſer kühne Seeräuber, ein großes ſpaniſches Schiff anzugreifen. Entſchloſſen, zu ſiegen oder zu ſterben, und durch einen Eid von gleicher Geſinnung ſeiner Begleiter verſichert, befahl er dem Zimmermann, ein Loch in ſein eigenes Fahrzeug zu bohren, damit ihnen alle Hoffnung zum Entkommen abgeſchnitten würde. Sobald dieß geſchehen war, ſprang er in das ſpaniſche Schiff mit einem Schwerdt in der einen und einem Piſtol in der andern Hand. Alles, was ſich ihm widerſetzte, hieb er nieder, und rannte, von einigen ſeiner tollkühnſten Genoſſen begleitet, nach der Cajüte. Hier fand er den Admiral von ſeinen Officieren umringt, ſetzte ihm eine Piſtole auf die Bruſt, und befahl ihm, ſich zu ergeben. Die übrigen Buccaniers hatten ſich indeſſen der Gewehrkammer bemächtigt, und die Waffen in Beſchlag genommen. Die Spanier, von Schrecken und Erſtaunen betäubt, baten um Schonung ihres Lebens. Legrand ließ ſie in Feſſeln legen, bemächtigte ſich des ganzen Schiffs mit ſeinen Kano-

nen, Gewehren und Reichthümern, und ſegelte mit ſeiner Beute davon.

Solche Beiſpiele findet man häufig in der Geſchichte der Buccaniers. Wie Legrand wüthete auch Monbars, aus einer der beſten Familien in Languedoc gebürtig. Von ohngefähr hatte er in ſeiner Kindheit gehört, daß ſich die Spanier bei Eroberung der neuen Welt unerhörter Grauſamkeiten ſchuldig gemacht hätten. Dieſe Erzählung flößte ihm einen lebendigen Haß gegen eine Nation ein, welche ſolcher Gräuel ſchuldig war. Seine erhitzte Einbildungskraft, der er ſich gerne überließ, ſtellte ihm immerdar zahlloſe Haufen von einem unſchuldigen Volke dar, die eine Schaar wilder Ungeheuer, in den Gebürgen Caſtiliens genährt, erwürgte. Die unglücklichen Schlachtopfer, deren Leiden ſeinem Geiſte immer gegenwärtig waren, ſchienen ſeine Rache aufzufodern; er dürſtete darnach, ſeine Hände in dem Blute der Spanier zu waſchen, und ihnen auf eben der Stelle ihre Grauſamkeiten zu vergelten, wo ſie begangen waren. Deswegen ſchiffte er ſich auf einem franzöſiſchen Fahrzeuge nach Weſtindien ein, und vereinigte ſich mit den Buccaniers, deren natürliche Wildheit er noch ſtärker anfachte. Seine Menſchlichkeit ſelbſt war die Quelle der fühlloſeſten Barbarey. Als er z. B. einſt auf ein ſpaniſches Schiff ſtieß, das weit größer war als das ſeinige, und zahlreiche Mannſchaft hatte, grief er es muthig

an, kletterte mit ſeiner Rotte hinan, fiel mit dem Säbel in der Fauſt über den Feind her, brach durch denſelben, ſtürzte ſich zweimal von einem Ende des Schiffs zum andern, und hieb alles nieder, was ſich ihm entgegen ſetzte. Als er endlich das Schiff zur Uebergabe genöthiget hatte, überließ er ſeinen Leuten die reiche Beute, und begnügte ſich mit dem grauſamen Vergnügen, die vielen in ihrem Blute liegenden Leichname der Spanier nach Herzensluſt zu betrachten. Mehrmals richtete er ein ſolches Blutbad an, daß man ihn nur den Verwüſter nannte.

Die Spanier, die ſich immerfort den Plünderungen dieſer Wütheriche ausgeſetzt ſahen, geriethen darüber in Verzweiflung, und verminderten die Anzahl ihrer Schiffe; auch gaben die Pflanzungen alle Verbindung unter einander auf. Dieſe feige Behutſamkeit erhöhete nur die Kühnheit der Buccaniers. Bis jetzt waren ſie blos, um ſich Mundvorrath zu verſchaffen, in die ſpaniſchen Niederlaſſungen eingefallen; ſobald aber ihre Beute abnahm, entſchloſſen ſie ſich, zu Lande den Reichthum zu erjagen, den ihnen das Meer verweigerte. Deswegen ſammelten ſie ſich in größere Haufen, und plünderten viele der reichſten und feſteſten Städte in der neuen Welt. Marocaibo, Campeche, Vera Cruz, Porto Bello und Carthagena an dieſer Seite des feſten Landes, fühlten verſchiedentlich die Wirkungen ihrer Wuth; Quauaquil, Payama, nebſt vielen

andern Orten an der Südküſte, waren in ihrem Widerſtande nicht glücklicher, und wurden mit gleicher Strenge behandelt. Kurz, die Buccaniers, dieſe ſo ſonderbare Menſchenart, unterwarfen ihren Waffen, ohne ein regelmäßiges Regierungsſyſtem, ohne Geſetze, ohne feſte Verfaſſung, und ſelbſt ohne Einkünfte, Städte und Schlöſſer, welche den ſtärkſten Angriffen andrerer Nationnen widerſtanden hätten; und wäre ihre Abſicht geweſen, zu erobern und nicht zu plündern, ſo hätten ſie ſich vielleicht das ganze ſpaniſche Amerika unterwerfen können.

Unter den Buccaniers, die ſich durch dieſe neue Art des Plünderns einen Namen machten, zeichnete ſich beſonders Olonois aus, ein Franzoſe aus Poitou, und einer der größten Böſewichter, die jemals auf den amerikaniſchen Küſten erſchienen ſind. Sein wichtigſtes Unternehmen war ein Zug in den Meerbuſen von Venezuela, mit acht Schiffen und ſechshundert und ſechszig Mann. Dieſer Meerbuſen erſtreckt ſich beträchtlich in's Land, und hängt durch eine enge Straßen mit dem See von Marocaibo zuſammen. Das Schloß la Verra, wodurch dieſe Straße gedeckt wird, ward von den Buccaniers eingenommen und ſeine Kanonen vernagelt. Nun giengen ſie auf Marocaibo los, welches an der Weſtſeite des Sees, etwa zehn Meilen von ſeiner Mündung liegt. Die Stadt ward eingenommen; allein Olonois fand hier die Reichthümer nicht, die er er=

wartet hatte, weil die Einwohner ihre koſtbarſten Sachen nach Gibraltar geſchafft hatten. Die Buccaniers zwangen diejenigen, welche in der Stadt zurück geblieben waren, ihnen zu ſagen, wo die Reichthümen hingebracht worden wären. Man geſtand ihnen, nach Gibraltar. Olonois faßte ſogleich den Entſchluß, dahin zu gehen. Er nahm viele Einwohner von Marocaibo mit, um ſeinen Leuten zu Wegweiſern zu dienen. Die Gefangenen, welche mit fortgeführt wurden, gaben ihm zu verſtehen, daß er die Stadt in wehrhaftem Stande finden würde. „Thut nichts, antwortete er, um ſo beſſer die Priſe.

Als ſich die feindliche Schaar der Stadt näherte, fand Olonois, daß ſich die Spanier wirklich recht gut verſchanzt, und gegen jeden Ueberfall verwahrt hatten. Sie hatten Verhacke von den größten Bäumen gemacht, und das Land überdieß ſo unter Waſſer geſetzt, daß man nicht auf den Boden treten konnte, ohne bis an die Kniee in Koth zu ſinken. Nur einen einzigen Weg hatten die Spanier nicht unbrauchbar gemacht; er war aber ſo ſchmal, daß er nur ſechs Mann hoch paſſirt werden konnte. Olonois ließ ſich dadurch nicht abſchrecken. Er rief ſeinen Kameraden zu: „Muthig, Brüder, wir müſſen dieſe Beute haben, oder umkommen. Bleib ich, ſo laßt nur den Muth nicht ſinken.“ Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo flog er

mit Ungeſtüm auf die Spanier los, und alle ſeine Leute, ſo brav wie er, hinter ihm drein. Als ſie ſich der erſten Verſchanzung auf einen Piſtolenſchuß genähert hatten, ſanken ſie tief in Koth, und die Spanier fiengen an, aus einer Batterie von zwanzig mit Kartätſchen geladenen Kanonen auf ſie loszufeuern. Viele Buccaniers blieben, aber noch ſterbend munterten ſie ihre Kameraden zum Kampfe auf. „Muthig, riefen ſie, ihr werdet ſiegen.“ Sie hieben Zweige ab, die ihnen das Vorrücken erleichterten, bemächtigten ſich bald der erſten Verſchanzung, verfolgten die Spanier bis zur zweiten, und zwangen ſie, das Gewehr zu ſtrecken. Von ſechshundert Spaniern verloren vierhundert das Leben, und hundert wurden verwundet. Olonois machte die übrigen hundert, ſamt den Verwundeten, gefangen.

Nach dieſem Siege ſandte Olonois Rotten aus, welche die Wälder durchſuchen mußten, wo die Spanier ihr Gold und Silber verſteckt hatten. Alle, die ihnen begegneten, wurden auf die Folter geſpannt, um zu geſtehen, wo ihr Schatz ſey. Beinahe ſechs Wochen verweilten die Buccaniers zu Gibraltar. Als Olonois merkte, daß die Fäulniß der Leichen und des vergoſſenen Blutes ihn um viele ſeiner Leute brächte, entſchloß er ſich zum Abmarſch, vorher aber befahl er den Einwohnern, die ausgeſchriebene Kontribution zu bezahlen, wenn ſie nicht

wollten ihre Stadt in Rauch aufgehen ſehen. Da man mit der Antwort zögerte, ließ er an allen vier Orten Feuer anlegen, und in weniger als ſechs Stunden war die Stadt ein Schutthaufen. Die Gefangenen bedrohte er mit den grauſamſten Qualen, wenn nicht Löſegeld für ſie bezahlt würde.

Die Räuber kehrten nach Marocaibo zurück, und verlangten von der Stadt fünfhundert Kühe, um ihre Schiffe wieder mit Lebensmitteln verſehen zu können. Die Spanier glaubten, daß ſie nun nicht weiter beunruhigt ſeyn würden; allein Olonois ließ ihnen ſagen, daß ihre Stadt dem Schickſale Gibraltars nicht entgehen würde, wofern ſie nicht binnen fünf Tagen die Kontribution bezahlten. Die Summe wurde auf's ſchleunigſte zuſammengebracht, und nun brachten endlich die Räuber ihre Beute an Bord. Auſſer der Brandſchatzung, welche ſie als Lohn ihrer Gelindigkeit erhielten, nahmen ſie auch Glocken, Bilder und alle Zierrathen aus den Kirchen mit; weil ſie nach ihrer Auſſage geſonnen waren, auf der Inſel Tortuga eine Kapelle zu erbauen. Sie fühlten, ſo wie mehrere mächtige Räuber, gar nichts von der Ungereimtheit, dem Himmel die Früchte des Raubes und Mordes zu weihen, die man durch unmittelbare Verletzung ſeiner Geſetze erjagt hat.

Die Beute, welche die Buccaniers auf dieſem Zuge gemacht hatten, betrug eine Million, die

S. 176.

Volz del. Fleischmann sc.

Die Buccaniers.

Schiffe ungerechnet. Die Spanier aber erlitten einen Verluſt von mehr als drei Millionen. Olonois ſetzte ſeine Barbareyen ſo lange fort, bis er bei dem Golfo von Darien Schiffbruch litt. Er fiel in die Hände der Wilden, die ihn in Stücken hieben, röſten ließen und verzehrten.

Zu eben der Zeit, da Olonois in einem Theile des indiſchen Oceans Furcht und Schrecken verbreitete, fieng Morgans, ein Engländer aus Wallis, der kühnſte unter allen Buccaniers, ſeine Rolle zu ſpielen an. Er war der Sohn eines wohlhabenden Landmanns, verließ aber das väterliche Haus, begab ſich nach Barbados, und von da auf ein Korſarenſchiff nach Jamaika. Bald zeichnete er ſich unter den Seeräubern durch Kühnheit und Verſchlagenheit ſo ſehr aus, daß ſie ihm ihr ganzes Vertrauen ſchenkten, und ihn zu ihrem Hauptmann erwählten. Nachdem er manche kühne Unternehmung glücklich ausgeführt hatte, that er ſeinen Kameraden den Vorſchlag, (es war im Jahr 1668.) die reiche Stadt Porto Bello anzugreifen. Der Vorſchlag fand allgemeinen Beifall, und mit wenigen Schiffen ſteuerte der kühne Seeräuberhaufe von Jamaika auf Porto Bello los. Unbegrenztes Vertrauen auf Morgans Tapferkeit und Einſicht, und die ſichere Nachricht von den in jener Stadt aufgehäuften Schätzen, erfüllten die Herzen der räuberiſchen Seefahrer auf dem Wege dahin mit den froheſten Hoffnungen.

Morgans hatte ſeine Maaßregeln ſo gut genommen, daß er bald nach ſeiner Ankunft die Schildwachen überfiel und ſich der Stadt bemächtigte, ehe ſich die Spanier einmal in Vertheidigungsſtand ſetzen konnten. Bei der Schnelligkeit des Ueberfalls behielten die reichſten und vornehmſten Einwohner kaum noch ſo viel Zeit übrig, mit ihren beſten Schätzen ſich nach der feſten Citadelle unfern der Stadt zu retten. Eben dahin waren die, den Kirchen zugehörigen Koſtbarkeiten in Eile geſchafft worden. Morgans erſann einen Kunſtgriff, der beweiſet, daß er ſich auf den Nationalcharakter und auf die menſchliche Natur überhaupt verſtand. Um ſeine Abſicht ohne großes Blutvergießen zu erreichen nöthigte er eine Anzahl Prieſter, Nonnen und andere Frauenzimmer aus der Stadt, die er gefangen genommen hatte, die Sturmleitern an die Wälle der Feſtung zu ſetzen, weil er von der Galanterie und den Aberglauben der Spanier erwartete, daß ſie auf dieſe Gegenſtände ihrer Liebe und Verehrung kein Feuer geben würden. Der Befehlshaber der Citadelle war aber ein entſchloſſener Mann, der ohne alle Rückſicht einzig die Erhaltung des ihm anvertrauten Poſtens im Auge hatte. Die armen Nonnen und die bedauernswürdigen Mädchen erhoben zwar ein Jammergeſchrey und flehten, daß er ſie ſchonen und ſich ergeben möchte; mit den jungfräulichen Thränen vereinigte ſich das Angſtgeſchrey

der dickbäuchigten Mönche. Vergebens! Der Kommandant blieb taub gegen alles Flehen, ließ auf die Anrückenden unaufhörlich Feuer geben, und eine ganze Anzahl Nonnen und Mönche wurden von den Kugeln ihrer eigenen Landsleute durchbohrt. Auch von den Seeräubern ſtürzten viele todt und verwundet nieder. Deſſen ungeachtet erglimmten ſie die Mauren, warfen, als ſie auf den Wällen Poſto gefaßt hatten, Granaten und irdene Töpfe mit Pulver unter die Spanier, und zwangen dieſelben, ſich zu ergeben. Den tapfern Kommandanten ſtürzte eine Kugel nieder, nachdem er mit Heldenmuth gekämpft hatte.

Die Seeräuber hatten bei dieſem Sturme viele Leute eingebüßt. Wüthend darüber, lies Morgans alle Verwundeten, die in ſeine Hände fielen, in beſondere Zimmer ſperren, wo ſie bald von Elend und Hunger wie von den Schmerzen ihrer Wunden gequält, und von aller Hülfe entblößt, hinſchmachteten und ſtarben. Die vornehmſten Bürger wurden von den Barbaren ſo grauſam mißhandelt, um das Geſtändniß, wo ihr Gold und Silber ſey, von ihnen herauszupreſſen, daß viele von ihnen ſtarben, die übrigen zeitlebens Krüppel blieben.

Nunmehr überließ ſich die wilde Horde der Schwelgerey und jeder Art von Ausſchweifung mit ſolcher Ungebundenheit, daß ſechzig wohlbewaffnete Spanier ſie hätten erlegen können. In weniger denn

vierzehn Tagen waren alle Lebensmittel verzehrt oder verwüſtet, ſo daß die Schwelger jetzt ſchon anfiengen Mangel zu leiden, die Einwohner aber, denen es gänzlich an geſunder Nahrung fehlte, zu Hunderten hinſtarben. Plötzlich erweckte die Kunde von dem Anmarſche einer Abtheilung Spanier, von dem Präſidenten von Panama der unglücklichen Stadt zu Hülfe geſandt, die Räuber aus dem Taumel ihrer Trunkenheit und Schwelgerey. Morgans rückte, ungeachtet ſein Haufe durch Schwerdt und Krankheit ſehr vermindert worden war, dem anrükkenden Feinde muthig entgegen, ſchlug ihn in die Flucht, und kehrte nach Porto Bello zurück. Bald darauf ſegelte er in Geſellſchaft aller ſeiner Raubgenoſſen nach Jamaika zurück. Die gemachte Beute belief ſich an Gold und Kleinodien auf zweimal hundert tauſend Thaler, ohne das Seidenzeug, die Leinwand und andere Waaren zu rechnen.

Eine kurze Zeit ruhten Morgans wilde Geſellen von den Strapatzen dieſes Raubzuges. Eine große Anzahl der tapfern Kameraden war gefallen, manche waren verſtümmelt, viele verwundet heimgekehrt. Die müßigen Tage wurden mit ſo unmäſſiger Verſchwendung hingebracht, daß bald die ganze reiche Beute zerronnen war, und man auf eine neue Unternehmung denken mußte.

Der Ruf von Morgans kühnem und glücklichem Zuge gegen Porto Bello war inzwiſchen in

ganz Weſtindien erſchollen, und bis zu den abgelegenſten Schlupfwinkeln der übrigen, in jenen Gewäſſern hauſenden Seeräuber, gedrungen. Als daher bekannt wurde, daß der tapfere Anführer ſich zu einer neuen Unternehmung rüſte, eilten ganze Schaaren herbei, um unter ihm zu fechten. Als er ſeine Mannſchaft muſterte, fand ſich, daß ſie neunhundert und ſechzig Seelen ſtark war, und fünfzehn Schiffe zählte. Er gieng unter Segel, und fuhr längs der Küſte der Inſel Hiſpaniola hin. Unbemerkt kamen die Räuber, in den Meerbuſen von Venezuela, brachten das Fort, welches den Durchgang deckt, zum Schweigen, und nahmen Maracaibo in Beſitz. Sie fanden in der Stadt nichts als Sklaven, und Kranke im Hoſpital; die Häuſer waren leer, kaum fand man Lebensmittel darin. Alle Einwohner hatten ſich mit ihren beſten Schätzen in die Wälder geflüchtet, um vor den Verfolgungen der furchtbaren Menſchen geſichert zu ſeyn. Doch in dieſer Hoffnung hatten ſie ſich getäuſcht, denn Morgans beſetzte die Wälder und entdeckte die Verborgenen. Alles wurde geraubt, was die Flüchtigen mit ſich genommen hatten; viele wurden gemißhandelt, andere niedergehauen, und überhaupt jede Art von Grauſamkeit verübt. Die ſpaniſchen Beſitzungen in der Gegend von Maracaibo waren ein Schauplatz der wildeſten Grauſamkeiten. Ungeheure Summen wurden erpreßt, und viele Gefangene er=

mordet. Morgans ſelbſt hieb mehrern, die in ſeine Hände fielen, die Köpfe ab.

Die Feigheit der Spanier erleichterte den Räubern nicht nur jede ihrer Unternehmungen, ſondern reitzte ſie auch, ihre Feinde verächtlich und grauſam zu behandeln. Dieſe letztern waren durch Wohlleben und Ueberfluß ſo verwöhnt worden, daß ſie allen Muth zum Kampfe gänzlich verloren, ja nicht einmal mehr mit dem Feuergewehr geſchickt umzugehen wußten. Wenn ſie ſich nicht an Zahl den Buccaniers wenigſtens zwanzigmal überlegen ſahen, ſo wagten ſie es nicht einmal, im offenen Kampfe den beherzten Räubern die Spitze zu bieten, und auch dann wurden ſie meiſtens geſchlagen. War ein von dieſen Freibeutern geplünderter Ort wieder verlaſſen, ſo gruben die Spanier, wenn etwa ein Buccanier beim Angriff geblieben und begraben worden war, den todten Körper wieder aus, hieben ihn in Stücken, oder thaten ihm alle die Martern an, die man ihm angethan haben würde, wenn er lebendig in ihre Hände gefallen wäre. Dieſe elende, kindiſche Wuth diente nur dazu, die Buccaniers noch kühner und rachgieriger zu machen. Sie ſteckten jede Stadt, die ſie in ihre Gewalt bekamen, in Brand, wenn ſie nicht mit einer ungeheuren Summe ſich löſen konnte. Nur allein Gold, Perlen und Edelſteine durften als Löſegeld dargeboten werden; Silber achteten dieſe Menſchen kaum. Die Zaghaftig-

keit der Spanier wurde auch noch durch das Schrek-
ken vermehrt, welches ſchon der Name dieſer See-
räuber ihnen einflößte. Morgans fand daher bei
dieſem Raubzuge die meiſten Städte, auf die er
losgieng, verlaſſen, da die Einwohner ſich in die
Wälder oder Gebürge geflüchtet hatten. Die Mönche
hatten den Bewohnern jener Gegend die Buccaniers
als Teufel, als Menſchenfreſſer geſchildert, die nicht
einmal eine menſchliche Geſtalt hätten. Daher der
Schrecken, der von der erhitzten Einbildungskraft der
Bewohner nur noch mehr vergrößert, überall vor
dieſen Räubern herlief.

Als endlich Morgans ſich zum Abzuge rüſten
wollte, überraſchte ihn plötzlich die Nachricht, daß
drei Fregatten des Königs von Spanien in der
Mündung des Sees angelangt wären. Ihr Befehlsha-
ber ſey Don Alfonſo de Campo d'Eſpinoſa,
Contreadmiral einer Flotte, die Sr. Majeſtät aus-
geſandt habe, um den Räubereyen der Buccaniers
Einhalt zu thun. Morgans ſandte ein kleines
Schiff zum Recognoſciren aus, und ſuchte ſeine er-
ſchrockenen Gefährten durch die Verſicherung zu be-
ruhigen, das Gerücht ſey ohne Zweifel übertrieben.
Allein das Schiff kam bald wieder zurück, und brachte
die Nachricht: Es ſey alles wahr, was man zuerſt
erfahren hätte. Die drei Fregatten beſetzten die
Mündung des Sees, die Kanonen ſeyen aufge-
pflanzt, auf den Schiffen und am Lande befänden

ſich viele Leute, und es ſchiene unmöglich durchzukommen.

Eine ſolche Nachricht mußte auch dem Verwegenſten einigen Schrecken einjagen. Selbſt Morgans konnte ſich das Verzweiflungsvolle ſeiner Lage nicht verbergen, und er mußte bei der großen Ueberlegenheit der drei ſpaniſchen Schiffe befürchten, mit ſeinen kleinen Fahrzeugen in den Grund gebohrt oder zuſammen gehauen zu werden. Aber ſeine Geiſtesgegenwart verließ ihn keinen Augenblick. Mit ſeltener Kaltblütigkeit verbarg er ſeiner Bande, deren Augen in dieſem kritiſchen Augenblicke auf ihren Anführer gerichtet waren, jeden Schein eines Gedanken an Gefahr, und wußte ſo jede Furcht aus den Gemüthern der Räuber zu verbannen. Er ſandte ſogar einen dreiſten Brief an den ſpaniſchen Admiral, worin er ein anſehnliches Löſegeld für die Stadt Maracaibo verlangte, und verſicherte, daß er dann ohne fernere Gewaltthätigkeit abziehen wollte.

Der ſpaniſche Admiral, erſtaunt über dieſe Frechheit, antwortete entſchloſſen. „Da ihr euch erfrecht, die Unterthanen Sr. katholiſchen Majeſtät, meines Königes, zu plündern und grauſam zu mißhandeln, ſo bin ich gekommen, euch dafür zu züchtigen. Wollt ihr indeß Gold, Edelſteine, Waaren und Gefangene, kurz alles, was ihr weggenommen habt, demüthig zurückgeben, ſo will ich euch vorbeilaſſen, und euch nicht hindern, ohne Angriff und

Beunruhigung in euer Land zurückzukehren. Verwerft ihr aber dieß Anerbieten, oder wollt ihr euch noch darüber bedenken, ſo werd' ich mit meinen tapfern Truppen nach Maracaibo kommen, und euch bis auf den letzten Mann niederhauen laſſen. Dieß iſt mein unabänderlicher Entſchluß. Alſo ſeyd klug, und macht euch durch eine undankbare Antwort meiner Güte nicht unwerth. Ihr werdet es zu ſpat bereuen, denn ich habe ſehr gute Soldaten bei mir, die nichts ſehnlicher wünſchen, als die Plünderungen und Grauſamkeiten, die ihr an unſerer Nation in Amerika begangen habt, in eurem Blute zu rächen. Gegeben am Bord des königlichen Schiffes, Magdalena genannt, welches am Eingange des Sees von Maracaibo vor Anker liegt, den 24ſten April 1669. Don Alfonſo de Campo.

Sobald Morgans dieſen Brief erhalten hatte, rief er ſeine Gefährten zuſammen, zeigte ihnen den Inhalt an, und fragte: ob ſie, um ihre Freiheit zu retten, die mit ſo vieler Anſtrengung errungene Beute hingeben, oder für dieſelbe fechten wollten? Alle erklärten einſtimmig: Man müſſe ſich vor den ſpaniſchen Großſprechereyen nicht fürchten, und ſie wären entſchloſſen, ſich auf das Aeuſſerſte zu wehren.

Das hatte Morgans erwartet. Demohngeachtet machte er, von der Mißlichkeit ſeiner Lage auf's lebendigſte überzeugt, noch einen Verſuch, ob ſich mit den Spaniern nicht in Güte aus einander

kommen ließe. Er ſandte neue Vergleichsvorſchläge, allein der ſpaniſche Admiral beharrte ſchlechterdings bei ſeiner erſten Bedingung. „Nun gut, ſprach Morgans kaltblütig, weil mich Alfonſo nicht freiwillig durchlaſſen will, ſo werd' ich wohl Mittel finden, ohne ſeine Erlaubniß durchzukommen.“ Er vertheilte ſogleich die Beute, damit jeder ſein Eigenthum zu vertheidigen hätte. Dann füllte er ein Fahrzeug, das er dem Feinde abgenommen hatte, mit Pulver und Baumlaub, das in Theer getunkt war, und andern brennbaren Sachen. Sobald dieſer Brander fertig war, verließen die Buccaniers Maracaibo, und näherten ſich den ſpaniſchen Schiffen an der Mündung des Sees.

Es war noch früh am Morgen, als der Kampf begann. Die Spanier hatten den Angriff keineswegs vermuthet; das größte von ihren drei Schiffen lag mitten in dem ſehr ſchmalen Kanale vor Anker. An dieſes hängte ſich der Brander ſo geſchickt an, daß es plötzlich in Flammen gerieth, und, noch ehe man an ein Löſchen denken konnte, brannte auch das zweite Schiff, das dritte aber grieffen die Buccaniers mit ſolchem Ungeſtümm an, daß es ſich ergeben mußte. So war nach kurzem Kampfe der Sieg erfochten, aber doch noch nicht alle Gefahr überſtanden. Ein beträchtlicher Verluſt an Mannſchaft, oder gänzlicher Untergang der kleinen Flotte durch die Artillerie des Kaſtells ſtand zu befürchten.

Doch Morgans war auch hier nicht verlegen, um eine Liſt anzuwenden, die ihn retten konnte. Er ſchickte bei Tag in Booten Mannſchaft an das Ufer, ſo daß es ſchien, als wollte er das Kaſtell von der Landſeite angreifen. Die Spanier, hierdurch getäuſcht, brachten ſchnell einen Theil ihrer Kanonen auf dieſe Seite, um dem vermutheten Angriff zu begegnen, und entblößten ſo die Seite nach der Durchfahrt vom Geſchütz. In der Nacht ſegelten die Räuber glücklich an dem Kaſtelle vorüber, und erreichten ungeſtört den Ocean.

Als Morgans ſeine Leute in Sicherheit ſah, ließ er die Gefangenen insgeſammt in eine Barke ſetzen, und ſandte ſie dem Don Alfonſo zurück. Indem die Buccaniers ihren Lauf nach Jamaika richteten, überfiel ſie ein ſo fürchterlicher Sturm, daß ſie beinahe alle von den Wellen verſchlungen worden wären. Zum Unglück für die Menſchheit entrannen die Böſewichter der Gefahr, und landeten mit ihren Schätzen auf Jamaika.

In wilden Ausſchweifungen wurden jetzt wieder Tage und Nächte hingebracht. Manche ſchwelgten ſo verſchwenderiſch als ob ſie Tonnen Goldes jährlicher Einkünfte gehabt hätten. Andere verloren große Summen im Spiel, und ſo kam es mit den meiſten in Kurzem ſo weit, daß ſie ihren Hauptmann angelegentlich baten, ſie zu einer neuen Unternehmung zu führen. Morgans, obgleich weit haushälteri=

ſcher als die meiſten ſeiner Gefährten, war dazu nicht abgeneigt. Wie alle ehrgeitzigen Heerführer, betrachtete er ſein bisheriges Glück als ein Aufforderung zu noch kühnern Thaten. Er ließ daher unter den Buccaniers auf Jamaika, St. Domingo und andern Gegenden bekannt machen, daß er eine Expedition unternehmen wollte, die ſie insgeſamt in den Stand ſetzen würde, den Reſt ihrer Tage in Ruhe hinzubringen. In Kurzem ſtrömten ſo viel Abentheurer zuſammen, daß er im December 1670. mit 37 Schiffen auslaufen konnte, welche 2000 Mann an Bord hatten. Er richtete ſeinen Lauf nach der St. Katharineninſel. Als er daſelbſt angekommen war, foderte er den Gouverneur der Feſtung zur Uebergabe auf, und dieſer war feig genug, ſie ihm ohne Widerſtand einzuräumen.

Panama war eigentlich das Ziel dieſer Expedition. Um dahin zu gelangen, mußten die Schiffe den Fluß Chagre paſſiren. An der Mündung dieſes Fluſſes ragte ein Kaſtell auf einem ſteilen Felſen empor, an deſſen Fuß die Wellen des Meeres in wilder, tobender Bewegung anſchlugen. Dieſer wichtige Poſten, von einer guten Beſatzung vertheitigt, drohte alle Bemühungen der Buccaniers zu vereiteln, als ein glücklicher Zufall ihrer Kühnheit zu Hülfe kam. Die Indier, welche bei den Spaniern im Kaſtell waren, ſandten einen Pfeilregen auf die Belagerer herab, und tödteten damit mehr Buccaniers, als

die Spanier mit ihren Flinten. Einem derſelben durchbohrte ein Pfeil Ohr und Schulter. Mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit rieß er den Pfeil aus der Wunde, wickelte das eine Ende davon in Tauwerk, ſteckte dieſes Ende in ſeine ſchon geladene Büchſe, und ſchoß es auf eines der Häuſer des Kaſtells ab. Das Haus gerieth in Brand, entzündete mehrere andere, die Feinde ſtürmten und bemächtigten ſich des Kaſtells.

Die wilde Rotte wälzte ſich darauf gegen Panama hin, wo ſie ſich die reichſte Beute verſprechen konnte. Auf der Savana, einer geräumigen Ebene vor der Stadt, machten die Spanier mehrere Verſuche, die Räuber zurückzutreiben, aber ohne Erfolg: die Buccaniers erhielten bei jedem Vorfalle entſchieden die Oberhand. Die unbewehrten Einwohner ſahen vorher, daß ihre kriegeriſchen Vertheidiger beſiegt werden würden, und ſuchten Zuflucht in den Wäldern. Nach verſchiedenen hitzigen Kämpfen, in welchen viele Buccaniers das Leben verloren, zog Morgans in die unglückliche Stadt ein. Schrecklich war das Blutbad, das die Seeräuber unter den zurückgebliebenen Einwohnern anrichteten. Eine Menge derſelben wurde erwürgt, und Morgans Mordſchwerd ſties viele Wehrloſe mit gleicher Barbarey nieder, wie der gemeinſte ſeiner Rotte. Da er von Seiten der Spanier einen Ueberfall beſorgte, ſo ließ er insgeheim Feuer in der Stadt

anlegen, und als es auskam, ſchob er es auf die Spanier. Eine Menge Sclaven und Vieh kam bei dieſem Brande um. Dieſe berühmte Stadt ward gänzlich verzehrt, bis auf das abgelegene Haus des Präſidenten.

Die Beute, welche den Siegern in die Hände fiel, war unermeßlich. Unter den Gefangenen, welche dem Schwerdte der Barbaren entgiengen, befand ſich auch ein Mädchen von ſeltener Schönheit. Mit den Reitzen einer blühenden Jugend verband ſich in dem herrlichem Geſchöpf die höhere Anmuth, welche die feinere Sitte einer edleren Erziehung ihr verliehen hatte. Gleichſam als der köſtlichſte Theil der Beute ward ſie von den Räubern ihrem Kapitain beſtimmt, und unter lautem Jubel vor ihn geführt. Der wilde Morgans hatte nicht ſobald die ſchöne Gefangene erblickt, als er auch die heftigſte Leidenſchaft gegen dieſelbe empfand. Aber bald mußte er gewahr werden, daß ſeine Liebkoſungen mit kalter Verachtung zurückgewieſen wurden. Weder ſeine Perſon noch ſein Charakter waren von der Art, daß ſie dem Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft günſtige Geſinnungen für ihn hätten einflößen können. Er wollte endlich Gewalt brauchen; allein die Schöne wand ſich wild aus ſeinen Armen los, und ſchrie: „Halt, Räuber, halt ein! denkſt du mir eben ſo leicht meine Ehre rauben zu können, wie du mir mein Vermögen und meine Freiheit geraubt haſt? Nein, ſey verſichert,

daß ich lieber ſterben will!“ — und nun zog ſie einen Dolch aus ihrem Buſen, mit dem ſie ſich getödtet haben würde, wenn nicht Morgans es verhindert hätte. Aber nun verwandelte ſich ſeine Zärtlichkeit in Haß. Er warf die tugendhafte Schöne in ein beſchwerliches Gefängniß, und ſuchte ſie durch Strenge zu zwingen. Sie blieb unbeweglich, und da ſeine Räuber endlich zu murren anfiengen, daß ſie um eines Mädchens willen ſo lange bleiben müßten, ſo ſah er ſich gezwungen ihnen zu willfahren, und ſeine verliebten Verfolgungen aufzugeben.

Im Februar 1671, gieng Morgans mit ſechshundert Gefangenen, wovon aber die meiſten nach wenigen Tagen gegen ein großes Löſegeld zurück gegeben wurden, unter Segel. Mit einer ungeheuren Beute kam er an die Mündung des Fluſſes Chagre. Hier ward beſchloſſen, die Theilung vorzunehmen. Morgans hatte aber von der Beute heimlich ſo viel zurück behalten, daß ein gemeiner Mann nicht mehr als einige hundert Thaler zu ſeinem Antheil bekam. Alle murreten darüber, allein Morgans blieb taub bei ihren Kla en. Da er aber fürchtete, das allgemeine Mißvergnügen möchte in eine Meuterey gegen ihn ausbrechen, ſo begab er ſich in aller Stille auf ſein Schiff, und ſegelte mit drei andern Schiffen, deren Mannſchaft er auf ſeine Seite zu bringen gewußt hatte, ab. Die übrigen wagten, da er ihnen überlegen war, nicht, ihn anzugreifen,

und ungehindert kam er nach Jamaika. Hier ließ er ſich nieder, heurathete die Tochter eines angeſehenen Mannes dieſer Eyländer, und lebte ruhig von dem Raube, an welchem das Blut ſo vieler unſchuldigen Menſchen klebte.

Dem Beiſpiele Morgans folgten mehrere Andere. Sie ſuchten und fanden eine Freiſtatt im Schooße neben der bürgerlichen Geſellſchaft, deren Geſetze ſie ſo frevelhaft verletzt hatten. Das Klima rieb ebenfalls viele dieſer Räuber auf, und ihre Macht wurde noch mehr zerſplittert, als zwiſchen England und Frankreich ein Krieg ausbrach, und die Buccaniers beider Nationen ſich trennten. Da der König von Spanien damals (im Jahr 1669) mit England im Bündniß ſtand, ſo wurden dadurch die Seeräubereyen zwiſchen ihren Unterthanen in Weſtindien zurückgehalten. Die franzöſiſchen Buccaniers ſetzten ihre Plünderungen noch lange mit keinem geringen Glücke fort, bis endlich die nachdrücklichen Maaßregeln, welche die engliſche und franzöſiſche Regierung nahmen, dem Unweſen ſteuerten. Mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hatten die Räubereyen der Buccaniers gänzlich aufgehört, und nun verſchwand auch der Name dieſer ſchrecklichen Menſchenklaſſe. Sie verloren ſich nach und nach unter den übrigen europäiſchen Einwohnern von Weſtindien.

Reiſeabentheuer einiger ruſſiſcher Wallfiſchfänger.

Ein ruſſiſcher Kaufmann, unfern Archangel, rüſtete im Jahr 1743. ein Schiff aus, bemannte es mit vierzehn Seeleuten, und ſandte es nach Spitzbergen auf den Wallfiſchfang. Die erſten acht Tage war die Fahrt ſehr glücklich, allein am neunten drehte ſich der Wind, und die Fahrenden, welche nach der weſtlichen Seite von Spitzbergen wollten, wurden auf die Oſtſeite getrieben, die von den Ruſſen Maloybrun genannt wird. Das Schiff näherte ſich dieſer Inſel bis auf eine Stunde, und ward plötzlich auf allen Seiten ſo von Eis umgeben, daß es feſt ſtand.

Ein tödlicher Schrecken überfiel die Ruſſen, denn es war ſchwer zu ſagen, was nun zu thun ſey? Nach einigem Berathſchlagen erinnerte ſich der Schiffer Himkof gehört zu haben, daß vor wenig Jahren einige ruſſiſche Matroſen unfern dieſes Seeufers eine Hütte erbaut, und darin den Winter zugebracht hätten. Das gab ihrer dahinſterbenden Hoffnung einiges Leben, und ſie beſchloſſen ſogleich, die Hütte aufzuſuchen, und ſo lange in derſelben zu verharren, bis die See wieder frei vom Eiſe würde. Dem zufolge wurden viere von der Mannſchaft ernannt,

entweder die Hütte aus zu kundſchaften, oder ſonſt ein Mittel zur Rettung ausfindig zu machen. Alle ſahen ihren unvermeidlichen Untergang vor Augen, wenn ſie länger im Eiſe ſtecken blieben, und auf dem Schiffe verharren müßten.

Der Schiffmeiſter und ſein Enkel, nebſt zwei Matroſen, machten ungeſäumt den Verſuch, an's Land zu kommen. Da die Inſel, wo ſie landen ſollten, wüſt und unbewohnt war, ſo mußten ſie ſich mit dem Nothwendigſten verſehen. Beinahe eine Stunde lang führte ſie ihr Weg über ſchwimmendes Eis, das beſtändig von den Wellen hin und her bewegt wurde, und hatten daher, wie leicht zu erachten, mit vielen Schwierigkeiten und Gefahren zu kämpfen. Jeder nahm eine Flinte, zwölf Schüſſe Pulver, zwölf Kugeln und eine Axt mit; auſſerdem noch einen kleinen Keſſel, etwa zwölf Pfund Mehl, ein Meſſer, Feuerzeug, einen Beutel mit Taback, eine Pfeife u. ſ. w. Sie kamen glücklich an's Land, ſtreiften umher, und entdeckten auch glücklich, etwa eine halbe Stunde vom Ufer, die Hütte. Es zeigte ſich bald, daß das ſchwache Gebäude vom Wetter ziemlich gelitten hatte; es war 36 Schuh lang, 18 hoch, beinahe eben ſo breit, und hatte im Eingange eine Art Vorzimmer von zwölf Schuh Breite. Da der Abend ſie übereilte, ſo nahmen ſie hier ihr Nachtquartier; ſobald als der Tag anbrach, eilten alle viere an das Seeufer, um ihren Kameraden

die glückliche Entdeckung zu hinterbringen, und alles, was ihnen während ihres Aufenthalts nöthig ſein könnte, an's Land zu ſchaffen. Sie kamen wieder an die Stelle, wo ſie gelandet hatten — aber da war kein Schiff zu erblicken!

Die See war ganz frei vom Eis, und das Schiff mit demſelben zugleich verſchwunden. In der Nacht hatte ein heftiger Sturm gewüthet, der das Eis zerſtreut, und das Schiff wahrſcheinlich zertrümmert oder verſenkt hatte. Nie erfuhr man das allergeringſte, weder von der Mannſchaft noch von dem Schiff.

Es bedarf kaum erwähnt zu werden, daß die vier Unglücklichen, die am Ufer ſtanden, mit ſtarren Blicken auf die See hinſahen. Der Hoffnung beraubt, ihr Vaterland je wieder zu ſehen, blieb ihnen nichts übrig, als nach der Hütte zurück zu kehren, und ſich gefaßt zu machen, das äuſſerſte Elend zu erdulden, die größten Gefahren auszuhalten. Die Bretter der Hütte waren von der Kälte zerſprengt worden; ihre Ausbeſſerung war jeẞt ihre erſte Arbeit, und was nicht ausgebeſſert werden konnte, wurde mit Moos verſtopft, welches häufig umher wuchs. Ungewöhnlich war ihnen dieſe Arbeit nicht, da jeder ruſſiſche Bauer mit der Art umzugehen weiß, und ſeine Hütte ſelbſt baut. Die zweite Sorge betraf ihren Lebensunterhalt, denn an Pflanzen, Kräuter oder Holz war nicht zu denken, da wegen

ſtrenger Kälte hier weder Baum noch Strauch fortkommt. Glücklicherweiſe fanden ſich mehrere Rennthiere, und mit ihren zwölf Schüſſen Pulver erlegten ſie zwölf derſelben. Für das Bedürfniß des Magens war alſo auf eine zeitlang geſorgt: aber wie ſollten ſie ſich ohne Feuer vor dem Erfrieren ſichern? wodurch den Mangel des Holzes erſetzen?

Niedergeſchlagen und mit dem traurigen Gedanken ihrer Noth beſchäftigt, giengen die Unglücklichen am Ufer hin und her. Hin und wieder fanden ſie doch einige Trümmer von Schiffen und entwurzelte Bäume, wodurch ſie wieder einigen Muth bekamen. Unter den Schiffstrümmern waren auch einige Bretter, woran noch eiſerne Klammern, Nägel, und andere Eiſenſtücke ſich befanden. In ihrer Lage war ihnen dieſer Fund lieber, als Gold oder andere Koſtbarkeiten. Aber nun zeigte ſich die Noth wieder von einer andern Seite: ihr Pulver gieng zu Ende, und ihre Lebensmittel giengen auf die Neige, ſo daß ſie ihren Tod ziemlich genau berechnen konnten. Doch auch dießmal kam ihnen das Schickſal zu Hülfe, und vereitelte ihre Beſorgniſſe. Als ſie mit Hülfe des Eiſens die Erde aufwühlten, entdeckten ſie eine lange, ſehr ſtarke und beinahe bogenartig gekrümmte Wurzel, die ſie mit ihren Meſſern vollends zu Bogen bildeten, ohne daß ſie noch wußten, wo ſie Sehnen, oder Stricke und Pfeile, hernehmen ſollten. Da ihnen dieß unmöglich ſchien,

ſo fiengen ſie an ſpitzige Lanzen zu verfertigen, um ſich gegen ihre gefährlichſten Feinde, die weißen Bären, zu ſchützen; aber nun wußten ſie wieder nicht, wie ſie ohne Hammer dieſe Eiſen ſpitzig ſchmieden ſollten.

Die Noth macht erfinderiſch. Nach vielen vergeblichen Verſuchen geriethen ſie auf den Einfall, die eiſernen Klammern zu einem Lanzeneiſen zu ſchmieden, machten ſie glühend, erweiterten das Loch, das in der Mitte war, mit einem ihrer größten Nägel, und ſchmiedeten es an dem einen Ende breit. Bei dieſer Arbeit diente ihnen ein großer Kieſel ſtatt des Amboſes, und ein paar Rennthierhörner ſtatt der Zangen. Auf dieſe Art brachten ſie zwey Lanzeneiſen zu Stande, und befeſtigten ſie mit Riemen aus Rennthierhäuten an lange und ſtarke Hölzer oder Aeſte. So bewaffnet wagten ſie es, einen weißen Bären anzugreifen, und erlegten ihn nach einem hartnäckigen und gefahrvollen Kampfe. Das Fleiſch deſſelben ſchien ihnen ſehr ſchmackhaft, und dem Rindfleiſche nicht unähnlich. Als ſie den Bären vollends zerlegten, fanden ſie, daß ſich die Flechſen dieſes Thieres in ſehr dünne Fäden drehen ließen, woraus ſie unter andern auch Sehnen für ihre Bogen erhielten. Nun wurden auf's neue ſpitzige Eiſen geſchmiedet, und mit dieſen Sehnen an die neuen Pfeile befeſtigt; mit den dünnen Sehnen banden ſie die Federn einiger Seevögel an das

andere Ende derſelben. So hatten ſie denn nun Waffen, mit welchen ſie binnen kurzer Zeit 250 Rennthiere, und eine große Anzahl blauer und weißer Füchſe erlegten. Das Fleiſch dieſer Thiere diente ihnen zur Nahrung, das Fell zur Bekleidung.

Die größte Gefahr drohte unſern Einſiedlern von den weißen Bären, deren ſie allmählich zehn erlegten, aber immer mit der äuſſerſten Lebensgefahr. Den erſten hatten ſie ſelbſt angegriffen; gegen die neun andern hingegen mußten ſie ihr eigenes Leben vertheidigen, denn einige waren bis in ihre Hütte gedrungen. Im Ganzen waren dieſe Beſtien nicht ſehr wüthend, es ſey nun, daß ſie weniger hungrig, oder daß ſie nicht ſo wild waren, denn ſobald ſie in die Hütte kamen, ſuchten ſie wieder zu entfliehen, ohne ſich viel zur Wehre zu ſetzen. Indeſſen wurden die armen Matroſen durch dieſe oft wiederholten Kampfe äuſſerſt abgemattet, und waren keinen Augenblick ihres Lebens ſicher.

Die langen finſtern Nächte waren den Einſamen nicht nur an ſich beſchwerlich, ſondern ſie vermehrten auch die Schrecken ihrer Lage. Nachdem ſie geraume Zeit vergebens überlegt hatten, wie ſie dieſem Ungemach ſteuren könnten, entdeckten ſie eines Tages, gegen die Mitte der Inſel, unvermuthet eine Art Leimerde. Sogleich eilten ſie, einige Lampen daraus zu bereiten, füllten ſie mit Rennthierfett, und nahmen Charpie ſtatt des Tochtes. Allein

zu ihrem Leidweſen hielt die Erde das Fett nicht, und ſobald es durch die Wärme geſchmolzen war, drang es durch die Erde hindurch. Nun bereiteten ſie eine zweite Lampe, ließen ſie an der Luft trocknen, glühten ſie im Feuer, und tauchten ſie glühend in den Keſſel, worin ſie Waſſer und Mehl bis zur Dicke eines Kleiſters gekocht hatten. Sie hatten nun die Freude zu ſehen, daß das Fett nicht mehr durchdrang. Zur größeren Sicherheit tauchten ſie Lappen in ihren Kleiſter, und überzogen damit ihre Lampen von auſſen; aus Vorſorge verfertigten ſie zugleich eine zweite Lampe, wenn ohngefähr die erſte zerbräche, und bewahrten den Ueberreſt ihres Mehls auf, im Fall ſie etwa mehrere Lampen nöthig hätten. Auch brachten ſie allen Hanf, den die See ausgeworfen hatte, und mit dem man die Schiffe zu verſtopfen pflegt, in ihre Hütte und bereiteten Tochte daraus. Als dieſer zu Ende war, nahmen ſie ihre Hemden und Unterkleider, wodurch die Lampe ſtets brennend erhalten würde.

Der Menſch erkennt nie lebendiger, wie viel zum Leben erfordert wird, als in einer ſo einſamen Lage, worin er alles menſchlichen Beiſtandes entbehren muß. Kaum hatten die vier Ruſſen ein Bedürfniß befriediget, ſo äuſſerte ſich wieder ein neues, oft noch dringenderes. Es währte nicht lange, ſo zerriſſen ihre Kleidungsſtücke, und als der Winter heranrückte, und mit ſeiner fürchterlichen Kälte drohte,

hatten ſie weder Hemden, noch Hoſen, noch Schuhe mehr. Da ſie inzwiſchen Rennthiere und Fuchsfelle im Ueberfluß beſaßen, ſo kam es nur darauf an, ſie gehörig bereiten zu können. Nach vielem Hin- und Herſinnen machten ſie einen Verſuch damit, und dieſer gelang über Erwarten.

Die Rennthierhäute, welche zu Kleidern dienen ſollten, wurden mehrere Tage lang in friſches Waſſer gelegt, bis alle Haare herunter waren. Dann rieben ſie wechſelsweiſe die naſſen Felle mit ihren Händen, bis ſie beinahe trocken waren, goſſen nachher ein wenig Rennthierfett darauf, und rieben dasſelbe in das Fell ein; dadurch wurde es weich, biegſam und zu jedem Gebrauche geſchickt. Diejenigen Felle, welche ihnen ſtatt der Pelze dienen ſollten, wurden nur einen Tag lang im Waſſer geweicht, und darauf gleich dem übrigen zubereitet. Ein Stück Drath diente ihnen ſtatt der Nadel, und die Sehnen ſtatt des Fadens. So überwanden ſie mit unglaublicher Geduld die zahlloſen, und beinahe unüberſteiglichen Schwierigkeiten, die ihnen ein gänzlicher Mangel an Allem, und die Strenge des Himmelsſtrichs jeden Augenblick entgegen ſetzten.

Für die Bedürfniſſe des thieriſchen Lebens war nun zwar ſo ziemlich geſorgt; aber es fehlte doch noch unendlich viel, um die gezwungenen Einſiedler mit ihrem Schickſale auszuſöhnen. Der Gedanke, daß ſie hier, von aller Welt verlaſſen, ohne Hoff-

nung irgend einer Erleichterung ihres Schickſals, oder der Rückkehr ins Vaterland, ihr Leben würden beſchließen müſſen; die Vorſtellung, daß Kummer und Elend ſie allmählich aufreiben, oder wilde Thiere ſie zerreißen würden, wenn ihnen dereinſt Krankheit oder Alter die Kräfte zum Widerſtande rauben ſollte; die Ausſicht, daß ſie vielleicht Hungers ſterben müßten, und mehr als alles dieß, die Betrachtung, von Allem getrennt zu ſeyn, was ihnen auf der Welt lieb war — dieß alles zuſammen genommen ſtürzte ſie in eine Melancholie, welche oft an Verzweiflung grenzte. Dieß war beſonders der Fall, da ein Jahr nach dem andern verfloß, und die Ausſicht auf Erlöſung immer ſchwächer wurde. Keiner fühlte ſein Unglück tiefer, als der Schiffmeiſter Himkof; er war Gatte und Vater, und das Andenken an ſeine Frau und ſeine Kinder war ſeinem Geiſte und Herzen immer gegenwärtig. Keine Art des Troſtes wollte bei ihm haften, und ſeine Klagen nährten auch den Kummer ſeiner Gefährten.

Die Zukunft wurde auf dieſe Weiſe den Unglücklichen immer finſterer und ſchrecklicher. Sie ſahen im Geiſte den Letzten von ihnen, wie er ſeinen Kameraden die Augen zudrückte, und endlich ſelbſt, durch Alter geſchwächt und jedes Widerſtandes unfähig, von Bären zerriſſen wurde. Aus Gram verfiel einer von ihnen in eine auszehrende Krankheit, und litt die heftigſten Schmerzen. Seine

Kameraden mußten ihre Aufmerkſamkeit zwiſchen ihm, und der Sorge für ihr gemeinſchaftliches Wohl theilen. Immer lebendiger veraegenwärtigte ſich ihnen das tiefſte Elend, ohne weder von der Natur noch von der Kunſt einige Hülfe erwarten zu können. Die Lage ihres Kameraden war ihnen ein Vorbild des Schickſals, das ſie alle erwartete. Aller Hülfe beraubt, ſtarb er endlich vor ihren Augen dahin, und ſie beweinten ihn nicht blos als Freund, ſondern auch als einen Vertheidiger, der alle Gefahren und Leiden mit ihnen getheilt hatte, die nun mit doppeltem Gewicht über ſie kommen würden. Er ſtarb den letzten Winter vor ihrer Rückkehr, und wurde ſo tief als möglich in Schnee begraben, um ihn vor den weißen Bären zu ſichern.

In der hoffnungsloſeſten Lage gieng über den Unglücklichen ein freundlicher Stern auf, und da ſie es am wenigſten dachten, befanden ſie ſich am Ziele ihrer Leiden. Am fünfzehnten Auguſt 1749. erblickten ſie ein ruſſiſches Schiff auf der Höhe. Sogleich wurde Feuer angezündet, und die drei Verlaſſenen eilten an das Ufer mit einer Stange, woran ein Rennthierfell hieng, und ſchwangen daſſelbe in der Luft herum, um Zeichen zu geben. Das Schiff näherte ſich dem Ufer, und ſie wurden gegen das Verſprechen, daß ſie den Dienſt mit verrichten, und bei ihrer Rückkunft dem Kapitain achtzig Rubel bezahlen wollten, aufgenommen. Gleich nachher wurde

ihr ganzer Reichthum an Bord geſchafft; er beſtand aus Rennthierfett, Häuten von Bären, Füchſen und allerlei Waffen; Lanzen, Bogen, Pfeilen, Meſſern u. dergl.

Auf der Rückreiſe begegnete ihnen nichts merkwürdiges, und ſie landeten am acht und zwanzigſten September 1749. zu Archangel, nachdem ſie ſechs Jahre und drei Monate in dieſer fürchterlichen Wildniß zugebracht hatten. Die Gattin des Schiffsmeiſters Himkof befand ſich zufällig am Ufer, als das Schiff ankam. Sie erkannte ihren Gatten, den ſie nie wieder zu ſehen geglaubt hatte, und ſtürzte ihm mit ſolcher Eile entgegen, daß ſie in die See fiel, und nur mit großer Mühe gerettet wurde. Das Schiff, dem die drei Einſiedler ihre Erlöſung zu danken hatten, ſollte eigentlich auf Nova Zembla überwintern, aber der Aufſeher des Wallfiſchfanges ſchlug der Mannſchaft vor, auf der Weſtſeite von Spitzbergen den Winter zuzubringen, als ſie durch einen widrigen Wind nach der Oſtſeite verſchlagen wurden, und auf dieſe Weiſe die Verlaſſenen retteten.

Es verfloß eine geraume Zeit, ehe ſich die drei Ruſſen von ihren Drangſalen erholten. Beſonders hatten ſie Mühe, ſich an eine andere Lebensweiſe zu gewöhnen. Lange Zeit konnten ſie kein Brod genießen, weil es ihnen anfangs heftige Blähungen verurſachte, und den Branntwein konnten ſie gar

nicht mehr vertragen. Ihr Getränk war von der Zeit an bloßes Waſſer.

Franzöſiſche Verfolgungswuth zur Zeit der Revolution.

Eine Deportationsgeſchichte.

Die Revolution in Frankreich, welche ſo vieles Alte vernichtete, zertrümmerte auch die ganze kirchliche Verfaſſung des Königreichs. Schon vorher war die Religion geſunken, und zahlreiche Schriftſteller, die ſich Weltweiſe nannten, hatten nicht nur den Glauben an das Chriſtenthum, ſondern auch den Glauben an die Wahrheiten der Vernunftreligion in den Gemüthern des Volks erſchüttert. Kaum war die Revolution ausgebrochen, ſo erhielt der Unglaube volle Freiheit, hervorzubrechen. Mit dem Haſſe gegen die bisherige bürgerliche Ordnung der Dinge verband ſich der Haß gegen die kirchliche Verfaſſung, weil die eine in die andere verflochten war. Die Worte: Königthum und Prieſterthum, wurden mit gleichem Abſcheu ausgeſprochen. Es erſchien eine zahlloſe Menge von Flugſchriften, welche bald die natürliche Religion auf Koſten der chriſtlichen prieſen, bald die Unvereinbarkeit des Katholiciſmus mit dem Syſteme der Freiheit und Gleichheit zu erweiſen

ſuchten, bald den Atheismus predigten. Ja, das Chriſtenthum ward ſogar ein Gegenſtand der Verfolgung, man verwüſtete und entheiligte die Kirchen, und die Prieſter wurden gemißhandelt, in's Gefängniß geworfen, vertrieben, deportirt und ermordet.

Schon am ſieben und zwanzigſten November 1790. hatte die Nationalverſammlung decretirt, daß alle Geiſtliche ohne Unterſchied die Konſtitution beſchwören, und ſich mit andern Bürgern des Staats von deſſen Geſetzen abhängig machen, oder ihre Aemter verlieren ſollten. Viele bequemten ſich ſchnell dazu. Aber bei weitem die meiſten weigerten ſich dieſes Eides, der ihren frühern Eiden entgegen ſtand, und ſie wurden darin bald vom Pabſte beſtärkt, der eine Bulle bekannt machte, worin alle neue Prieſterwahlen für ungültig, und alle Geiſtliche, die den Bürgereid geſchworen hatten, ihrer Stellen verluſtig erklärt wurden. Die unbeeidigten Prieſter wurden darauf verjagt, auf's gröblichſte mißhandelt und aus dem Reiche getrieben. Das härteſte Loos traf die geſammte Geiſtlichkeit im Jahr 1793., in der Schrekkensperiode, wo der Jakobinismus allgewaltig herſchte, und der Wohlfahrtsausſchuß den drückendſten Despotiſmus ausübte. Jetzt wurde beſchloſſen, alle Religionen zu vernichten.

Einem Volke, über welches ein Uebermaß von Leiden ausgegoſſen war, predigte der Wahnſinn die troſtloſen Lehren, daß es keinen Gott und keine

Vorſehung gebe, und daß der Menſch nur für das gegenwärtige Leben beſtimmt ſey. An den Kirchhöfen las man die Inſchrift: der Tod iſt ewiger Schlaf. Die Kirchen wurden verſchloſſen, und die Gegenſtände des katholiſchen Gottesdienſtes wurden dem wegwerfendſten Spotte preis gegeben. Oeffentliche Buhldirnen in wollüſtigen Stellungen, fuhren als Göttinnen der Vernunft auf Triumphwagen einher. Man erhob ſie im Dome der Tempel auf die Altäre, man ſang ihnen Hymnen, brannte Weihrauch zu ihren Füſſen, und huldigte ihnen durch Anbetung. Und das nannte man den Gottesdienſt der Vernunft. Einige Prieſter vergaßen ſich ſo weit, daß ſie nicht nur ihren Glauben abſchworen, ſondern auch ihr bisheriges Leben für Betrug oder Blödſinn erklärten. Diejenigen, welche es nicht thaten, erfuhren die unerhörteſten Mißhandlungen und Verfolgungen. Eine große Anzahl Pfarrer und Prieſter, die, weil ſie in ihrer Heimath beſtohlen und ausgeplündert worden, in die Nothwendigkeit verſetzt waren, ſich in andere Dienſte zu begeben, und von ihrer Handarbeit zu leben, zogen nach Paris, wo es leichter war als in den Provinzen, der Verfolgung zu entwichen. Allein da ſie dort keine Hülfsquellen hatten, und zuweilen gar niemand kannten, mußten ſie ihr Brod im Schweiß ihres Angeſichts und durch die härteſten Arbeiten gewinnen. Einige wurden Waſſerträger; andere verkrochen ſich

unter die Leute, welche auf den Bauplätzen zu Paris ihren Unterhalt ſuchen. Sie liefen vom frühen Morgen an zum Fluſſe, in zerriſſene Lumpen gehüllt, wie es dieſes Handwerk erfodert. Den Rücken mit Leder bedeckt, wie ihre Kameraden, und Reffen auf den Schultern, giengen ſie mit ihnen in's Waſſer, empfiengen ihre Ladung geflößten Holzes, trugen es in den Holzhof, und eilten wieder an den Fluß, um eine neue Ladung zu holen. Noch weit härter war das Schickſal derer, welche zur Deportation verurtheilt, und nach den Inſeln, Rhe, Aix oder nach Guyana gebracht wurden.

Auf der Inſel Rhe im gaſkoniſchen Meer, an der Küſte der Landſchaft Aunis, ward ein Theil der Kaſernen dazu beſtimmt, diejenigen Prieſter aufzunehmen, welche ſich nicht bewegen ließen, ihren Glauben abzuſchwören. Nachdem ſie während der Reiſe jede Art des Ungemachs erduldet hatten, wurden ſie auf der Inſel ſelbſt, den Verbrechern gleich, behandelt. In jedes Zimmer wurden vierzig der Unglücklichen auf einander geſchichtet. Da die Zimmer angepfropft waren, häufte man die Uebrigen in Speicherſtuben, die keine Fenſter hatten, zuſammen, wo ſie unter einem ſchlecht unterhaltenen Dache dem Wind und Regen ausgeſetzt waren. Die Stunde zum Aufſtehen war beliebig, allein das Schlafengehen um zehn Uhr beſtimmt. Um acht Uhr des Morgens, zur Mittagszeit und um vier

Uhr Abends zählte der Kerkermeiſter die Gefangenen. Dieſe Maaßregel war jedoch unnöthig, weil dieſe Bedauernswürdigen, von Schildwachen, die unfern von einander ſtanden, umringt, dieſer ſtrengen Bewachung durch die Flucht nicht entkommen konnten.

Dieſe unſchuldigen Gefangenen wurden im Sommer durch die Hitze beinahe aufgezehrt, und im Winter erſtarrten ſie vor Kälte. Ihr Lager war ein wenig Stroh, das ſie für ihr eigenes Geld kaufen mußten. Ungeziefer folterte ſie grauſam, für ihre tägliche Nahrung empfingen ſie anderthalb Pfund ſehr rauhes Brod, mit ungefähr drei Gläſer ſchlechten Weins, ein wenig kraftloſes und eckelhaftes Fleiſch, an deſſen ſtatt ihnen öfters einige harte und alte Bohnen gereicht wurden, oder einige Biſſen eckeligen und ſtinkenden Stockfiſches. Wer mehr wünſchte, mußte es ſich auf ſeine Koſten geben laſſen. Es iſt daher bei dieſer Einrichtung gar nicht zu verwundern, daß die Einen vor Kälte ſtarben, die Andern vor der Zeit alt wurden, daß mehrere in ein Fieber fielen, und die Meiſten Krankheiten davon trugen, welche ſie in ihren übrigen Lebenstagen nicht mehr verließen. Es war kein Mittel, keine Möglichkeit ihre Geſundheit wieder zu erlangen.

Die Anzahl der Prieſter allein belief ſich ungefähr auf eilf hundert, ohne mehrere Laien zu zählen, die ſich noch bei ihnen befanden. Die übrigen waren

Galeerenſclaven. Unter dieſen eilfhundert Prieſtern nahm man Greiſe wahr von achtzig Jahren, Männer die auf Krücken gehen mußten, Kranke und Schwächliche jeder Art. Drei Viertheile wenigſtens waren keines andern Verbrechens ſchuldig, als des Verbrechens — Prieſter zu ſeyn.

Unter allen katholiſchen Prieſtern, die ihrem Glauben treu geblieben, und deswegen unter der Schreckensregierung des Landes verwieſen worden waren, hatten die ſechs bis ſiebenhundert (doch mit Ausnahme jener, welche nach Guyana verbannt waren), die auf die Rhede der Inſel Aix bei Rochefort geſchleppt wurden, um da auf zwey Schiffen zuſammen gehäuft zu werden, welche ihnen zum Kerker dienten, — die härteſten Leiden für die Religion zu erdulden. Kaum waren ſie in das Schiff getreten, als man ihnen alles raubte, was ſie hatten. Selbſt das Brevier wurde ihnen entriſſen, damit ſie in ihren Unfällen nicht einmal durch das Gebet, die einzige Quelle des Troſtes, ſich Linderung verſchaffen könnten. Man verbot ihnen nicht nur jede gottesdienſtliche Verrichtung, ſondern es wurden auch ohne Unterlaß rings um ſie her die greulichſten Gottloſigkeiten verübt, und die ſchrecklichſten Läſterungen ausgeſtoſſen, die ſie mit ihren eigenen Ohren vernehmen mußten.

Es hatte ganz das Anſehen, als ob man dieſe Unglücklichen nur darum leben ließ, um ſich an ihren

Leiden mit blutiger Freude zu weiden. Die räuberiſchen Hände, von denen ſie ausgeplündert wurden, hatten ihnen kaum die Kleider und das Weißzeug, welches ſie auf dem Körper trugen, gelaſſen. Da ſie niemals wechſeln konnten, und Tag und Nacht nicht aus den Kleidern kamen, ſo war bald alles ſo abgenutzt, unreinlich, zerriſſen und ſo voll Ungeziefers, daß es die Aermſten unter den Armen geeckelt hätte, ſie anzurühren. Und doch mußten ſie in dieſer Kleidung die ganze Härte des rauheſten Winters ausdauern, ohne jemals Feuer und Licht zu ſehen. In dieſer Kleidung zwang man ſie auf der Brücke zu ſpeiſen, dem Wind und Froſt ausgeſetzt, und die Nächte in einem, allen Winden blos gegebenen Orte zuzubringen, ohne Decken, und ſogar ohne Stroh zur Lagerſtätte. Die Meiſten konnten ſich nur in ein Schiffſegel einhüllen; daher raffte auch der Tod alle Prieſter, die ſchon bejahrt, die mit Flüſſen oder Gebrechlichkeiten behaftet waren, im Winter des Jahres 1795. dahin.

Dieß war indeſſen nicht die einzige Urſache des Todes dieſer unſchuldig Verfolgten. Die geringe und noch dazu äuſſerſt ſchlechte Nahrung, die ſie empfiengen, trug nicht weniger als die Strenge der Kälte zu ihrem Untergange bei. Sie hatten zur Speiſe nur Zwieback, Bohnen aus Sümpfen, Stockfiſch und eingeſalzenes Fleiſch, das nur halb gekocht war. Sehr oft mangelte ihnen ſogar ſüßes Waſſer,

um das ſie verzehrende Feuer in ihren Eingeweiden zu löſchen. Sie aßen gewöhnlich zu zehent mit einander, allezeit ſtehend unter freiem Himmel, es mochte Wetter ſeyn wie es wollte, die Füße beſtändig im Waſſer, im Schnee oder Koth, ſo gepreßt, ſo zuſammengezwängt von ihren Unglücksgefährten, daß ſie ſich gänzlich um ihren Biſſen abmühen mußten. Zu dieſen Ungemächlichkeiten geſellte ſich noch die eckelhafteſte Unreinlichkeit. Ihre Speiſen wurden von Soldatenköchen, die ganz mit Unflat bedeckt waren, zubereitet. Dieſe Speiſen mußten ſie, ohne Tiſchtücher, an Oerter hinſtellen, die mit Koth angefüllt waren, ja öfters fanden ſie keinen andern Raum, als denjenigen, wo ſie eine Viertelſtunde zuvor ihre Kleider, vom Ungeziefer gereiniget, oder ihre Wunden verbunden hatten. Diejenigen, welche an Einem Tiſche aßen, hatten eine einzige hölzerne Schüſſel, die oft nicht einmal gewaſchen wurde. Sie waren daher genöthiget, alle mit einander zu ſpeiſen, die Jüngern mit den unreinlichſten Greiſen, die Kranken mit den Geſunden, und jene, welche von keiner Mundfäule angeſteckt waren, mit denen, welche an dieſem Uebel litten. Kaum hatten ſie dieſes traurige Morgenmahl genoſſen, als man ſie ſchon zwang, allerlei Arbeiten zu verrichten. Einige wurden angehalten, das Weißzeug zu waſchen, wozu ſie das Waſſer mehr als dreiſſig Fuß heraufziehen mußten. Andern wurde

aufgegeben, das Gepäck der Reiſenden von einem Orte an den andern zu tragen, oder in den Hoſpitälern der Kranken zu warten, und die Todten ſechs Fuß tief in die Erde zu begraben. Zuweilen mußten ſie ihren finſtern Kerker reinigen, oder die ſtinkenden Nachtgefäße entfernen. Nachdem ſie mit Lebensgefahr die ſchlüpfrigen Leitern beſtiegen, durch Tauwerk und Maſtbäume ſich mühevoll durchgearbeitet hatten, leerten ſie, oft beim gefährlichſten Glatteis, am äuſſerſten Ende des Schiffs, die Unreinigkeiten in's Meer.

Dieſe Leiden kehrten jeden Tag wieder; ſie waren aber noch erträglich gegen die Plagen, welche die Nacht brachte. Sobald es dunkel wurde, ſperrte man die Gefangenen zuſammen in einem finſtern und ſchauerlichen Behälter von fünf Schuh und einigen Zoll Höhe, feſt umſchloſſen von allen Seiten, mit engen und kurzen Betten. Auf dieſen, mit Brettern ſchlecht zuſammen gefügten und ſehr holperigten Lagerſtätten mußte der größere Theil der Gefangenen die Nacht zubringen, und ſie waren da ſo eingeengt und zuſammengehäuft, daß der Körper des einen nothwendig auf jenem ſeines Nachbars laſten mußte. Diejenigen, die nicht in dieſer engen Kluft eingeſperrt waren, hatten darum kein beſſeres Lager; ſie mußten vielmehr noch größere Mühſeligkeiten erdulden. Sie lagen mitten in dieſem finſtern Loche in mehreren Reihen dahingeſtreckt, und

da jeder Raum ausgefüllt war, ſo wurden ſie nothwendig von jenen, die an ihr Lager wollten, mit den Füſſen getreten. Zudem ſtanden in der Nähe von mehreren die ſtinkenden Nachtſtühle, deren ſich mehr als vierhundert Menſchen, während zehn bis eilf Stunden der Nacht, bedienten. Waren ſie einmal in jenen gräßlichen Behältern eingeſchloſſen und ſtark verriegelt, ſo mußten ſie, auch in der ſchwülen Sommerhitze, bis zur nämlichen Stunde des folgenden Tages dort eingeſperrt bleiben. Ihre Noth hätte auf's Höchſte ſteigen, ſie hätten um Beiſtand rufen, und den ſchrecklichſten Tod dahin ſchmachten können, was wirklich einigemal geſchah, ohne daß jemand daran dachte, ihnen beizuſpringen, oder daß man nur im geringſten darauf achtete. So wenig rührte die Kerkermeiſter das Loos dieſer Unglücklichen.

So viel und mannigfaltiges Ungemach, ſo harte Tage und ſo qualvolle Nächte mußten nothwendig der Geſundheit höchſt ſchädlich werden. Bald fiengen auch Mundfäule, gräßliche Wunden, hitzige Fieber, Anfälle von Tollheit und andere ſchreckliche Krankheiten an, ſich im Schiffe zu verbreiten. Um der Seuche, die in kurzer Zeit alle, welche ſich auf dem Schiffe befanden, angeſteckt haben würde, Einhalt zu thun, mußte man die Kranken in zwei Schiffsboote vertheilen, wovon das größte das große Hoſpital genannt wurde. Allein, welch ein Hoſpital! Da befanden ſich ſechzig Prieſter, von den ſchmerz-

lichſten Krankheiten befallen, halb nackt auf Bretkern liegend, eben ſo zuſammengepreßt, wie auf dem Schiffe ſelbſt. Oft ſtieg das Waſſer, welches von allen Seiten in das Boot eindrang, bis an den halben Leib. Weder Arzt noch Arzeneimittel war vorhanden, um den Unglücklichen einige Erleichterung zu verſchaffen. Gefühlloſe Menſchen umgaben ſie, und thaten nichts, um ihnen ihr Elend erträglich zu machen.

Die Nacht war noch ſchrecklicher; da blieben die Kranken ſich ganz allein überlaſſen, und waren alles menſchlichen Beiſtandes beraubt. Keine Krankenwärter befanden ſich in ihrer Nähe; nicht einmal Licht hatten ſie. Es geſchah daher nicht ſelten, daß Kranke, die mit dem hitzigen Fieber befallen waren, oder jeder andere Kranke, der glaubte, ſich noch auf den Nachtſtuhl hinſchleppen zu können, entweder auf ſeinen halbtodten Nachbar fiel, und durch ſeinen Sturz denſelben vollends todt drückte, oder im Behälter ſich verirrte, und nach langem Umherwanken zuletzt auf einen ſeiner Unglücksgefährten niederſank. Ein jammervolles Aechzen und lautes Klagen waren das einzige, was man vernahm. Wer in dieſes Hoſpital gebracht wurde, ſah daher nichts als den Tod vor Augen. Die Meiſten ſtarben ſchon in den erſten Tagen, und nur wenige waren von ſo ſtarkem Körperbau, daß ſie am Leben blieben.

So erduldeten alſo die Prieſter, welche auf der

Rhede der Inſel Aix eingekerkert waren, Leiden, die in jeder Hinſicht ſchrecklich zu nennen ſind. Und doch ſind dieſe Leiden nur ein ſchwacher Schatten in Vergleichung mit den Peinigungen, welche diejenigen erfuhren, die nach Guyana verbannt wurden. Gleich bei ihrer Abfahrt waren ſie auf Einem Schiffe, — Kranke, Greiſe, alle unter einander zuſammen gehäuft, dicht eingeengt, auf Bretter hingeſtreckt, von Ungeziefer gepeinigt, ohne Leingeräthe, ohne Kleider, mit ſchlechter Nahrung verſehen, wie die größten Verbrecher. Nur durch ein enges Loch erhielten ſie Luft. Dieſe böſe Ausdünſtung erzeugte eine anſteckende Seuche, und ein Todtengeruch verbreitete ſich in jener Schreckensgruft. Wenn einige Weltliche, die mit den Prieſtern verbannt waren, für dieſe Unglücklichen eine Bitte vorbrachten, ſo hieß es: „Hier iſt nichts zu bitten, auf Guyana mögt ihr euch beklagen.“ Selbſt einige Matroſen wurden über das Schickſal der deportirten Prieſter bis zu Thränen gerührt, und ihr Zartgefühl bewog ſie, ihnen aus edelmüthiger Menſchenliebe Beiſtand zu leiſten. Andere hingegen vermehrten noch ihre Leiden durch bittern Hohn.

Nachdem die unglücklichen Schlachtopfer auf Guyana gelandet hatten, wurde ihnen eine noch entferntere Verbannung zum künftigen Aufenthalte angewieſen. In mehrere Haufen abgetheilt, wurden die einen nach Synamari und deſſen Umgebungen,

die andern in die ſchauerhaften Wüſten von Apro-nayac und Konanama forgeſchleppt. Dieſes Land liegt tief zwiſchen dichten Wäldern und iſt voller Moräſte, die durch giftige Ausdünſtungen die ganze Luft ver-peſten. Nur einige armſelige Hütten findet man daſelbſt, gräßliche Wohnſtätten des Schmerzens und des Todes. Selbſt die rohen Waldmenſchen würden Thränen vergoſſen haben, beim traurigen Anblicke des Schauſpiels, das beim Aufgang der Sonne die Lage der Verbannten am folgenden Tage darbot. Die Einen hatten blaſſe Wangen, ausgedörrte Lef-zen; auf der Stirne der Andern ſah man das ganze Schreckniß ihres Unglücks abgemahlt. Wie Schat-tenbilder irrten ſie umher, mit einem Buche in der Hand, ohne zu wiſſen, wo ſie hingiengen oder was ſie wollten. Einige trafen zuſammen, ohne ſich wahr-zunehmen. Sie glichen endlich den Todtengerippen, die am Geſtade der düſtern Behauſung des Todes mit Schaudern ſich herzudrängen, um ihr künftiges Schickſal zu vernehmen. Ein einziger Einwohner, der in dieſe Gegend verbannt war, nahm ſie mit Güte auf, und tröſtete ſie; allein er konnte ihnen nichts anders ertheilen, als Worte des Friedens. Er gab ihnen die Erlaubniß, aus ſeinem Brunnen Waſſer zu ſchöpfen, und dieß war die größte Wohl-that für ſie. Einer der Verbannten drang etwas tiefer in die Wüſte hinein, da er aber nicht wieder kehrte, und man ihn ſuchte, ward er ermordet un-

fern einer Hütte gefunden. Dieſer gewaltſame Tod machte einen ſo lebhaften Eindruck auf die Meiſten dieſer Unglücklichen, daß die Einen ihren Verſtand verloren, und die Andern von einem gewaltſamen Fieber befallen wurden. Ein Theil ſtarb an der Peſt, der andere am Hungertod, am Eckel, an der Abzehrung oder an Unreinlichkeit.

Es waren, ſeit der Ankunft der Verbannten an dieſem Orte der Verzweiflung, noch nicht vierzehn Tage verfloſſen, als das Hoſpital und die Hütten mit Kranken angefüllt waren. Die Nägel fielen ihnen ab, ihre Beine und Leiber ſchwollen auf, und wurden voll Eiter und Blattern. Sie verpeſteten die Luft, und hatten nichts als geſalzene Speiſen mit Meerwaſſer gekocht. Ihre Getränke waren ebenfalls geſalzen. In einem einzigen Monate richtete die Peſt ſo gräßliche Verwüſtungen an, daß keiner der Verbannten mehr im Stande war, ſich an dem Fluß hinzuſchleppen. Zuletzt ſtürmten noch alle Plagen dieſes Himmelsſtrichs auf ſie los. Die Neger begehrten von ihnen vier und zwanzig Sous, um jene verderblichen Inſecten zu vertilgen, die ſich in die Haut der Menſchen tief einfreſſen. Die Armſeligen, denen man alles geraubt hatte, waren von einer ſo großen Menge dieſer Inſecten befallen, daß ihre Körper ſchon bei ihrem Leben in Moder ſich auflösten, und von den Würmern zernagt wurden. Andere, welche die rothe Ruhr hatten,

verpeſteten, da ſie ihr Todtengerippe nicht mehr bewegen konnten, alles mit einem ſolchen giftigen Geſtank, daß niemand es wagte, ſich ihnen zu nähern. In dieſem bedauernswürdigen Zuſtande ſchmachteten ſie eines grauenvollen Todes dahin, indem ihr Eingeweide in Blut und Eiter übergieng, und jezt ſchon von den Würmern verzehrt wurde.

Jeder Tag brachte neues Ungemach über dieſe Unglücklichen, für die es nirgend eine Linderung ihrer namenloſen Leiden gab. Ein Schlachtopfer folgte auf das andere. Seit langer Zeit weinten ſie nicht mehr, denn der Schmerz hatte den Quell ihres Lebens vertrocknet. Derjenige, welchen am folgenden Tage der Tod hinwegreiſſen wollte, öffnete mit Freudengefühl die Erde, welche ſich über ihm verſchlieſſen ſollte. Ein Grab war das Ziel aller ihrer Wünſche, und der Unglückliche, der am Rande deſſelben ſtand, um hineinzuſteigen, vergoß Thränen nur über diejenigen, welche ihn überlebten. Der Kirchhof, wo die Genoſſen ihres Elends ruhten, war der Ort, wo ſtets die Blicke der noch Lebenden hingerichtet waren. Hier vereinigten ſie ſich wieder; hier bezeichneten ſie ſich mit Freuden ihre erwünſchte Ruheſtätte. Der Freund erkohr ſich das Grab an der Seite des Freundes; auf die Erde hingeſtreckt, welche deſſen Gebeine deckte, wollte er ſich nicht mehr von ihr trennen. Die Gruft, welche jeder mit eigener Hand in die Erde ſich grub, und die nur ſeine

ſterbliche Hülle erwartete, wurde ſeine ſüßeſte Hoffnung; ſechs oder ſieben Tage noch zu erleben, ſchien ein allzulanges und unerreichbares Ziel der Laufbahn. Der Leiden, die den letzten Funken der Liebe zum Leben erſtickten, wareu ſo viel und mancherlei, daß jede Stunde, welche die Ankunft des Todes beſchleunigte, Gewinn war.

Ueberall, wo die unglücklichen Verbannten ſich aufhielten, erwartete ſie ein gleich ſchauderhaftes Loos. Der Tod vervielfachte ſich, um ſie darniederſtrecken, und die, welche er noch nicht ergriffen hatte, ſchmachteten in einem ſchrecklichen Elend. Man hätte beinahe geglaubt, dieſer Theil von Guyana werde nur von bloßen Schatten bewohnt. Auf dieſe Weiſe ward Konarama, Synnamary und Cayenne der unerſättliche Schlund, der in weniger als vier Monaten mehr als fünfhundert fünfzig Geiſtliche verſchlang. Alle waren Schlachtopfer der treuen Anhänglichkeit an ihre Religion; ſie hatten kein anderes Verbrechen begangen, als daß ſie ihrem Glauben unverbrüchlich treu ergeben blieben.

So lange Robespierre herrſchte, wurde gegen alle Glieder des geiſtlichen Standes ein offener Krieg geführt. Der blutdürſtige Tyrann war frech genug, ſelbſt mit der Gottheit ſein heuchleriſchs Spiel zu treiben. Auf ſeinen Befehl decretirte der Nationalkonvent, die franzöſiſche Nation erkenne ein höchſtes Weſen, und die Unſterblichkeit der Seele an.

Es wurden nun Feſte zur Ehre des höchſten Weſens angeordnet; allein der Katholiciſmus wär proſcribirt. Die Anhänger deſſelben waren genöthigt, ihren Gottesdienſt in der Einſamkeit und bei verſchloſſenen Thüren, im Cirkel ihrer Familien oder in der Geſellſchaft zuverläßiger Freunde auszüben. Erſt nach dem Sturze des Deſpoten, der am acht und zwanzigſten Julius 1794. unter der Guillotine blutete, konnte man wieder frei äuſſern, was man glaube und nicht glaube. Ein großer Theil des Volks, nicht blos in den Provinzen, ſondern ſelbſt in Paris, kehrte nach und nach zu der ehemaligen Andachtsweiſe zurück. Die Kirchen wurden wieder geöffnet, und ein großer Theil der ausgewanderten Prieſter kehrte nach Frankreich zurück. Tauſende waren aber eine Beute des Elends und der Verfolgung geworden, und ſahen den vaterländiſchen Boden nicht wieder.

III.

Aus der Geſchichte
der
Staaten und Völker.

Denkwürdigkeiten aus der Geſchichte von Japan.

Gemählde unmenſchlicher Grauſamkeiten und Verfolgungen.

Der öſtlichſte Staat auf unſerer Halbkugel iſt ein, aus drei Hauptinſeln und einer Menge bald größerer, bald kleinerer Inſeln und Eilande beſtehender Inſelſtaat. Die Europäer nennen ihn Japan, die Eingebohrnen aber Nipon, und die Chineſen, Gapuan-Oue, d. h. Reich der aufgehenden Sonne. Dieſer chineſiſche Name, beſonders nach der Ausſprache der Chineſen, hat große Aehnlichkeit mit Japan, und mag daher auch wahrſcheinlich die Europäer zu dieſer Benennung veranlaßt haben. Durch zahlloſe Klippen, ſteile Felſenküſten und furchtbare Meeresbrandung ſchien die Natur den Fremden den Zutritt zu dieſem Lande gleichſam verſchlieſſen zu wollen; daher kam daſſelbe auch nur ſehr ſpat in Berührung mit ſeinen weſtlichen Nachbarn und den Bewohnern des ſüdlichen Aſiens; und den Europäern ward es gar erſt im Anfange der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts bekannt, nachdem der Zufall durch Sturm einige Portugieſen auf die japaniſche Küſte verſchlagen hatte. Das ganze Inſelland hat ſehr hohe, ſteile Gebirge, welche eben

ſo viele Zweige der Felſenkette des ſüdlichen Sibiriens, des nördlichen China's und der, Japan weſtlich liegenden Halbinſel Corea bilden. Ewiger Schnee laſtet auf den Spitzen der höchſten Gebirge, und der feuerſpeienden Berge und zerſtörenden Erdbeben giebt es nirgends ſo viele, als hier.

Das Klima iſt gemäßigt, angenehm und geſund; anhaltende Regen und die aus Sibirien herüber wehenden Nordwinde mildern im Sommer die, dieſer Zone eigene unausſtehliche Hitze; aber im Winter ſind ſie ebenfalls, in Verbindung mit den hohen Schneegebirgen der Inſel ſelbſt, die Urſache einer, für dieſe Gegenden beinahe unbegreiflich ſtrengen Kälte. Der Boden, meiſtens ſehr ſteinig, iſt wenig fruchtbar; aber die Induſtrie der Einwohner, und ihr nicht zu ermüdender Fleiß, wiſſen auch einer widerſpenſtigen Natur hier einen Theil ihrer ſchönſten Gaben abzutrotzen, und ſelbſt Felſen, oft blos mit etwas Erde bedeckt, dennoch in fruchtbare Felder zu verwandeln. Vorzüglich reich iſt Japan an edlen Metallen, und das beſte Kupfer in der Welt, meiſtens ſtark mit Gold vermiſcht, findet man hier im Ueberfluß.

Das ganze Inſelland rechnet man ungefähr auf acht tauſend Quadratmeilen, auf welchen aber ein, das Verhältniß zu dieſem Raume, dem Anſcheine nach, weit überſteigende Menſchenmaſſe wohnt. Ungeheuer iſt die Anzahl der Städte, deren man bei

dreizehn tauſend zählt, meiſtens nach rechtwinklich ſich durchkreuzenden Straßen erbaut; noch größer die Zahl der Flecken, Dörfer und Höfe. Die Bevölkerung der Hauptſtädte übertrifft bei weitem jene der volkreichſten Städte von Europa. So z. B. hat Meako, die alte Hauptſtadt des Reichs und Sitz des Dayri oder geiſtlichen Oberhauptes, über eine Million Einwohner, und Yeddo, nordweſtlich von Meako, zählt ohngefähr hundert und ſiebenzig tauſend Häuſer, und weit über eine Million Einwohner; der Pallaſt des Kubo allein hat beinahe fünf Stunden im Umkreiſe.

Die Japaner, vermuthlich tatariſchen Urſprungs, ſind von mittlerer Größe, meiſtens ſchwarz von Haaren und unſcheinbar in ihrem Aeuſſern; aber was die Natur ihnen bei der Bildung ihres Körpers entzogen, hat ſie, bei der Formung ihres Charakters, ihnen doppelt erſetzt. Die Hauptzüge deſſelben ſind Nüchternheit, Freundſchaft, Liebe zur Reinlichkeit, Redlichkeit, zuvorkommende Gaſtfreiheit, unbezwingbarer Muth und eine, alle Vorſtellung überſteigende Standhaftigkeit im Unglück. Die Schattenſeiten deſſelben ſind Stolz und Hang zur Wolluſt, und wenn endlich Erſchöpfung der Lebensgeiſter und Erſchlaffung der Sinne ſie dem peinlichen Gefühl der Leerheit überliefern, entſteht Melancholie, die Quelle des in Japan mehr, als in irgend einem Lande, zur Gewohnheit gewordenen Selbſtmordes. Unterjocht

wurden die Einwohner noch nie von einem fremden Volke. Berauſchende Getränke ſind ihnen ein Greuel, und höchſt einfach iſt ihre, blos in Fiſchen, Eiern, Früchten (höchſt ſelten in Fleiſch) beſtehende Nahrung. Mit den Chineſen, ihren nächſten Nachbarn, ſtehen ſie ungefähr jetzt auf gleicher Stufe wiſſenſchaftlicher Kultur, unterſcheiden ſich jedoch von denſelben gänzlich durch Gemüthsart, Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten, ſo wie auch durch eine weit ſchnellere Faſſungskraft und größere Lebhaftigkeit des Geiſtes. Mit den ernſten Wiſſenſchaften noch wenig bekannt, zeigen ſie eine deſto größere Liebe und Empfänglichkeit für Dicht- und Redekunſt. In dieſer haben es beſonders die Prieſter des Landes, Bonzen genannt, auf einen ſehr hohen Grad gebracht. Meiſterhaft verſtehen ſie es, alle Triebfedern des menſchlichen Herzens in Bewegung zu ſezzen, und in einer zahlreichen Verſammlung die verſchiedenſten Empfindungen und Leidenſchaften zu wecken. Von ihren Poeſien ſind die Schauſpiele das Vorzüglichſte; ſie theilen dieſelben, wie wir, in Acte und Scenen, und füllen die Zwiſchenſpiele mit Tänzen und beluſtigenden Pantominen aus. Die Verzierungen der Bühne ſind geſchmackvoll und paſſend gewählt, und bilden mit dem auszuführenden Stücke ein harmoniſches Ganze. Alle ihre Theaterſtücke ſind moraliſchen Inhalts, und zwecken darauf ab, Tugend und Laſter, mit ihren Folgen, zu verſinnlichen.

Auch für zeichnende und bildende Künſte haben die Japaner mehr als gewöhnliche Anlagen. Es ſind Künſtler unter ihnen aufgeſtanden, die Werke lieferten, welche jeder Kenner bewunderte.

Die Erziehung der Jugend, alle hohen und niedern Schulen, ſind in den Händen der Bonzen, die auch ausſchließlich den gelehrten Stand ausmachen. In allen großen Städten, und gewöhnlich auf den Akademien, giebt es öffentliche Bibliotheken, aber auch die Großen und Vornehmen haben zum Theil beträchtliche Büchersammlungen in ihren Paläſten. Die Gegenſtände, worüber man Bücher ſchreibt, oder von den Chineſen zu erhalteu ſucht, ſind: Geſchichte, Moral, Religion, Naturgeſchichte und Arzneikunde. Von Schriften über Gegenſtände der Rechtsgelehrſamkeit weiß man in Japan nichts; denn der Geſetze giebt es nur wenige, und dieſe ſind beſtimmt, klar und äuſſerſt kurz abgefaßt. Wo das Geſetz ſich nicht deutlich ausſpricht, entſcheidet der geſunde Menſchenverſtand, und das natürliche Gefühl der Billigkeit der Richter. Der Gang der Rechtspflege iſt raſch, der Förmlichkeiten ſind wenige. Beinahe auf alle Vergehen und Verbrechen ſind ſchwere körperliche oder gar Todesſtrafen geſetzt. Dieſe letztern haben verſchiedene Abſtufungen, und die gewöhnlichſten ſind: Köpfen, an das Kreuz ſchlagen und lebendig verbrennen. Bei auſſerordentlichen Vorfällen werden auch noch andere, mit den

ausgeſuchteſten Quaalen verbundene, Todesſtrafen erſonnen. Die Mitglieder des kaiſerlichen Hauſes, ſo wie alle übrigen Großen des Reichs, werden blos mit Verbannung geſtraft. Haben ſie ſich aber des Aufruhrs ſchuldig gemacht, oder ſonſt ein Verbrechen gegen den Staat begangen, ſo erhalten ſie Befehl, ſich ſelbſt den Bauch aufzuſchneiden. Dieſe Todesart hat nichts erniedrigendes, auch ſchützt ſie gegen die Konfiskation des Vermögens, obſchon in ſolchen Fällen die ganze Familie gewöhnlich das Schickſal des Schuldigen theilen muß. Auch Verbrechern aus den andern Volksklaſſen wird bisweilen, als eine beſondere Begünſtigung, die Erlaubniß ertheilt, ſich ſelbſt den Leib aufzuſchneiden, und ſo den Händen des Scharfrichters ſich zu entziehen. Der dem Tode Geweihte ſalbt und ſchmückt ſich ſodann auf das ſorgſamſte, bekleidet ſich mit ſeinen koſtbarſten Gewanden, verſammelt alle Freunde und Anverwandte, hält eine den Umſtänden anpaſſende Rede, entblößt hierauf in Gegenwart derſelbe den Leib, und ſchneidet ſich mit einem Kreutzſchnitt den Bauch auf. Auch das ſchwärzeſte Verbrechen wird durch eine ſolche That geſühnt; denn eine kriegeriſche, freie, muthvolle Nation, bei welcher die Verachtung des Todes zu den größten Tugenden gehört, kennt nichts Größeres, als gleichſam unbeſiegt blos durch eigene Hand zu ſterben, da im Gegentheil der Tod aus einer andern Hand, ſey es auch die eines Freundes

oder Verwandten, nach ihren Anſichten ſtets etwas Entehrendes mit ſich führt. Wer die Erlaubniß, ſich ſelbſt zu entleiben, nicht erhält, dem wird doch nicht ſelten, als eine mindere Gnadenbezeugung, geſtattet, das Urtheil, wenn es ihn blos zum Schwerdt verdammte, durch einen Freund oder nahen Anverwandten an ſich vollziehen zu laſſen. Eine ſolche Handlung wird alsdann einem Liebesdienſt gleich gerechnet, und es klebt durchaus kein entehrendes Vorurtheil daran.

Japan iſt, nach China, das älteſte Reich auf unſerm Erdboden; aber ſeine eigentliche Geſchichte beginnt erſt ſechshundert Jahre vor Chriſti Geburt. Die hiſtoriſchen Jahrbücher der Japaner ſind indeſſen bloße Namen- und Zahlenregiſter ihrer Könige, für deren Verfertigung und Aufbewahrung die Familie des Dayri Sorge trägt.

Im Anfang ſtand der ganze Inſelſtaat unter der Herrſchaft eines Einzigen, welcher den Titel Dayri oder Kaiſer führte. Da derſelbe mit aller weltlichen Macht auch die höchſte geiſtliche Gewalt vereinte, ſo war auch die Regierungsform völlig unbeſchränkt. Der Monarch allein war Herr, und ſeine Herrſchaft erſtreckte ſich noch jenſeits des Grabes; ſein Wille war Geſetz; ſeine Perſon war heilig, und die tiefe Verehrung, welche man ihm bezeugte, glich einem religiöſen Kultus, unb war an ſich eine Art von wahrer Götzendienerey. Der Erſte nach dem Kaiſer

war der Cubo=Sama oder oberſte Befehlshaber des Heers. Groß war ſein Anſehen, noch größer ſeine Macht. Es war daher frühzeitig ein Grundſatz der japaniſchen Politik, dieſe mit ſo viel Gewalt verbundene Würde einem Sohn oder ſehr nahen Verwandten des Kaiſers zu ertheilen. Aber gerade durch dieſe Einrichtung ward die Gefahr, der man vorbeugen wollte, nur deſto früher herbeigeführt. Ein Prinz, der zwiſchen ſich und dem Thron nur einen Bruder oder Neffen erblickt, wird viel leichter Mittel finden, ſeine Gewalt zur Befriedigung ſeines Ehrgeitzes zu mißbrauchen, als ein anderer, der fern vom Throne geboren iſt.

Ungefähr im zwölften Jahrhundert empörte ſich Prinz Xoritomo gegen ſeinen Bruder, den Dayri, und von dieſem Zeitpunkte an hatte Japan zwei Herren; bis es endlich, gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, einem vom Glücke beſonders begünſtigten Cubo=Sama gelang, die Macht des Dayri völlig zu brechen, ihm alle weltliche Gewalt zu entziehen, und ſeinen Wirkungskreis blos auf die oberſte Leitung aller Religionsangelegenheiten zu beſchränken. Man ließ ihm zwar noch immer den höchſten Regentenrang, nebſt dem Titel Dayri; aber dieſer leere Name, in Verbindung mit einem prächtigen Hofſtaat und einer noch immer beinahe an Abgötterey grenzenden Verehrung, war auch das einzige, was ihm den völligen Verluſt aller wirkli-

chen Macht erſetzen mußte. Der Cubo-Sama ward demnach nun wirklicher Regent, und der Dayri oder Kaiſer blos Japans Oberprieſter.

Das Beiſpiel, welches das kaiſerliche Haus gegeben hatte, äuſſerte eine ſehr gefährliche Wirkung in den Gemüthern aller übrigen Großen des Reichs. Beinahe alle Statthalter der Provinzen ſteckten die Fahne der Empörung auf, und zwangen durch ihre vereinten Kräfte den Cubo, ſie als Unterkönige anzuerkennen. Es entſtanden nun mehrere Königreiche, deren Regenten zwar in einer ſcheinbaren Abhängigkeit von dem Cubo-Sama oder Oberregenten ſtunden, aber demohngeachtet alle Rechte der ſouverainen Gewalt ungehindert ausübten. Daß dieſer Zuſtand manche innere Kriege herbeiführte; daß ein unternehmender, kriegeriſcher Fürſt oft mehrere dieſer kleinen Staaten eroberte, und ein größeres Reich daraus bildete, welches nicht ſelten ſchon unter ſeinem Nachfolger wieder zerfiel: das liegt in der Natur einer ſolchen Verfaſſung.

Die Religion der Japaner iſt Götzendienſt, ſie theilen ſich aber in verſchiedene Secten. Viele beten die Geſtirne, andere ſogar den Teufel oder die Dämonen an: zwar nicht gleich den übrigen Göttern, aber man bringt ihnen doch Speis- und Trankopfer, um ſie zu beſänftigen, und ihrer verderbenden Gewalt hierdurch Einhalt zu thun. Der Tempel, Kapellen und Klöſter giebt es unzählige; einige

ſind von ungeheurem Umfange, alle aber von der größten, dem Reichthume des Landes angemeſſenen, Pracht. Vorzüglich geſchmückt, verehrt und beſucht ſind jene Pagoden, in welcher die Götzen Orakelſprüche ertheilen, und den Fragenden die Zukunft enthüllen. Ueberhaupt ſind die Japaner der Zauberey äuſſerſt ergeben, und ſogar bei Verwaltung der Gerechtigkeit nehmen ſie nicht ſelten zu ſolchen unſaubern Künſten ihre Zuflucht. Auch Menſchenopfer ſind in Japan gebräuchlich, doch mit der Einſchränkung, daß dabei durchaus kein Zwang ſtatt finden darf. Nur aus völlig freiem Antrieb, und blos den Erwachſenen iſt es geſtattet, ſich ſelbſt den Göttern zu opfern. Grauſam ſind die Todesarten, durch welche dieſe Opfer vollbracht werden. Einige laſſen ſich lebendig begraben; andere legen ſich, bei feierlichen Proceſſionen, auf ſteinige Wege, über welche dieſe hinwegziehen, und laſſen ſich von den Rädern der Wagen, auf welchen die Götzen gefahren werden, alle Glieder zermalmen. Die Meiſten wählen den Tod durch das Waſſer, und dieſer gräßliche Wahn füllt nicht ſelten mehrere Barken mit ſolchen Verirrten, welche dann zugleich von dem Geſtade abfahren, hierauf in geringer Entfernung, unter den Augen des herbeiſtrömenden Volkes, dem ſie vorher noch den Segen ertheilen, und unter dem Geſang von Hymnen und Liedern auf ihre Götter, ſich freudig in die Fluthen des Meeres hinabſtürzen.

Jene, welche dieſe Todesart wählen, ſind der Meinung, daß der Gott Coma für Märtyrer ihrer Art, in den Tiefen des Meeres, ein eigenes, an allen Gewäſſern überſtrömendes Paradies bereitet habe.

So ſah es in Japan aus, als im Jahr 1541. drei portugiſiſche Schiffe an die japaniſche Küſte verſchlagen wurden. Die Einwohner der Inſel Nipongi, die ſich durch ihre weiſſe Hautfarbe, ihre kleinen Augen und ihre Bartloſigkeit auszeichneten, nahmen die unbekannten Ankömmlinge ganz freundſchaftlich auf, und ließen ſich mit ihnen in einen Handel ein. Die Portugieſen, denen dieſer Handel anſehnliche Vortheile verſprach, kamen bald in größerer Anzahl wieder, und brachten Glaubensprediger mit, die einen großen Eifer bewieſen, den Japanern eine Anwartſchaft auf den chriſtlichen Himmel zu verſchaffen. Der Erfolg ihrer Bemühungen war über Erwartung günſtig, denn troz alles Entgegenwirkens der einheimiſchen Prieſter breitete ſich das Chriſtenthum ſehr ſchnell aus. Die weltlichen Herrſcher, beſonders die kleinen Fürſten, welche unter der Oberhoheit des Kaiſers einzelne Landestheile beſaßen, unterſtüzten den neuen Glauben und deſſen Verkündiger. Es ließen ſich immer mehrere taufen, und allmählich wurde faſt die Hälfte des Reiches chriſtlich.

An Verfolgung der neuen Lehre und an blutigen Auftritten hat es inzwiſchen nicht gefehlt. So erließ

z. B. der Dayri in Jahr 1589. an alle Fürſten und Völker Japans eine Art von Rundſchreiben, in welchem er gegen das Chriſtenthum wüthete, und die Rache aller Götter des Landes auf Fürſten und Unterthanen herabrief, welche in Zukunft ſich der Verbreitung deſſelben nicht widerſetzen würden. Die Bonzen unterſtützten dieſe Erklärung auf's nachdrücklichſte, und ſo oft ein Fürſt oder ein anderer angeſehener Einwohner ſich taufen ließ, gab es Aufruhr und Empörung; bis endlich Nobruanga, in einem dieſer innern Stürme, den Thron des Cubo-Sama in Beſitz nahm. Dieſer Fürſt war den Jeſuiten und der chriſtlichen Religion ziemlich geneigt; er verjagte die unruhigen Bonzen aus ſeinem Reiche, und unter ſeiner Regierung genoß die japaniſche Kirche einer ununterbrochenen Ruhe. Da er aber, durch ſein Waffenglück ſchwindlich gemacht, als Gott angebetet ſein wollte, wurde er mit ſeinem Sohne in ſeinem Pallaſte lebendig verbrannt.

Jetzt ſchwang ſich Fariba auf den Thron. Auch er war anfangs den Chriſten günſtig, und da er mit großer Kraft regierte, ſo verbreitete das Chriſtenthum ſeine Zweige über alle Provinzen des japaniſchen Reichs. Es gab keine Landſchaft, keinen Bezirk, wo nicht mehr oder minder zahlreiche geiſtliche Gemeinden blühten. Aber unglücklicher Weiſe entbrannte Fariba in unreiner Liebe gegen ein chriſtliches Weib, und da alle ſeine Bemühungen

fruchtlos blieben, ſo verwandelte ſeine Liebe zu ihr ſich in Haß gegen alle Chriſten.

Eine der grauſamſten Verfolgungen nahm jetzt ihren Anfang. Sie dauerte eilf Jahre fort, und wüthete ſo heftig, daß blos in dem Jahre 1590. mehr als zwanzig tauſend Chriſten, beiderlei Geſchlechts, theils enthauptet, theils an das Kreuz geſchlagen, theils lebendig verbrannt wurden. Aber das Blut der Märtyrer glich einem befruchtenden Thau; denn ſelbſt während der Verfolgung bekehrten die Jeſuiten, obſchon in ſteter Todesgefahr ſchwebend, oft in einem Jahre, gegen zwölf bis funfzehn tauſend Götzendiener zum Chriſtenthum. Fariba ſtarb während der Verfolgung, und wenige Jahre nachher auch ſein Nachfolger Taycoſama, unter deſſen kurzer Regierung dieſelbe nicht minder heftig war fortgeſetzt worden. Nun ward es wieder Ruhe, und die blutige Verfolgung hatte nur dazu gedient, den Eifer der japaniſchen Chriſten noch mehr zu entflammen. Alle giengen dem Tode mit einer Freudigkeit des Geiſtes entgegen, die ihre Tyranen in Erſtaunen, oft ganz auſſer Faſſung ſetzte. Der Anblick der ſchreckensvollen Werkzeuge ihres Todes, die man gefliſſentlich vor ihren Augen zur Schau ausſtellte, um ſie zum Abfalle zu bewegen, machte ſie nicht erblaſſen. Mitten in den ausgeſuchteſten Qualen jubelten ſie Danklieder zu ihrem Erlöſer,

daß er ſie gewürdiget hätte, die Anzahl ſeiner Blutzeugen zu vermehren.

Die Zeit der Ruhe dauerte bis zum Jahr 1615. Die Portugieſen und Jeſuiten durchzogen das ganze Reich als Kaufleute und Glaubensprediger ungehindert von einem Ende zum andern. Mit ihrem Anſehen und ihrer Macht wuchs aber auch ihr Stolz, und ihr Betragen war im höchſten Grade unvorſichtig und zügellos. Dadurch zogen ſie ſich natürlich viele Feinde zu, und es entſtand die Beſorgniß, es möchte dem japaniſchen Reiche ergehen, wie andern, welche die Portugieſen und Spanier durch Prieſter ſich unterjocht hatten.

Die Holländer hatten um dieſe Zeit ebenfalls angefangen, an dem gewinnreichen japaniſchen Handel Theil zu nehmen. Sie legten einige Factoreyen an, und ihre Geſchäfte begannen einen regelmäßigen Gang zu nehmen, als ein gewiſſer Caron, von niedrigen Eltern in Brüſſel geboren, zum Vorſteher des japaniſchen Handels ernannt wurde. Um die Portugieſen und Spanier aus Japan zu vertreiben, und den japaniſchen Handel ganz in die Hände der Holländer zu ſpielen, ſuchte er ſie der Regierung verdächtig zu machen. Mit der Miene warmer Anhängigkeit machte er einem der angeſehenſten japaniſchen Staatsbeamten die Entdeckung, daß die Spanier und Portugieſen ſchon lange den Plan entworfen hätten, die beſtehende Reichsverfaſſung von Japan umzuſtürzen,

den Kaiſer zu ermorden, die Unterkönige ihrer Würde zu entſetzen, und das ganze Land dem ſpaniſchen Scepter zu unterwerfen. Blos um dieſen Plan auszuführen, hätten ſie Glaubensprediger vorausgeſchickt, welche, unter dem Vorwand, die wahre Religion dem Volke bekannt zu machen, daſſelbe blos zu jenen Zwecken vorbereiteten, und zu einer ſolchen Staatsumwälzung deſto geneigter zu machen ſuchten. Als Beweiſe der Wahrheit deſſen, was er ſagte, übergab ihm Caron mehrere in portugiſiſcher Sprache geſchriebene Briefe, welche die ganze Verſchwörung enthielten.

Es iſt nicht klar, ob Caron die Briefe ſelbſt geſchmiedet, und blos aus Eigennutz gehandelt habe, wie die Portugieſen und Spanier behaupten. Genug, der Japaner eilte, im blinden Vertrauen auf die Redlichkeit des Holländers, das ganze Geheimniß der Verſchwörung dem Regenten zu entdecken. Nichts war dieſem lieber, als eine ſolche Entdeckung. Er war eigentlich nur Verweſer des Reichs; die Krone gebührte dem, bei dem Tode ſeines Vaters noch minderjährigen Sohne Tayco-Samas. Da er aber entſchloſſen war, dieſen zu verdrängen und ſich ſelbſt des Thrones zu bemächtigen, ſo beſorgte er, die Chriſten möchten den Prinzen unterſtützen. Um dieß zu verhindern, ſchickte er unverzüglich die aufgefangenen Briefe an alle Unterkönige und Statthalter der Provinzen, bezeichnete die Chriſten als

Feinde des Staats, und ermahnte jene, durch die ſtrengſten Maaßregeln den gefährlichen Unternehmungen der letztern zuvorzukommen.

In der Landſchaft Arima herrſchte damals Suchondono, ein unmenſchlicher Tyrann, der ſich auf der Leiche ſeines von ihm ermordeten Vaters auf den Thron geſchwungen hatte. Für ſeine mit Blut befleckte Krone beſorgt, glaubte er in der Gunſt des mächtigen Cubo=Sama die beſte Stütze ſeines wankenden Thrones zu finden. Der Greuel der Verwüſtung nahm alſo in Arima ſeinen Anfang. In keinem Theile Japans gab es ſo viele Chriſten, wie hier, denn Suchondono's beide Vorfahren waren Chriſten geweſen, und unter ihrer Regierung hatte ſich daher die Anzahl der chriſtlichen Gemeinden und Kirchen auſſerordentlich vermehrt. Um ſich dem Cubo=Sama gefällig zu machen, fieng er damit an, daß er ſelbſt vom Chriſtenthume abfiel, ſeine eben ſo junge und ſchöne, als tugendhafte Gemahlin, welche in der Taufe den Namen Julie erhalten hatte, verſtieß, ſie auf eine öde Inſel verbannte, und durch ein Edict die Verehrung der alten Götter des Landes bei Todesſtrafe befahl. Dieſer Befehl blieb aber ohne Wirkung. Der Tyrann beſchloß daher, ſeinem Edict durch einige blutige Beiſpiele Gehorſam zu verſchaffen. Er ließ alſo zwei ſeiner vornehmſten Höflinge vor ſich kommen, und befahl ihnen, in ſeiner Gegenwart den Göttern zu opfern.

„Ein redlicher Krieger, war die Antwort, verläßt nie die Fahne, welcher er einmal gefolgt iſt. Schon ſeit mehreren Jahren folgen wir der Fahne Jeſu, wie du wohl weißt, o König, und daß wir den Tod nicht fürchten, iſt dir nicht minder bekannt.“ Schon am folgenden Tage wurden beide, ſamt ihrer ganzen Familie, worunter Kinder von zehn bis zwölf Jahren waren, hingerichtet. Zwar noch nicht durch den Scharfrichter, ſondern, nach japaniſcher Sitte, von einigen ihrer Freunde oder Bekannten. Den Einen ließ der Gouverneur zur Mittagstafel bitten, ſprach mit ihm anfangs von gleichgültigen Dingen, und erzählte ihm hierauf, daß er vom Könige einen trefflich gearbeiteten Säbel zum Geſchenk erhalten habe. Dann befahl er, denſelben herzubringen, um ihn ſeinem Gaſte zeigen zu können. Dieſer zog den Säbel aus der Scheide, betrachtete ihn einige Augenblicke, und ſagte dann lächelnd zu dem Gouverneur: „Führwahr, eine herrliche Klinge, und, wie mir deucht, vollkommen dazu geeignet, das Gericht, ſo du mir vorſetzen willſt, recht ſchmackhaft zuzubereiten.“ Stillſchweigend nahm der Gouverneur den Säbel zurück, und als der Chriſt zufällig ſeinen Blick auf einen andern Gegenſtand heftete, verſetzte er ihm mit voller Kraft einen Hieb auf den Kopf, wovon er ſogleich todt zur Erde ſank. Ungefähr auf gleiche Weiſe ward auch der Andere hingerichtet.

Als die erſte Nachricht von dieſer neu beginnenden Verfolgung kundbar ward, liefen alle in den umliegenden Gegenden wohnende Chriſten ſchaarenweiſe herbei. Der große Zuſammenlauf, denn man zählte ihrer bei zwölf bis fünfzehn tauſend, ſchreckte anfänglich die Regierung. Als man aber ſah, daß ſie ohne Waffen waren, und, chriſtliche Hymnen ſingend, in Proceſſionen einherzogen, verſchwand jede Beſorgniß. Man fand jedoch für rathſam, ſie einſtweilen noch in Ruhe zu laſſen, und die Hinrichtungen beſchränkten ſich für jetzt auf die erſten und angeſehenſten Familien der Reſidenz.

Was der Cubo-Sama nicht ohne Grund befürchtet hatte, war indeſſen eingetreten. Der nunmehr volljährige kaiſerliche Prinz, einer in völlige Knechtſchaft ausartenden Vormundſchaft überdrüſſig, hatte ſich heimlich vom Hofe entfernt, und ein Heer von vierzehn tauſend Chriſten um ſich verſammelt. Aber der ſtaatskluge, auf dieſen Fall ſchon vorbereitete Thronräuber war mit einem viermal ſtärkeren Heere demſelben entgegen geeilt. Eine fürchterliche Schlacht begann, und die Uebermacht ſiegte. Mit beiſpielloſer Tapferkeit kämpfte das kleine Chriſtenheer, und nur mit dem Tode des letzten Soldaten hatte das blutige Treffen ein Ende. Der rechtmäßige Thronerbe war nun todt, mithin der Thronräuber wirklicher Kaiſer von ganz Japan. Hatten die Unterkönige ſchon vorher um die Gunſt

des mächtigen Cubo=Sama gebuhlt, ſo eilten ſie nun alle dem noch mächtigeren, mit Sieg genkrönten Kaiſer, durch eine allgemeine Chriſtenverfolgung, ihre Ehrfurcht und Unterthänigkeit zu bezeugen. Alle Hauptſtädte Japans, vorzüglich aber Meaco, Nangaſacki, Arima und Omura wurden nun der Schauplatz gräßlicher Mordſcenen.

Die gewöhnlichen Todesſtrafen ſchienen den Verfolgern zu gelinde. Die ſchuldloſen Schlachtopfer, ganz entblößt, an den Armen aufzuhängen, dieſelben mit Ruthen, Riemen und Skorpionen ſo lange zu geißeln, bis die Haut lappenweiſe herabfiel; hierauf mit eiſernen Krallen ſie zu zerfleiſchen, mit Pechfakkeln an den empfindlichſten Theilen ihres Körpers zu brennen, alle Zähne ihnen auszubrechen, alle Nägel von Händen und Füßen zu reißen — kurz alles was die Wuth heidniſcher Kaiſer gegen die erſten Chriſten quaalvolles erſonnen hatte, ward auf das neue auch hier wieder angewendet, und vermochte dennoch nicht, die Grauſamkeit dieſer Wütheriche zu befriedigen. Belohnungen wurden dem verheiſſen, der neue Quaalen entdeckte, neue Martern erfände. Vorzüglich übte ſich hierin die Erfindungskunſt des Unterkönigs von Nangaſacki. Unter ſeinen kannibaliſchen Erfindungen zeichneten ſich beſonders folgende zwei aus.

Der Name dieſer neuerſonnenen Todesarten war die Martergrube und die Waſſerfolter. Man

machte eine Grube, ohngefähr fünfzehn Schuhe tief, welche bis auf die Höhe von ſechs Schuh mit ſchlammigen, den peſtilenzialiſchſten Geſtank ausdünſtenden Materien angefüllt war. Der Verurtheilte ward alsdann an einen Pfahl befeſtigt; man unterband ihm alle Hauptadern, damit der Kreislauf des Blutes ſo viel möglich gehemmt würde. Hierauf ward er in die Grube geſenkt, und zwar ſo, daß der Kopf in die Tiefe und die Füße in der Höhe waren. Ueber den Kopf ragte der Pfahl eben ſo viele Schuhe hervor, als nöthig war, um denſelben in den Pfuhl zu befeſtigen, ohne doch jenen mit in den Schlamm hinein zu ziehen. Um zu verhindern, daß das durch die natürlichen Oeffnungen hervorſtrömende Blut ihn nicht erſtickte, und folglich ſeinem namenloſen Leiden ein Ende machte, ward ihm vorher zur Ader gelaſſen. Auch durch einen Kreutzſchnitt am Kopfe ſuchte man dem Blut einen Abfluß zu verſchaffen, welcher ohnehin, wegen des ſtarken Unterbindens der Adern, nur langſam und oft blos tropfenweis geſchah. Die Quaalen, die der Gepeinigte ausſtehen mußte, gehen über alle Beſchreibung. Schon der verpeſtete, beißende Geſtank verurſachte einen äuſſerſt ſchmerzhaften, mit furchtbaren Quaalen und Zuckungen verbundenen, unnatürlichen Nervenreitz. Eine alles verzehrende Gluth wüthete in den Eingeweiden; grenzenloſe Schmerzen folterten und zerriſſen alle Fiebern und Nerven, alle Glieder und

Theile des in die widernatürlichſte, grauſamſte Spannung verſetzten Körpers. Unter dem Frohlocken der Hölle ward der Märtyrer von Zeit zu Zeit aus der Grube herausgezogen, ihm ſogar ſtärkende Arzney gegeben, blos um ſeine Marter deſto ſicherer ihm zu verlängern. Von einem halben Tage zum andern mußten die Henkersknechte ſich ablöſen, und ſo geſchah es, daß der auf dieſe Art Gemarterte nicht ſelten eines, zwölf bis vierzehn Tage und Nächte anhaltenden ſchaudervollen Todes ſtarb.

Die Waſſerfolter gab der Martergrube wenig, oder gar nichts nach. Dem, welcher hiezu verurtheilt war, wurden, nachdem man ihn vorher völlig entkleidet hatte, Hände und Füße gebunden. Dann ward ihm ein Trichter in den Mund geſteckt, und durch dieſen, jedoch nur nach und nach, ſo lange Waſſer eingegoſſen, bis der ganze Leib völlig davon angeſchwollen war. Man ſtreckte ihn alsdann auf die Erde, befeſtigte ihn, mittelſt kleiner Pfähle, an dieſelbe, und legte ihm auf den Leib ein ſtarkes Brett, worauf einige rüſtige Schindersknechte ſo lange herum ſprangen, bis der Unglückliche alles Waſſer, nebſt einem Strom von Blut, von ſich gegeben hatte. Wenn dieſes vorbei war, ſo wurde das teufliſche Spiel wieder von neuem angefangen. Da man jedoch merkte, daß der Märtyrer ſchon bei der vierten Wiederholung den Geiſt aufgab, ſo ließ man längere Pauſen eintreten, gab ihm in denſelben einige Herz=

ſtärkungen, und brachte es dahin, daß man das bejammernswerthe Schlachtopfer mehrere Tage nach einander quälen, martern und eines vervielfältigten Todes ſterben laſſen konnte.

Ward nun auch in den andern Provinzen nicht mit der nämlichen raffinirten Grauſamkeit gegen die Chriſten verfahren, ſo wurden dieſelben dennoch nicht minder heftig überall verfolgt. Abtheilungen des kaiſerlichen Heeres gegen vier bis ſechs tauſend Mann ſtark, durchzogen nach allen Richtungen das Reich, und, wer ſich zum Chriſtenthum bekannte, oder den Göttern Xaca und Amòda nicht opfern wollte, ward, ohne weitere gerichtliche Proceduren, entweder an das Kreuz geheftet, oder bei langſamem Feuer lebendig verbrannt.

Dieſe beiſpiellos blutige Verfolgung, welche 1615. ihren Anfang nahm, wüthete bis zum Jahre 1638. ununterbrochen fort. Gegen zwei Millionen japaniſcher Chriſten wurden hingewürgt, und mit dieſen über hundert und fünfzig Jeſuiten. Der Heldenmuth, mit welchem die Verfolgten den Tod erlitten, war bewundernswürdig. Man gab ſich zwar alle Mühe, beſonders im Anfange der Verfolgung, die Chriſten zum Abfalle zu bewegen. Alles, was Liebe zum Leben erregen, demſelben einen Reitz, und dem irdiſchen Daſeyn einen Werth geben kann, ward ihnen auf's freigiebigſte verheiſſen, wenn ſie Chriſtum verläugnen, und den Götzen ein Opfer bringen woll-

ten. Aber die Kraft der Religion ſiegte über alle Lockungen der Sinnlichkeit. Selbſt bei dem ſchwächern Geſchlechte, ja ſogar bei dem zarteſten Kindesalter, vermochten Schmeicheleyen und blendende Verſprechungen eben ſo wenig, als die furchtbarſten Drohungen ihrer Peiniger. Man könnte ganze Bände füllen mit Erzählungen von der Standhaftigkeit, mit welcher die Chriſten den Tod erlitten. Nur ein paar Beiſpiele hievon.

Gleich in den erſten Tagen der Verfolgung wurden in Arima mehrere der vornehmſten Familien des Chriſtenthums wegen eingezogen, und zum Feuertode verurtheilt. Der Tag ihrer Hinrichtung war der nämliche, an welchem, auf das Gerücht einer neuen Verfolgung, alle in der umliegenden Gegend von Arima wohnenden Chriſten ſchaarenweis in die Hauptſtadt einzogen, um als furchtloſe und muthige Zeugen der Wahrheit das Bekenntniß ihres Glaubens vor ihren heidniſchen Obrigkeiten abzulegen. Unter den Verurtheilten befand ſich auch eine Mutter mit ihren beiden Kindern; das eine war ein holder Knabe, das andere ein wahrer Engel von einem Mädchen; jener hatte kaum eilf Jahre, dieſe ſtand in der Blüthenzeit ihres Lebens, im ſechzehnten Jahre ihres Alters. Alle wurden an Pfähle, jedoch nur mit Stricken aus Weiden geflochten, ganz nachläßig befeſtigt, ſo daß jeder, ſobald er wollte, ſich ſeiner leichte Bande entledigen konnte.

In einer Entfernung von ohngefähr drei Schuh von den Pfählen ward das Feuer angelegt. Zahlreiche Wachen umgaben den Kreis, und führten Werkzeuge mit ſich, um jedem von den Verurtheilten, welcher dem Chriſtenthume zu entſagen ſich entſchließen würde, ſogleich einen Weg durch die Flammen zu öffnen. Alle in die Stadt gekommene Chriſten drängten ſich haufenweiſe herbei, um den Bekennern Muth einzuſprechen. Von allen Seiten loderten ſchon einige Zeit die Flammen, als man bemerkte, daß der eilfjährige Knabe ſich ſeiner leicht geſchlungenen Bande zu entledigen ſuchte. Ein Geſchrei des Entſetzens erhob ſich unter den umſtehenden Chriſten; man fürchtete, die Schwäche ſeines Alters möchte den Kampf nicht beſtehen. Das Kind wandte ſich aber zu ſeiner Mutter, gieng durch die Flammen auf ſie zu, und umſchlang ſie mit ſeinen zarten Armen. Tröſtend ruhte der Blick der Mutter auf dem Kinde; noch wenige Augenblicke, und vereint ſanken beide todt auf die glühende Erde nieder. Nicht ferne davon ſtand die Tochter. Das Auge gen Himmel gerichtet, ihr Geiſt der Erde ſchon entſchwunden; man wußte nicht, ob ſie todt oder noch am Leben ſey. Plötzlich neigt ſie ſich zur Erde, ſammelt einige glühende Kohlen, legt ſich dieſelben in Form einer Krone auf das Haupt, richtet ſich alsdann wieder auf, heftet noch einmal den Blick gen Himmel, und ſinkt wenige Augenblicke darauf todt nieder.

In Nangaſacki hatte man eine eben ſo junge und ſchöne, als angeſehene Matrone, ebenfalls weil ſie eine Chriſtin war, eingezogen. Da ſie einer der vornehmſten Familien des Königreichs angehörte, ſo war man entſchloſſen, alles mögliche zu verſuchen, um ſie am Leben zu erhalten, wenn ſie anders den Göttern des Landes zu opfern ſich bequemen würde. Sie war Mutter von zwei Kindern; das eine, erſt wenige Monate alt, lag noch an der mütterlichen Bruſt, und war der Liebling ihrer Seele. Man kannte ihre grenzenloſe Zärtlichkeit zu ihren Kindern; auf dieſem Wege glaubte man alſo am ſicherſten ihre Standhaftigkeit erſchüttern zu können. Alle Verſprechungen, alle Vorſpieglungen von künftigem Glück, von künftiger Größe ihrer Kinder, blieben indeſſen ohne Wirkung. Nun ſchien es Zeit, zu härtern Verſuchen zu ſchreiten. Sie ward alſo völlig entkleidet, an den Armen aufgehangen, und ihr ſäugendes Kind an ihren Füßen befeſtigt. Unbarmherzig wurde jetzt mit Ruthen und Riemen das zarte, im Ueberfluß erzogene, und an Schonung jeder Art gewohnte Weib zerfetzt, und bei jedem Geißelhiebe noch bedroht, daß, wofern ſie ſich noch länger weigere, den Göttern zu opfern, man ſogleich auf ähnliche Weiſe auch ihr Kind zerfleiſchen würde. In dieſer ſchrecklichen Lage ließ man ſie drei Stunden. Als ſie wieder herabgenommen war, grief ſie ſogleich nach ihrem Kinde, um es an ihrem Buſen

zu erwärmen, aber da es mitten im Winter war, ſo verſagte die vor Kälte erſtarrte Bruſt dem Säugling die gewöhnte Nahrung. Nun ließ man ihr zwei Tage Bedenkzeit. Kaum war dieſe kurze Friſt verfloſſen, als die Peiniger ſich wieder einſtellten. Ein Blick kalter Verachtung war alles, was ſie auf ihre Lockungen, wie auf ihre Drohungen, antwortete. Jetzt ward der zarte Sprößling aus ihren Armen geriſſen, ihr ſelbſt ein eiſernes Halsband angelegt, und ſie, gleich einem Stück Vieh, in einem Pferdeſtall angebunden. Hier, unter wilden Roſſen, ein Gegenſtand des Spottes rohen Stallgeſindels, durchlebte die Dulderin drei ganze Monate, bei kärglicher Koſt und unter Mißhandlungen jeder Art. Als nach dieſer Prüfung ihre Standhaftigkeit noch nicht gebrochen war, ward noch mancherlei anderes Bubenſtück an ihr verübt. Beſchämt und entrüſtet, ſich von einem Weibe überwunden zu ſehen, brachten die Kannibalen ſie endlich auf den zu ſolchen Hinrichtungen beſtimmten Platz in Nangaſacki, banden ſie an einen Pfahl, zerſchmetterten ihr jüngſtes Kind unter ihren Augen an einen Stein, legten dann Feuer um ſie her, und ließen ſie mit ihrem älteſten Knaben, bei langſamer Gluth, lebendig verbrennen.

Als gleichſam die erſte Generation der Chriſtenheit in Japan hingemordet war, ward die Heerde zerſtreut, und viele der Ueberlebenden verleugneten

ihren Glauben. Das zärtere Geſchlecht machte den Anfang, bald folgten die Männer, und dieſe in noch größerer Menge als jene. Um das Chriſtenthum gänzlich auszurotten, und demſelben auch für die Zukunft alle Thore und Eingänge Japans zu verſperren, verordnete Topogue-Sama, Sohn und Nachfolger des Thronräubers und der blutdürſtigſte aller Chriſtenverfolger, daß alle Japaner ohne Ausnahme, als einen Beweis ihres Haſſes gegen das Chriſtenthum, ein Götzenbild auf der Bruſt tragen ſollten. Ausserdem ward allen Gouverneurs der Städte und Provinzen befohlen, zu verſchiedenen Zeiten im Jahre, allgemeine Hausſuchungen anzuſtellen, und bei dieſer Gelegenheit jeden, ohne Unterſchied des Standes und des Geſchlechts aufzufodern, zur Beurtheilung ſeiner Anhänglichkeit an die Landesreligion, das Bild des Gekreutzigten und der Maria mit Füßen zu treten. Aehnliche Befehle wurden an alle Aufſeher der Häfen erlaſſen, und dieſen bei Todesſtrafe unterſagt, irgend ein Schiff einlaufen zu laſſen, bevor nicht die ſämmtliche Schiffsmannſchaft, der vorgeſchriebenen Ceremonie ſich zu unterwerfen, verſprochen hätte. Dieſe Verordnung des Tyrannen hatte zur Folge, daß man gleich in dem nächſten Jahre darauf noch ſieben und dreiſſig tauſend Chriſten entdeckte. Alle wurden erbarmungslos hingewürgt, und dieſe letzte Mordſcene war dann nun auch die ſchreckliche Endkataſtrophe, mit welcher

die Geſchichte des Chriſtenthums in Japan ſich ſchloß. Es wurden in allen Städten des Reichs Inquiſitionsgerichte nieder geſetzt, welche über den Glauben jeder Familie, ja jedes Einzelnen wachen, und ihre Unterſuchungen jährlich zu unbeſtimmten Zeiten erneuren ſollten.

Die Zahl derer, welche während der vierzig jährigen Verfolgungen das Leben verloren, beläuft ſich auf mehrere Millionen. Seit dieſer Zeit war kein Land der Erde für Einwohner und Fremdlinge ſo ſehr geſperrt, als Japan. Man beſchloß, durchaus keinen andern Ausländer zu dulden, als Chineſen und Holländer. Die letztern waren freilich auch Chriſten; man beruhigte ſich aber mit ihrer Verſicherung, daß ſie — die holländiſche Religion hätten. Indeſſen mußten ſie ſich die drückendſten Einſchränkungen gefallen laſſen, durften nur an einer einzigen Inſel landen, und nur unter ſtrenger Aufſicht in die Stadt kommen. Dafür ziehen ſie aber aus dem japaniſchen Handel einen Vortheil, die ſich jährlich auf 4 bis 500,000 Gulden beläuft.

Fürchterliche Peſt
und andere Plagen des vierzehnten Jahrhunderts.

Die Peſt, dieſe entſetzliche Geißel unſerer Vorfahren, die wir in Teutſchland nur noch dem Namen nach kennen, richtete in unſerm Vaterlande niemals größere Verheerungen an, als um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Damals gieng der Engel des Todes, im ſchwarzen Leichengewande gehüllt, ſchrecklich feierlich unter den Menſchen einher. Aus ſeinen tiefliegenden Augen ſtarrte jedem Vernichtung entgegen, und es war eine völlige Unmöglichkeit, ihm zu entfliehen. Sein in Flor gewundener eiſerner Scepter hielt jeden feſt, den er berührte, unterdrückte jede Kraft, die gegen ihn ſtreben wollte. Alles Leben erſtarb unter ſeinen Tritten. Ueberall, wo er erſchien, ſtreute er Todesſaamen aus, der ſchnell wucherte, Gottesäcker bevölkerte, und Dörfer, Flecken und Städte verödete. Angehaucht von ſeinem giftigen Odem, welkten vor ihm Schaaren von Lebendigen dahin, und hinter ihm folgten die Leichen zu Tauſenden. Das Gleichgewicht unter den Gebohrnen und Sterbenden war verrückt. Alle andere menſchliche Angelegenheiten hatten ihr Intereſſe verloren. Nur Vorbereitung, Anſchickung zum

Tode, zum unvermeidlichen Tode, war einzig und allein an der Tagesordnung, und Furcht die einzige herrſchende Empfindung der Gemüther.

Ehe dieſe Peſt Deutſchland mit einer ſo ſchrecklich zerſtörenden Gewalt heimſuchte, hatte ſie ſchon zwey Jahre vorher im Morgenlande gewüthet. Als Urſache davon werden von den Zeitgenoſſen die peſtilenzialiſchen Ausdünſtungen eines unermeßlichen Heers verweſender Heuſchrecken angegeben, die, anfangs vom Winde in die See getrieben, von der See wieder an's Land geworfen, die Luft ſo inficirten, daß eine Seuche daraus entſtand, die ihre ſchwarzen Flügel immer weiter ausdehnte, und alles Leben unter ihnen verſchlang. Dieß Gift kam, gleich einem ſtarken Nebel am Himmel, von Oſten hergezogen, und ſenkte ſich anfangs in Italien, wo es dermaſſen aufräumte, daß man allein zu Florenz ſechzig tauſend Leichen zählte; auf dem Lande aber faſt kein Menſch am Leben blieb.

Aus Italien wälzte ſich das fürchterliche Uebel, ohne auf dem weitem Strich durch ſeine Aushauchungen vermindert zu werden, nach Deutſchland, wo es gleichſam mit neuer Kraft wirkte. Zu Baſel begrub man vierzehn tauſend Menſchen; von dem Eſchheimerthore an bis zum Rheinthore überlebten nur ſechs Eheleute dieſe Peſt. Lübeck, welches ſo volkreich geworden war, daß man ſchon Anſtalten zur Erweiterung der Stadt getroffen hatte, wurde

um neunzig tauſend Menſchen vermindert, daß es der Erweiterung nicht mehr bedurfte. Denn allein in zwei heiſſen Tagen des Monats Auguſt ſtarben fünfzehn hundert. Zu Erfurt wollten die Kirchhöfe nicht mehr hinreichen, um die Leichen, die ſich mit jeder Stunde häuften, aufzunehmen. Man legte daher immer zwei bis drei in Ein Grab. Da nun die, durch die vielen übelriechenden Leichen angeſteckte Luft, das Uebel immer weiter verbreitete, ſo machte der Stadtrath, auf Vorſtellung der Aerzte, die Anordnung, daß keine Todten mehr in der Stadt begraben werden durften. Man warf daher eilf geräumige Gruben auf, und zwar in einer abgelegenen Gegend auſſerhalb der Stadt. Täglich ſammelten drei bis vier zweiſpännige Wägen die auf den Gottesäckern und Straßen liegenden Todten, und die Zahl derer, die von Jacobitag bis auf Mariä Reinigung auf dieſe Art aus der Stadt geſchafft wurden, belief ſich auf zwölf tauſend. Die Zahl der Verſtorbenen überhaupt würde dadurch noch vergröſſert werden, wenn man diejenigen wüßte, welche heimlich begraben wurden.

Wie in den genannten Städten, ſo in vielen andern! Ueberall eine Verwüſtung, wovon die frühere Geſchichte kein Beiſpiel aufſtellt. In Magdeburg waren Tag und Nacht zwei Karren und ein Wagen in ununterbrochener Bewegung, um die Todten nach Rottersdorf, in zwei große Gruben, zu

bringen. Die Geiſtlichen des daſigen ehemaligen Auguſtinerkloſters erhielten im Jahr eintauſend dreihundert und fünfzig, nicht weniger als ſiebenhundert und zwanzig Manns- und Frauenkleider zum Seelengeräthe. Von Tauſenden, die bei Gelegenheit eines in dieſem Jahre von Pabſt Clemens ausgeſchriebenen Jubelfeſtes nach Rom wallfahrteten, um an der Wohlthat des allgemeinen Ablaſſes Theil zu nehmen, durch den ſie, wie durch einen Talisman, den Tod von ſich zu verſcheuchen hofften, kamen immer nur zehn wieder in die Heimath zurück. Unter den Barfüßermönchen allein räumte die Peſt ſo auf, daß binnen drei Jahren ſchon über hundert und vier und zwanzig tauſend Geiſtliche dieſes Ordens ſtarben. Eine ſo ungeheure Zahl aus den Mitgliedern eines einzigen Ordens wird vielleicht nur dadurch erklärlich, daß die gewöhnlich gutgenährten Leiber dieſer Herren auch viele unreine Säfte mit ſich führten, die ſie empfänglicher für den Peſtſtoff machten.

Die ſchrecklichen Verheerungen der Seuche, unter deren Sichel die Menſchen, wie die reifen Halme unter den Senſen der Schnitter, hinſanken, die, ſtatt vermindert zu werden, immer noch wüthender wurde, veranlaßten natürlich die traurigſten Familienſcenen. Eheleute, Nachbarn, Geſchwiſter, Freunde, Eltern und Kinder nahmen mit Thränen von einander Abſchied. Jeder ſah mit Grauſen dem

nahen Augenblicke entgegen, in dem der eingeathmete Todesſtoff auch bei ihm ausbrechen, auch ihn auf's Lager werfen, und der Vernichtung überliefern würde. Niemand hielt ſich auch nur eine Stunde dagegen geſichert. Wohlhabende wanderten aus den Städten, in denen häufige Todesfälle den Ausbruch der Peſt ankündigten. Doch entgiengen ſie der Gefahr der Anſteckung nicht, weil ihnen der Todesengel überall nachfolgte, und faſt keine Stadt verſchont blieb.

Wenn man bedenkt, daß die ſo allgemein gewordene Peſt durch Mangel an guten Medicinalanſtalten, durch Verbreitung und Vermehrung ihres Stoffs, durch ſo unzählige Leichen, deren täglich eine zu große Menge eingeſcharrt wurde, als daß man immer und überall die nöthigen Sicherheitsregeln dabei beobachten konnte oder wollte, immer noch einheimiſcher werden mußte, ſo darf es nicht Wunder nehmen, daß ſie drei ganze Jahre wüthete, und über die Hälfte der Menſchen wegraffte. Sie war theils ruhrartig, theils beſtand ſie in einem wilden Feuer, welches ſchnell zum Tode, und nach dem Tode ſchnell zur Verweſung wirkte. Der Geiſt der Zeit erwartete in dieſer Noth die meiſte Hülfe von auſſerordentlichen Bußübungen. Allein es ward für nothwendig erachtet, dieſe Bußübungen weit härter einzurichten, als gewöhnlich, weil die Gottheit ihren Zorn auch auf eine ſtrengere Weiſe kund that. So

geſellte ſich zu den bisherigen Unglücksfällen eine moraliſche, nicht weniger verderbliche Seuche.

Es ſtund nämlich um dieſe Zeit eine beſondere Art von Religionsſchwärmern auf, die von ihrem Hauptgeſchäfte, ſich zu geißelen, Geißler genannt wurden. Ihr Aufzug war eben ſo ſonderbar als unverſchämt. Hüte mit rothen Kreuzen hiengen ihnen dergeſtalt über die Augen herab, daß ſie faſt allen Zugang des Lichts verſperrten. Mit einer Geißel von Drath, an der fein geſpitzte Spörnchen hiengen, zerfleiſchten ſie ſich den, von der Schulter bis auf den Hintern entblößten Rücken, ſo unbarmherzig, daß das Blut in Strömen zur Erde floß. Dabei warfen ſie ſich zur Erde, und ſchrieen:

Trettet herzu, wer büßen wölle:
Der Teufel iſt ein böſer Geſelle.

Unter dem Deckmantel der äuſſerlichen Frömmigkeit und ſtrenger Buße übten aber dieſe Geißelbrüder insgeheim Diebſtahl, Unzucht und andere Laſter. Ihr Anzug machte auf die Sinne des gemeinen Mannes einen ſo lebhaften Eindruck, daß ſich immer mehrere von dieſer Raſerey hinreiſſen ließen. Man ſah derſelben in Thüringen oft mehrere tauſend verſammelt. In manchen Provinzen blieb keine Stadt, kein Flecken und kein Dorf von dieſer neuen Art von Religionsſchwärmerey frei. Ihren Untergang bereiteten ſich aber die Geißler ſelbſt, indem ſie den Geiſtlichen in's Amt griefen, und ſogar

ſolche Sünden vergaben, von welchen nur die Päbſte losſprechen konnten. Der heilige Vater donnerte daher mit dem Banne gegen ſie los, und empfahl der ganzen Chriſtenheit ihre Ausrottung. So fanden es allmählich immer wenigere rathſam, die Geißler zu ſpielen.

Ein anderes Ungemach, das aus der Peſt hervorgieng, und viele Tauſende ins Todtenreich ſandte, war — die Verfolgung der Juden, welche man für die eigentlichen Urheber des ſchrecklichen Menſchenſterbens ausgab. Dieſe grundloſe Meinung nährten beſonders die chriſtlichen Kaufleute, welche der glückliche Wuchergeiſt der unermüdeten Nachkommen Abrahams ſchon ſeit langer Zeit auf das bitterſte gekränkt hatte. Sie freuten ſich daher der guten Gelegenheit, ſich an ihnen rächen zu können. Zum Unglück für die Juden ſtanden aber nicht allein Kaufleute, ſondern auch andere Perſonen mit ihnen in unangenehmen Verhältniſſen. Manche Chriſten, Herren und Knechte, Bürger und Bauern, waren den Juden, den reichſten Kapitaliſten ihrer Zeit, große Summen ſchuldig, und mußten deswegen allerlei Bedrückungen von ihnen ausſtehen. So hatten ſich die Juden einen faſt allgemeinen Haß zugezogen. Der Einfall eines ihrer Feinde, daß ſie durch Vergiftung der Brunnen und Heeringe an dem großen Menſchenſterben Urſache geweſen wären, fand deswegen den ſchleunigſten Beifall, und die durch

Leidenſchaft verſtärkte Verblendung gieng ſo weit, daß man ſogar viele mit Gift angefüllte Säcke in Quellen und Brunnen gefunden haben wollte. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich durch ganz Europa die Nachricht, daß zu Baſel einige verhaftete Juden ein ſolches Geſtändniß auf der Folterbank abgelegt hätten. Sofort wurden alle Brunnen verſchloſſen, die Eimer abgenommen, und das nöthige Waſſer aus Bächen und Flüſſen geholt. An vielen Orten ließen wohlhabende Bürger ihre alten Brunnen verſchütten, und neue in den Häuſern ſelbſt graben und ausmauren, um ſie den künftig zu befürchtenden Vergiftungen unzugänglich zu machen. Zugleich wurde aber auch den Hebräern ein Vernichtungskrieg angekündiget, der in den blutigſten Auftritten zu Baſel und Strasburg ſeinen Anfang nahm, und von dieſen Städten aus ſich immer weiter fortwälzte. Eine Stadt folgte darin dem Beiſpiel der andern.

Die Menſchheit ſchaudert über die Grauſamkeiten, welche diejenigen, die ſich Chriſten nannten, an den Juden verübten. Die Unglücklichen wurden plötzlich überfallen, in ſcheusliche Gefängniſſe gelegt, und auf die Tortur gebracht. Von Schmerzen überwältiget, geſtanden denn Einige, was man haben wollte, und nun wurde die ganze Judenſchaft des Verbrechens für geſtändig und überführt geachtet. Sie wurden verbrannt, gerädert und der Pöbel, deſſen Wuth gegen die unglückliche Nation keine Gren-

zen kannte, brachte ihrer ſelbſt eine große Menge auf mancherlei Art um. In Strasburg wurden deren auf einem Kirchhofe, an einem Tage, zwei tauſend niedergemetzelt, und der daſige Burgermeiſter Peter Schwerber wurde, weil er die Juden für unſchuldig hielt, und ſie gegen die Wuth des Pöbels zu ſchützen ſuchte, aus der Stadt verwieſen. In Speier ſperrten ſich die Juden, um der Grauſamkeit des aufgebrachten Pöbels zu entgehen, in ihre Häuſer ein, ſteckten dieſe in Brand, und endeten ihr Leben lieber in den Flammen, als daß ſie ſich von dem wüthenden Volke verſtümmeln, und langſam zu Tode martern ließen. Demohngeachtet lagen noch die Gaſſen voll ermordeter Juden, die dem wilden Haufen in die Hände gefallen waren. Um ſie los zu werden, ſpündete man ſie in leere Weinfäſſer, und warf ſie in den Rhein. Zu Baſel wurden alle anweſende Juden auf eine Rheininſel deportirt, in ein zu dieſer Abſicht aufgerichtetes Haus eingeſperrt, und mit demſelben den Flammen übergeben. Mainz röſtete ſeine Juden ſo arg, daß das Blei in den Kirchenfenſtern, und ſogar eine große Glocke im St. Quintins-Thurme durch das Feuer ausſchmolz. Zu Erfurt wurden hundert Juden gleich auf der Stelle todtgeſchlagen, und über drei tauſend, die ſich in ihre Häuſer gerettet, und Thüren und Zugänge verrammelt hatten, wurden ein Raub des Feuers, welches der ſtürmende Pöbel

anſteckte. An andern Orten warf man die Unglücklichen in eben den Giftſäcken, die man in den Brunnen gefunden haben wollte, in's Waſſer. Kurz, es blieb kein Mittel ungebraucht, die verhaßten Juden aus der Welt zu ſchaffen, und der Pöbel mordeten ſie, ohne ſich um Schuld oder Unſchuld zu bekümmern.

Ohne Zweifel hatte der Fanatiſmus einen groſſen Antheil an den Greueln, die an den Juden verübt wurden. Denn der Umſtand, daß die Peſt auch Aſien und Afrika durchſtrich, und an ſolchen Orten wüthete, wo faſt niemals ein Jude hinkam, ſprach kräftig für ihre Unſchuld. Daher traten neben ihren Verfolgern auch mächtige Vertheidiger für ſie auf, die jedoch nicht ſo durchzudringen vermochten, wie ſie es wohl wünſchten. Herzog Albrecht von Oeſterreich wollte unter andern vierhundert und dreißig hart bedrängte Juden aus Kiburg in Schutz nehmen. Allein die Stadt widerſetzte ſich dieſem menſchenfreundlichen Beginnen, und drohte, die Juden ſelbſt zu beſtrafen, wenn er ihre Beſtrafung nicht übernähme. Der Churfürſt von Mainz söhnte ſich mit der Stadt Erfurt nicht eher wieder aus, als bis ſie ſich zur Bezahlung der Abgabe verbindlich machte, welche die Juden entrichtet hatten. Der Pfalzgraf Ruprecht am Rhein, und mehrere Fürſten benutzten dieſe jüdiſche Verfolgung zu erſprieslichen Spekulationen, und nahmen

die Verfolgten gegen ein bedeutendes Schutzgeld auf. Allein die benachbarten Fürſten ſahen ſo ſcheel dazu, daß ſie ihres Gewinns auch nicht froh werden konnken, indem ſie den größern Theil deſſelben auf Waffenrüſtungen wenden mußten.

Mit dem Jahre 1351. hörte endlich die Peſt auf, die vom Jahre 1348. an gewüthet hatte, und mit ihr auch die grenzenloſe Verfolgung derer, denen man ſie Schuld gab. Der niedergebeugte Muth der Menſchen lebte wieder in dem Maaße auf, als die Leichenbegängniſſe ſich verminderten. Nur erſt nach beendigter Seuche fieng das bürgerliche Leben wieder den gewöhnlichen Gang an, der bisher ſo ſchrecklich gehemmt geweſen war.

Originelle Art,

ein verlornes Fürſtenthum wieder zu erlangen.

Johann der Erſte, Fürſt von Anhalt-Zerbſt, ſtarb im Jahre 1380. zu Paläſtina, wohin ihn, einigen Gerüchten zu folge, nicht nur ein heiliger Eifer, ſondern auch — eine böſe Frau getrieben hatte, eine Prinzeſſin von Henneberg, Eliſabeth mit Namen, deren zänkiſche Gemüthsart ſogar in Volksſprüchwörter übergieng. Die beiden Söhne des Verſtorbenen, Siegmund der Erſte und Albrecht

der Dritte, regierten einige Jahre hindurch gemeinſchaftlich, und theilten dann ihre Länder. Siegmund erhielt die Ländereyen jenſeits der Elbe, und, als Aelteſter, die Stadt Zerbſt. Der diſſeitige Theil, Deſſau, Köthen ꝛc. fiel Albrechten zu.

Siegmunds Regierung zog Vieler Augen auf ſich. Sein Hof galt für einen der glänzendſten in damaligen Zeiten. Er ſtiftete einen Orden, der ſich nicht auf kriegeriſche Thaten bezog, ſondern die Beförderung des Ackerbaues zum Zwecke hatte, und der älteſte dieſer Art in ganz Teutſchland war. Er unterhielt ſtets eine anſehnliche Mannſchaft, die man faſt als eine ſtehende Miliz betrachten durfte. Er war der Gemahl der ſchönſten Sächſin ſeiner Zeit, Brigitta von Querfurt; er zeugte mit ihr fünf Töchter und ſechs Söhne. Mit dem Erzbiſchoffe von Magdeburg führte er blutige, geldverſplitternde Kriege. Er war freigebig, liebte Glanz und Pracht, hielt feſt über ſein Anſehen, und blieb — ohne Schulden.

Aus dieſen Angaben erhellet, daß er kein Mann und kein Fürſt von alltäglichem Geiſte ſeyn konnte. Als er ſtarb, lebten noch viere von ſeinen Prinzen; alle waren minderjährig, der Aelteſte noch nicht ſechs Jahre alt. Der Krieg mit Magdeburg dauerte noch fort, die Staaten des Fürſten von Anhalt waren oft verwüſtet, und ſehr entvölkert worden.

Alles dieſes gab den fürſtlichen Waiſen eine trübe Ausſicht. Doch ihre größte Gefahr, ihre höchſte

Bekümmerniß kam von einem Manne her, der, als ihr nächſter Blutsverwandter und anmaßlicher Vormund, eigentlich ihr Beſchützer, nicht ihr Gegner hätte ſeyn ſollen — von Fürſt Albrecht dem Dritten. Ihm, wie oben bemerkt worden, war das Land zwiſchen der Elbe und Saale zugefallen. Jetzt verlangte er auch das Gebiet und die Stadt Zerbſt, unter dem Vorwande: daß dieſe ſtets dem Aelteſten des Hauſes gehörten. Er wußte ſeine Anerkennung beim Rathe von Zerbſt durchzuſetzen, und zog endlich das ganze Land dergeſtalt an ſich, daß der Wittwe Siegmunds blos noch Koswig, als ihr Wittwenſitz, den Söhnen Siegmunds aber nichts mehr übrig blieb.

Eine ſolche Gewaltthätigkeit fand zwar viele Tadler, aber nirgends zeigte ſich ein Helfer. Der älteſte von Siegmunds Söhnen, Waldemar, kam auf die erſte Nachricht von des Vaters Tode aus Oeſterreich, wo er ſich eben damals befand, nach Zerbſt zurück. Vergebens wandte er ſich aber mit den dringendſten Vorſtellungen, und ſeine Mutter ſogar mit Thränen, an die Zerbſter. Albrecht blieb im Beſitz, und auch die Ritterſchaft erklärte, daß ſie ſich von der Stadt nicht ſondern werde.

Die Wittwe, nebſt ihren Söhnen, gieng nun hülflos in der Irre umher, von Vielen bedauert, von Niemand unterſtützt. Zwar nahm indeß Albrecht den Prinzen Waldemar an ſeinen Hof;

doch weder Waldemar ſelbſt, noch ſeine mütterlichen Verwandten waren mit dieſer einſtweiligen Verſorgung zufrieden. Den letztern ſchien ſie eine Aufbehaltung an Geißel ſtatt zu ſeyn, und der muthige, zu männlichen Jahren gedeihende Prinz fand es unerträglich, länger unter einer ſo zweifelhaften Vormundſchaft zu ſtehen. Als daher einſt ſein Vormund zu Zerbſt, er ſelbſt aber zu Köthen ſich befand, entwich er mit einigen ihm ergebenen Dienern, eilte nach Deſſau, und bemächtigte ſich des dortigen Schloſſes. Albrecht, nachdem er umſonſt dem Prinzen das Schloß durch gütliche Worte abzulocken verſucht, auch vergebens die Zerbſter, die jetzt neutral zu bleiben ſich erklärten, zum Beiſtand aufgefodert hatte, ſchwur voll bittern Zorns: Er müſſe dieſes Schloß wieder haben, wenn es auch ſein ganzes Erbe koſten ſollte. Er gewann einen ſehr berühmten, für den furchtbarſten Befehder in dortiger Gegend geltenden Ritter, Hans von Quizow, und belagerte mit deſſen Mannſchaft das Schloß. Waldemar wehrte ſich, trotz ſeiner Jugend, und trotz der Ueberlegenheit ſeiner Gegner, mit männlichem Muthe. Verſchiedene Stürme wurden abgeſchlagen. Quizow nahm endlich zur Anzündung des Schloſſes ſeine Zuflucht. Da es den Belagerten an Waſſer zum Löſchen gebrach, ſo grief das Feuer ſchnell um ſich. Die Beſatzung fand in der äuſſerſten Noth, durch eine Schleuße in der Schloßküche,

Mittel zu entwiſchen. Waldemar entkam nach Koswig zu ſeiner Mutter, und gieng von da, mit ſeinem zweiten Bruder, abermals in der Irre umher, ſuchte Hülfe, fand aber höchſtens nur — Mitleid.

Die drei Prinzen griefen endlich zu einem Mittel, ihr Erbe wieder zu erlangen, das in ſeiner Art einzig genannt werden kann. Nachdem ſie noch einmal dem Rath zu Zerbſt ihr Recht und ihre Bedrängniß vorgeſtellt, nachdem ſie abermals ihm vorgeworfen hatten, daß ſie nur durch ſeine voreilige Unterwerfung um ihr Erbtheil gekommen wären, erklärten ſie: Ihr Mangel und ihre Armuth ſey ſo hoch geſtiegen, daß ſie, um ihr Leben zu friſten, fortan die Reihe herum in jeglichem Bürgerhauſe ſich einlagern, und auf eine gewiſſe Zeit zu Gaſte bitten würden.

Dieſe Drohung ward mit zweifelhafter Miene und Achſelzucken angehört. Doch ſchon am nächſten Sonntage, als der Bürgermeiſter Borium ſich eben zu Tiſche ſetzen wollte, erſchienen die drei Prinzen, und kündigten ihm an, daß jetzt und hier ihr Einlager ſeinen Anfang nehme. Vergebens war ſeine Entſchuldigung, daß er für ſo vornehme Gäſte nicht eingerichtet ſey; die hohen Gäſte wichen und wankten nicht. Dieſer gemiſchte Beweis von Bedürfniß und Entſchloſſenheit, vermuthlich auch der Wunſch, einer ſolchen Einquartierung bald wieder los zu werden, machte, daß der Bürgermeiſter ſogleich den

Rath zuſammen berief. Er trug die Sache vor, und da ſeine Kollegen hörten, daß die Bewirthung dieſer Gäſte auch ſie treffen würde, ſo war die Berathſchlagung ernſtlich genug. Man beſchickte ſofort die Städte Quedlinburg, Halberſtadt, Aſchersleben, und vorzüglich Magdeburg. Da auf dieſe Sendung nichts weiter erfolgte, als der Rath: die Herren gütlich aus einander zu ſetzen! ſo wandte man ſich an die Grafen zu Mansfeld, Beichlingen, Querfurt, und den Fürſten zu Bernburg, und verſicherte ſich ihres Beiſtandes. So kam endlich ein Vergleich zu Stande, vermöge deſſen Albrecht der Dritte zwar Zerbſt, nebſt vieler Zugehör behielt, dafür aber Deſſau, Köthen und andere Stücke Landes ſeinen Vettern abtrat. Kurz, Siegmunds Söhne bekamen nun wieder ein fürſtliches Auskommen, und dieß genau betrachtet hauptſächlich darum, weil ſie ſich zu gehöriger Zeit — beim Bürgermeiſter zu Tiſche gebeten hatten.

Merkwürdigkeiten
von dem Erdbeben in Kalabrien.

Im Jahr 1783.

Im Februar und März des Jahres 1783. wurde nicht allein Meſſina in Sicilien durch ein Erdbeben

ſchrecklich verwüſtet, ſondern daſſelbe traurige Schickſal traf auch viele Städte und Dörfer in Kalabrien. Auf manche Stadt wirkten die Stöſſe ſo heftig, daß nichts ihrer Verheerung entgieng. Es war finſtere Nacht, als das Unglück auszubrechen anfieng; ein ſchwüler Regen fiel vom Himmel, die Winde heulten fürchterlich, und der Donner der Erde tönte lange. Dabei denke man ſich das Krachen der einſtürzenden Häuſer, das Klaggeſchrei ſo vieler Unglücklichen, das Feuer, das aus den Ruinen ſogleich hervorbrannte, und alle Schrecken der Natur in einem Augenblicke vereiniget. Beſonders wirkte die Furcht auf das Nervenſyſtem der Menſchen; Einige blieben lange Zeit ſchwach, und erſchracken bei dem geringſten Vorfall heftig; Andere waren wie gelähmt, Verſchiedene hatten Mangel an Verdauung, und Einige verloren auf lange Zeit ihre Beſinnungskraft.

Das Erdbeben war mit mancherlei ſonderbaren Ereigniſſen begleitet, die Aufmerkſamkeit verdienen. Einige dieſer Ereigniſſe dienen als Beiſpiele des ungewöhnlichen langen Lebens der Menſchen und Thiere ohne alle Nahrung; andere als Muſter, bald der herzhafteſten Entſchloſſenheit, bald der zärtlichſten Elternliebe; andere als Beweiſe einer wunderbaren Errettung vom Tode, und endlich andere als Denkmäler einer Vorempfindung des kommenden Unglücks.

Auſſerordentlich war die lange Lebensdauer eini- Menſchen, die von den Ruinen verſchüttet waren,

und zwar ohne alle Lebensmittel. So fand man in Paleſtrina nach ſieben Tagen ein ſchon bejahrtes Weib unter den Ruinen ihrer vormaligen Wohnung. Sie lag gefühllos und wie todt, als man ſie entdeckte, und nachdem ſie wieder zu ſich kam, war Durſt ihre einzige Plage. Nur erſt nach und nach, und durch ſehr mäßig genoſſene Speiſen, ward ihre völlige Geſundheit wieder hergeſtellt. Lange blieb ſie ſchwach, und wie gelähmt, doch lebte ſie nachher im fröhlichen Genuß des ihr auf's neue geſchenkten Lebens. Nach ihrer Ausſage war gleich anfangs der Durſt das einzige, das ſie unter den Ruinen quälte; doch verlor ſie bald alles Gefühl, und während der ganzen Zeit lag ſie ohne Empfindung. — Ein anderes Beiſpiel dieſer Art iſt folgendes: In Oppido lebte ein Mädchen von fünfzehn Jahren, eilf Tage unter den Ruinen, ohne alle Nahrung und in der ſchrecklichen Geſellſchaft eines todten Körpers. Sie war Wärterin eines Knaben; beim Niederſturz des Hauſes ſchloß ſie dieſen feſt in ihre Arme, und war Zeuge davon, wie dieſer, vom quälendſten Durſte geplagt, am fünften Tage in der ſchrecklichſten Lage ſtarb. Bis dahin hatte ſie immer ihre Beſinnungskraft behalten, aber jetzt unterlag ſie der ſchrecklichen Empfindung des Hungers und Durſtes. Ihre Verzweiflung gieng zur völligen Gefühlloſigkeit über, und von dem Schmerz, daß ſie beim Falle des Hauſes ihre Hüfte verrenkt hatte, wodurch ſie auf ihre ganze Zeit gelähmt wor-

den, fühlte ſie damals nichts. Auch war Getränke das einzige, was ſie nach ihrer Errettung verlangte. Als man ſie nach ihrem Zuſtande unter den Ruinen fragte, antwortete ſie: ich ſchlief!

Ueberhaupt hat man allgemein bemerkt, daß eine ſchlafähnliche Betäubung die Menſchen gefeſſelt hielt. Einige verſanken darein gleich nach dem Sturz des Hauſes, andere erſt nach einigen Tagen, je nachdem ihr Nervenſyſtem ſtark oder ſchwach war. Einige, die unter Ruinen vergraben lagen, hielten ſich für betrunken, und fühlten nicht den geringſten Schrekken, als ein neuer heftiger Erdſtoß ſie aus ihrem Taumel weckte. Aber noch länger als bei Menſchen, fand man die Lebensdauer der unter den Ruinen begrabenen Thiere. So lebten zwei gemäſtete Schweine noch nach zwei und dreiſſig Tagen. Niemand dachte mehr an ihre Erhaltung, als man von ohngefähr bei dem Aufräumen des Schuttes ſie grunzen hörte. Schwach und ausgemergelt zog man ſie hervor, bot ihnen Korn, aber ſie aſſen nicht; dagegen tranken ſie mit einer unerſättlichen Begierde, und erſt einige Zeit hernach ſchmeckte ihnen die Speiſe. Nach vierzig Tagen ſchlachtete man ſie, fand ihr Fleiſch ſchön, das Fett feſt, aber nicht ſehr dick. — Noch länger lebte eine Katze. Als ſie vierzig Tage unter den Ruinen zugebracht hatte, zog man ſie in dem erbärmlichſten Zuſtande hervor; unerſättlicher Durſt ſchien ſie einzig zu quälen, doch ward ſie bald wieder hergeſtellt.

Auch Seminara, eine der vormals blühendſten Städte Kalabriens, erfuhr den Greuel der ſchrecklichſten Verheerung, und der fünfte Februar 1783. raffte mehr als die Hälfte ihrer Einwohner hinweg. Die Luft war am frühen Morgen dieſes Tages finſter und ſchwül, und es fiel ein gelinder Regen. Zwei Männer dieſer Stadt hatten ſich verabredet, mit Anbruch des Tages auf die Jagd zu gehen, und dieß rettete ſie von ihrem Untergange. Auf einmal hörten ſie während des Jagens ein Getöſe, welches dem Donner glich, und die bebende Erde ſchleuderte ſie ſo hin und her, daß ſie ſich auf der Höhe des Berges nicht ſtehend erhalten konnten. Sie fielen zu Boden und klammerten ſich feſt an Baumſtämme, ſchrieen und beteten, als ſie plötzlich eine Staubwolke aus der Stadt aufſteigen ſahen, und dann nichts mehr von ihr erblickten. Lange lagen ſie da, und zweifelten, ob ſie lebten oder nicht? Der Donner rollte unter ihnen fort; ſie glaubten, der Tag des Gerichts bräche ein, und warteten der Stimme des Richters. Endlich wurde die Erde ruhiger. Nun wagten ſie es, zur Stadt hinabzuſteigen, aber ſie fanden den Weg zerſtört; ſie ſahen zerriſſene Felder um ſich her, kamen zu Flüſſen, die ſie nicht kannten, ſahen Berge, wo vorher keine waren, und konnten die Stadt nicht finden. Noch immer wußten ſie nicht, was um ſie her geſchehen war; auf den Straßen ſahen ſie verſchiedene Menſchen wie todt da liegen, und ſchon klet-

terten ſie auf den Ruinen der Stadt umher, als ſie noch nicht wußten, wo ſie waren. Stunden lang irrten ſie ſo herum, ſahen noch hier und da Häuſer einfallen, Feuerflammen aufſteigen, und hörten ein ſchreckliches Geheul, bis endlich der Gedanke, ein Erdbeben habe die Stadt zerſtört, in ihnen erwachte. Jetzt eilten ſie ſogleich, ihre Wohnung zu ſuchen, allein lange konnten ſie ſich nicht zurechte finden. Endlich entdeckte doch Einer von ihnen ſein Haus, erkannte aber nicht lange hernach, daß die Flammen, die um ihn her ſchlugen, die noch wenigen Reſte deſſelben verzehrten. Er eilte hinein, um noch einiges zu retten, und ſah die Beine ſeines zerquetſchten Kindes unter ſchweren Steinmaſſen hervorragen. Er wollte dieſe fortwälzen, aber er konnte es nicht, und fand auch Niemanden, der ihm half. Bald darauf bemerkte er neben ſeinem todten Kinde auch ſeine todte Frau, die das Kind, welches ſie an der Bruſt hatte, in die Arme ſchloß. Nur er allein blieb von ſeiner ganzen Familie übrig; der Andere hingegen hatte nach fünf Tagen die gemäßigte Freude, ſein lebendes Kind neben ſeiner todten Frau wieder zu finden.

So groß die Anzahl der Unglücklichen war, die bei dem überraſchenden, heftigen und anhaltenden Erdbeben, unter den Ruinen ihr Grab fanden, ſo ſind doch im Gegentheil auch die Beiſpiele einer wunderbaren Errettung vom Tode nicht ſelten. Vorzüglich verdient das folgende, als Muſter einer ſeltenen Ge-

genwart des Geiſtes in dergleichen Fällen, bemerkt zu werden.

In Caſoletto, ohnweit Oppido, ſaß, als die Verwüſtung einbrach, der Prinz mit ſeiner Familie beim Eſſen. In dem Augenblicke, als die Erde zu beben anfieng, ſprang der Bruder der Gemahlin des Prinzen auf, ſah eine Wand ſich öffnen, und ſogleich war ſein Entſchluß gefaßt. Durch einen glücklichen Sprung durch dieſelbe entrann er dem Tode, und verlor nichts als einen Schuh. Die ganze übrige Familie ward unter den Ruinen begraben, und nur ein Sohn noch lebend aus dem Schutte gezogen. Andere hingegen, die dem Tode entgiengen, danken ihre wunderbare Errettung mehr der wachenden Vorſicht, als ihrer Entſchloſſenheit. Ein Erdſtück, auf dem ein kleines Haus ſtund, wurde ſammt dem Hauſe weit fortgeſchleudert und in eine Tiefe geworfen. Das Haus auf demſelben blieb unverletzt mit den Bewohnern, die ſich darin befanden. Eben dieſes widerfuhr einem Wirthshauſe in Terranova. Der Wirth lag auf dem Bette, die Frau ſaß neben ihm, ein Kind ſpielte an ihrer Seite, und vier Gäſte waren in einer Ecke des Zimmers. Plötzlich wurde das Haus dreihundert Schritte weit fortgeſchleudert, die Wände zerſprangen, Gäſte und Kind wurden zerquetſcht, Mann und Weib aber entkamen glücklich. Ein Bauer ſaß bei Seminara auf einem Baume, wurde mit ihm fortgeriſſen, und entgieng ſo dem Tode.

Die freie Ebene an beiden Seiten des hohen Scyllafelſens iſt mit einer Menge Baracken (kleiner hölzerner Hütten) beſetzt, weil da ſowohl die geſündeſte Luft, als auch die Lage für die Handthierung der Einwohner am zuträglichſten iſt. Nach dem erſten Stoße des Erdbebens flohen die Einwohner auf die Fläche, nahe am Meere; aber kurz vor Mitternacht, als ſie, ermattet durch die Furcht des vorigen Tages, unter freiem Himmel zwiſchen ihrem Fiſchergeräthe lagen, erbebte die Erde auf's neue, und riß mit ſchreckendem Getöſe ein großes Felſenſtück von dem nahegelegenen Berge Jaci ab. Finſterniß der Nacht vergrößerte die Schrecken; die Menſchen erwachten aus dem Schlaf, ein allgemeines Klaggeſchrei entſtand, und betend brachten ſie, unter bangem Herzklopfen, einige traurige Augenblicke zu, als auf einmal ein fürchterliches Gemurmel im Innern des Meeres, eine ſchreckende Empörung deſſelben verkündigte. Plötzlich drang es ſchäumend über die Ebene hin, thürmte ſich dreiſſig Palmen hoch, ſpülte die Menſchenmenge, die am Ufer lag, hinweg, und trat wieder zurück. Bald darauf brauste es zum zweitenmale heftiger hervor, warf verſchiedene der Menſchen, Thiere und Geräthe, die es verſchlungen hatte, wieder aus, drang höher, wie vorher, bis unter die Dächer der Häuſer, warf auf dieſelben, und auf verſchiedene Bäume, Menſchen und Thiere, riß Häuſer um, raubte was es vorhin ſtehen ließ, und brachte durch Vortreten und Zurücktreten manchem Errettung, manchem aber auch unerwarteten Tod. In

einem dieſer Häuſer drang das Waſſer bis unter das Dach, und ſpülte mit ſeinen ſchäumenden Wellen eine Frau, die ihr Kind in den Armen feſthielt, fort, und warf ſie tief in die Fluthen. Sie faßte, indem ſie fortgeriſſen ward, ein Brett, hielt mit der andern Hand ihr Kind, und ſo vereint warf das Meer ſie wieder aus. Beide blieben in der ſchrecklichſten Betäubung bis zum folgenden Morgen liegen, als ſie der Mann, weit von ſeinem Hauſe entfernt, in tiefem Kothe liegend, wieder fand. Der Sorge für ihr Kind erinnerte ſie ſich noch ganz genau, aber vom Ausſpeien des Meeres und von ihrer nachmaligen Lage bis zu dem Augenblicke, da ihr Mann ſie wieder fand, wußte ſie nichts.

Noch ein ſonderbarer Fall einer faſt unglaublichen Errettung iſt folgender. Drei Männer giengen, nicht weit von einander, auf einer Ebene, als auf einmal die Erde erbebte. Zwei davon flohen und entgiengen dem Tode; der dritte aber, der ſeine Flinte, mit der er bewaffnet war, nicht zurücklaſſen wollte, konnte nicht ſo ſchnell fliehen; ein großer Erdſchlund öffnete ſich zu ſeinen Füßen, und er ſtürzte hinein. Ein anderer Erdſtoß warf ihn wieder in die Höhe, und ſchleuderte ihn tief in einen Sumpf. Noch verließ ihn ſeine Kraft nicht, und er kämpfte lange vergebens, ſich aus demſelben herauszureiſſen, endlich aber rettete ihn ein neues Beben der Erde, und warf ihn halbtod an den Rad eines neugeöffneten Schlundes. So entkam er noch glücklich, und fand nach acht Tagen am Ufer

des Caridifluſſes, der ſein Bette gänzlich geändert hatte, ſeine Flinte wieder.

Eine Bemerkung, die man faſt durchgängig an den nach dieſem Erdbeben ausgegrabenen Menſchenkörpern gemacht hat, iſt, daß ihre letzte Stellung im Augenblick des Todes, beim männlichen Geſchlecht die Anſtrengung aller Muſkeln zum Widerſtand, beim weiblichen hingegen Ausdruck der größten Verzweiflung war; letztere fand man meiſt mit übern Kopf geſchlagenen Händen. Ein angeſehener Mann aus Pizzo fand unter den Ruinen einen ſeiner Freunde auf die Kniee niedergeſtürzt, ſich über ſein Kind beugend, das er in der linken Hand hielt, und ſeinen rechten Arm zum Aufhalten den Ruinen ausgeſtreckt, zu denen er aufblickte. — In Scido lebte ein Mann mit ſeiner Frau in froher Ehe; ein Mädchen war die Frucht ihrer Liebe und der einzige Gegenſtand ihrer Vorſorge. Die ganze Natur war ſchon im Aufruhr, und jeder Augenblick drohte ihnen Tod und Untergang, als ſie in der größten Verzweiflung ſich feſt umſchlungen, zwiſchen ſich ihr Kind, um es zu ſchützen, legten, und ſo den Willen des Himmels erwarteten. Nun ſtürzte ihr Haus, ein ſchwerer Balken fiel auf ſie herab, und tödtete ſie beide, aber trennte ſie nicht. Einige Tage hernach räumte man den Schutt auf, fand beide todt, aber das Mädchen ward glücklich erhalten.

Verſchiedene lebende Geſchöpfe hatten eine Vorempfindung des ihnen drohenden Unglücks. Eine ſiebenzig jährige Frau ſah, eine Nacht zuvor, im Schlafe alle Schrecken des kommenden Tagen, und ward dadurch ſo erſchüttert, daß ſie mit einem heftigen Klaggeſchrei

erwachte, und ihren Kindern eine genaue Beſchreibung der im Traume geſehenen Revolution gab, die auch den Tag darauf erfolgte. Weit ſtärker als bei den Menſchen, waren die Vorgefühle der kommenden Schrecken bei den Thieren. Die Fiſche im Meer ſchienen kurz vorher, und während der ganzen traurigen Periode, wie in einem Taumel zu leben, eilten häufiger als ſonſt in die Netze der Fiſcher, und büßten ihre Vorempfindung durch einen früheren Tod. Die Vögel durchkreuzten ſchreiend die Luft, und auch ſie ſchienen weniger ſchlau den Fallſtricken den Menſchen entgehen zu können. Eben dieſe Unruhe bemerkte man an Gänſen, Hühnern ꝛc. ꝛc. Unter den vierfüßigen Thieren wirkte dieß Vorgefühl am früheſten und heftigſten auf Hunde und Eſel; ſie liefen mit wildem ſtarrem Blicke furchtſam umher, und füllten mit ſchrecklichem Geheul und Geſchrei die Luft. Pferde, Ochſen und andere Thiere zitterten am ganzen Körper, ſtampften wiehernd und brüllend den Boden, ſpitzten die Ohren, und ihr Auge rollte ſtarr und argwöhniſch umher. Die Kazzen krümmten ſich, ihr Haar fieng an ſtarr wie Borſten empor zu ſtehen, ihre Augen wurden blutig und ſie fiengen ein ſchreckliches Klaggeſchrei an. So vorbedeutend fiel kurz vor der Revolution ſelbſt ein ſchwüler Regen vom Himmel, die Winde heulten, das Meer tobte, der Donner im Innern der Erde rollte, das Land erbebte, ganze Diſtrikte riſſen ſich aus der Grundveſte, Seen und Flüſſe bildeten ſich, wo vorher Steine waren, die Häuſer ſtürzten ein, und mehr als vierzig tauſend Menſchen wurden ein Raub des ſchrecklichſten Todes.

IV.

Aus kriegeriſchen Ereigniſſen.

Die Huſſiten vor Naumbung.

In einem Jahrhundert, wo Unwiſſenheit und Aberglaube mit furchtbarer Gewalt herrſchten, wo des Chriſtenthums beſeligende Wahrheiten immer mehr verunſtaltet wurden, und die Geiſtlichkeit den ärgerlichſten Wandel führte, trat in Böhmens Hauptſtadt Prag ein Mann auf, der mit edler Freimüthigkeit ſeine Stimme gegen viele herſchende Greuel erhob. Johann Huß iſt ſein Name. Beredt und einleuchtend rügte er die Gebrechen der Kirche, bekämpfte mehrere in den katholiſchen Glauben aufgenommene Sätze, und eiferte gegen die große Gewalt des Pabſts, gegen die Habſucht, Schwelgerey und Ausſchweifungen der Geiſtlichkeit. Die Unbeſcholtenheit ſeinen eigenen Lebens, die Reinheit ſeiner Sitten und ſein herzliches Wohlwollen gegen Jedermann, trugen nicht wenig dazu bei, ſeinen Lehren Eingang zu verſchaffen. Die Kirche, an der er als Prediger angeſtellt war, wurde von Tauſenden beſucht; ſeine Schriften, in denen er ſeine Meinungen vortrug, fanden großen Beifall, und die Bibel, die er in's Böhmiſche überſetzte, wurde häufig geleſen.

Als der Pabſt von dieſen, ſeinem Anſehen ſo gefährlichen Neuerungen Nachricht erhielt, ſchleuderte

er gegen Huſſen den Kirchenbann, und als 1414. zu Coſtnitz, oder Conſtanz am Bodenſee, eine große Kirchenverſammlung gehalten wurde, berief er ihn dahin. Huß weigerte ſich nicht zu kommen, denn er dachte, vor einer ſo ehrwürdigen Verſammlung, die ja eigentlich zuſammen kam, die Gebrechen der Kirche zu heilen, und dem Verfall der Religion vorzubeugen, da könne er ſich mit unverzagterem Gemüth ſtellen, als in Rom, wohin er früher ſchon vorgefordert worden war. Der Kaiſer Sigismund gab ihm überdieß einen kaiſerlichen Geleitsbrief, in welchem er ihm Schutz und ſichere Rückkehr verſprach.

Huß erwartete, als er nach Coſtnitz reiste, eine Unterſuchung ſeiner ſogenannten neuen Lehren. Allein der blinde Rechtglaube unterſucht nie, ſelbſt dann nicht, wenn ſein zeitlicher Vortheil auſſer dem Spiele iſt. Widerrufe, donnert er, oder ſtirb qualvollen Todes. Schon bei ſeinem Eintritte in Coſtnitz wurde Huß in Verhaft genommen. Die Väter der Verſammlung entſchuldigten ſich damit, daß man nicht verbunden ſey, einem Ketzer Treue und Glauben zu halten. Man verlangte von ihm Widerruf; allein er erklärte, vieles, was man ihm zur Laſt lege, habe die Bosheit erſonnen; eher aber könne er das Uebrige nicht widerrufen, bis man ihn durch Vernunftgründe und durch die Schrift widerlege. Dazu aber ließ es die ihn überſchreiende Parthei nicht kommen, nicht bedenkend, daß der der Rache

und des Mitleids gewiß ſey, gegen den der Feind des Rechts und der Wahrheit in blinder Tollheit verfahre. Die Folge bewies es. Huß wurde ohne Erbarmen, nachdem er lange in einem ſchrecklichen Kerker geſchmachtet hatte, der weltlichen Gerichtsbarkeit, und durch dieſe dem Feuertode überantwortet. Das Urtheil wurde vollzogen am ſechsten Julius 1415. Mit rührender Geiſtesruhe beſtieg er den Holzſtoß. Seine Feinde ſchrieen: „Uebergebt ſeine Seele dem Teufel!" er aber verſetzte: „Und ich übergebe meine Seele in die Hand meines Gottes und Heilandes." In der Flammengluth erhob er ſeinen Blick gegen den Himmel, erduldete mit hohem Heldenſinne die gräßliche Pein, und verließ betend die qualvolle Welt.

Huß war nun zwar vertilgt, aber nicht die angebrochene Morgenröthe der Vernunft, die vom fernen Himmel ihren Schimmer auf die zum Theil erwachende Menſchheit herabwarf. Mehrere brave Männer traten in Huſſens Fußſtapfen, und verbreiteten deſſen Lehren. Am eifrigſten hierin bewies ſich Huſſens treuer Freund, Hieronymus von Prag. Dieſer eilte ſogar nach Coſtnitz, um wo möglich ſeinen Freund zu retten, wurde aber ebenfalls ein Märtyrer von Huſſens Lehren. Man warf ihn ins Gefängniß, und opferte ihn, am dreiſſigſten Mai 1416., an eben dem Orte, wo Huß die Richtigkeit ſeiner Lehre mit dem Tode beſiegelte, dem Feuer.

Als die Kunde von dieſen Greueln, die in Coſtnitz verübt wurden, nach Böhmen drang, geriethen alle Gemüther in die heftigſte Bewegung. Viele tauſend Menſchen verſammelten ſich auf einem Berge, bauten dort eine Bergſtadt, Tabor mit Namen, ließen ſich Huſſitiſch predigen, und verbanden ſich mit einander gegen jeden, der es wagen würde, ihnen Hinderniſſe in den Weg zu legen. Alle haßten die Teutſchen, von denen ſie glaubten, daß ſie an Huſſens Hinrichtung Schuld ſeyen; alle kamen darin überein, daß ſie ſeinen Tod empfindlich rächen müßten. Es kam zwar nicht ſogleich zum Kriege, dagegen aber kühlten ſie ihre Rache an manchem einzelnen Katholiken, beſonders an den katholiſchen Prieſtern. Sie ermordeten, oder verbrannten alle diejenigen, welche ihnen im Wege ſtanden. Einige Magiſtratsperſonen von Prag, die ihren Ausſchweifungen Einhalt thun wollten, ſtürzten ſie zum Fenſter des Rathhauſes herab, und der unten ſtehende raſende Pöbel fieng ſie mit Spieſſen auf, und ermordete ſie.

An der Spitze der Huſſiten ſtand ein überaus tapferer, und zugleich barbariſcher Mann: Johann von Troczmar, wegen des Verluſtes eines ſeiner Augen Ziska genannt. Von der Menge abgöttiſch verehrt, bemächtigte er ſich der ganzen Stadt Prag, zog von da nach Pilſen, und bezeichnete ſeinen Weg durch fürchterliche Verwüſtung.

Zum Unglück hatte Kaiſer Siegmund, als dieß in Böhmen vorgieng, mit den Ungarn und Türken zu thun, und konnte daher keine nachdrücklichen Maaßregeln ergreifen, um die auflodernde Kriegsflamme zu löſchen. Seine Ankunft zu Brünn, wo er 1419. einen Landtag hielt, ſchien zwar die Gemüther zu beſänftigen, und fernern Unordnungen vorzubeugen. Als er aber bald darauf die den Huſſiten günſtigen Beamten abſetzen, mehrere Aufrührer aus dieſer Sekte hinrichten und die Kreuzbulle gegen ſie predigen ließ, wurden ſie auf's neue in Wuth gebracht, und errichteten ein Bündniß unter ſich, worin ſie ſich anheiſchig machten, ſich gegen einen jeden Gegner bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Siegmund ſetzte ihnen ohne Verzug eine anſehnliche Armee entgegen, wovon die vornehmſten Fürſten Teutſchlands mit ihren Leuten einen beträchtlichen Theil ausmachten; allein mit aller dieſer Mannſchaft konnte er nicht den geringſten Vortheil über Männer erhalten, welche von Haß gegen die Teutſchen, und vom Religionsfanatiſmus entflammt waren.

Ein ſechzehnjähriger Vernichtungskrieg war die Folge der grauſamen Hinrichtung Huſſens, und der unüberlegten Schritte Kaiſer Siegmunds. Keine Art von Barbarey läßt ſich erdenken, welche nicht von beiden Seiten, an Schuldigen und Schuldloſen, wäre verübt worden. Man brannte alle Ortſchaften nieder, die Widerſtand thaten; kein Alter,

kein Geſchlecht ward verſchont. Man ſah Kriegsgefangene in gepichten Fäſſern auf den Wällen ſtatt Fackeln, lodern; fünf und achtzig Menſchen wurden auf einmal, in einem Gebäude eingeſperrt, aufgebrannt. In der Stadt Comotau wurden drittehalb tauſend erſchlagen, weil ſie auf die Huſſiten geſchimpft hatten. Das weibliche Geſchlecht wetteiferte mit dem männlichen an Grauſamkeit, und mordete mit einer nie geſehenen Wuth und Barbarey. Uebermüthig über ihre Siege, und ergrimmt über die Hülfe, welche die teutſchen Fürſten dem Kaiſer leiſteten, unternahmen die Huſſiten die heftigſten Einfälle in Meiſſen, Sachſen, Brandenburg, Franken, Baiern und Oeſterreich, und verheerten dieſe Länder zum Theil auf eine ſchauderhafte Weiſe.

Siegmund unternahm ſechs Feldzüge, um der Wuth des Krieges zu ſteuren. Aber die Huſſiten, unerachtet ſie frühe in Partheyen zerfielen, welche auf einander gar unſanft zuſchlugen, und in den erſten Feldzügen mit Dreſchflegeln, Keulen und Miſtgabeln fochten, behielten entſchiedene Oberhand. Die Schwärmerei hatte ſie wild, die Wildheit unüberwindlich gemacht. Sie hatten über hundert Städte, Schlöſſer und Feſtungen eingenommen und verwüſtet. Ziska's Gegenwart, ſelbſt dann noch, als er auf beiden Augen blind war, entſchied den Sieg. Nach dem Tode dieſes großen Anführers, im October 1424., führte ſein Vetter Procopius,

der Geſchorne genannt, weil er vorher Prieſter geweſen war, den Oberbefehl mit gleichem Glück. Unter ſeinem Kommando fielen noch im Jahre 1432., im Monat April, mehr als ſechzig tauſend Mann in Meiſſen ein. Ein Theil davon zog ſich nach der Mark Brandenburg, der andere aber marſchirte, vierzig tauſend Mann ſtark, unter der Anführung des Procopius, nach Altenburg zu, und ſetzte ſich bei dem Dorfe Münze feſt. Hier erwarteten ſie die gegen ſie anrückenden Teutſchen. Kaum waren dieſe angekommen, als ſie von den Huſſiten mit der grimmigſten Wuth angegriffen, und in kurzer Zeit in die Flucht geſchlagen wurden. Altenburg wurde gleich darauf von ihnen abgebrannt.

Die Sieger zogen nun, verheerend und plündernd, bei Zeiz vorbei gegen Naumburg. Alle Einwohner der benachbarten Städte und Dörfer hatten die Flucht ergriffen. In Zeiz waren, auſſer dem beſetzten biſchöflichen Schloſſe, kaum noch zwanzig Menſchen zurückgeblieben. Naumburg hingegen, das damals für eine ziemliche Feſtung gelten konnte, beſchloß, nicht wie andere Städte zu weichen, ſondern ſich tapfer zu wehren. Man machte die beſten Anſtalten zur Vertheidigung, ließ Pechſpritzen aus Magdeburg holen, und einer flöste dem andern Muth ein.

Als Procopius mit ſeinem Heere ſich der Stadt näherte, ſandte er zwei gefangene Bauern in

dieſelbe mit einem Zettel, der wörtlich ſo lautete: „Die zu Naumburgk, ſoll wegen tuas tyrannitas constantiae, erga nostrum sanctum Joannem Hussium, und aller ausgegräſeten injustitia tui Episcopi keine Gnade zu komme und angedeihe.“ Die Naumburger ſchickten zwar ein demüthiges Bitt- und Entſchuldigungsſchreiben an den Procopius, erhielten aber die Antwort, daß ſie gleich andern mit Feuer und Schwerdt vertilgt werden ſollten.

Damals lebte in Naumburg ein Schloſſer, Namens Wilhelm Wolf, der wegen ſeiner luſtigen Einfälle bei jedermann wohlgelitten war. Dieſer verwaltete gerade das Amt eines Viertelsmeiſters. Vermöge dieſes Amts glaubte er verpflichtet zu ſeyn, zur Rettung ſeiner Vaterſtadt das Seinige beizutragen. Er that deswegen den Vorſchlag: Die Eltern ſollten des folgenden Tages ihre Kinder in das feindliche Lager ſchicken, um daſelbſt, vor dem Zelte des Heerführers, einen Fußfall zu thun, und thränend um Gnade und Schonung zu bitten; vielleicht regiere Gott deſſen Herz. Könnten ſie den Kindern, die nicht über vierzehn und nicht unter ſieben Jahr ſeyn ſollten, weiſſe Hembden anziehen, ſo würde es einen deſto größeren Eindruck machen. Um zu dieſer Proceſſion Zeit zu gewinnen, gieng Wolf ſelbſt in's feindliche Lager, und bat um einen halben Tag Aufſchub. Er kam mit einem Zettel von Proco-

pius zurück, auf dem ſtand: „Dir iſt bis Morgen um dieſe Zeit Bedenk gebt.“

Alle Kinder des genannten Alters mußten um ein Uhr vor dem Rathhauſe erſcheinen; es waren 238 Knaben und 321 Mädchen. Zweihundert Büchſenſchützen mußten vor dem Thore halten und die Kinder vorbei laſſen, damit ſie deſto beherzter giengen, denn viele Kinder weinten und wollten nicht fort; die Schützen ſollten auf ihrem Poſten bleiben, bis man ſähe, wie es abliefe. Den Kindern hatte man eingeprägt: Sobald ſie in's Lager kämen, ſollten ſie ein jämmerliches Geſchrei erheben, weinen, die Hände gen Himmel halten, niederfallen und mit kläglichen Geberden rufen: „Gnade! Gnade!“ Damit ſollten ſie ſo lange anhalten, bis man ſich ihrer erbarmte. Würden aber die Feinde grauſam ſeyn, dann ſollten ſie ihre langen weiſſen Sterbekappen aufmachen, ihre Hälslein hinhalten, und ſich willig umbringen laſſen.

In der Stadt erhoben inzwiſchen die Mütter ein verzweiflungsvolles Jammergeſchrei. Sie waren nicht zurückzuhalten, ſondern giengen vor die Stadt bis an den Ort, wo ſie ihre Kinder ſehen konnten. Dieſe gelangten unaufgehalten in's Lager, und wurden von einigen Officieren vor das Zelt des Anführers begleitet. Procopius ſtand mit vielen andern vor demſelben, und wußte anfangs nicht, was es bedeuten ſollte. Als aber die Kinder jäm=

merlich zu ſchreien und zu weinen anfiengen, auf die Kniee fielen und „Gnade! Gnade!“ riefen, ward er betroffen, und befahl ihnen, ſtille zu ſeyn und aufzuſtehen. Er hielt ſogleich einen Kriegsrath, kam nach einer halben Stunde wieder aus ſeinem Zelte, und verſicherte den weinenden Kindern, es ſollte ihnen kein Leid widerfahren. Dann ließ er die in ſeinem Lager befindlichen Muſikanten kommen, und den Kindern zum Tanze vorſpielen. Dieſe waren aber zu furchtſam, als daß ſie hätten geneigt ſeyn ſollen, ſich zu beluſtigen. Inzwiſchen ließ Procopius Wein, Kirſchen, Birnen und andere Erfriſchungen bringen, und den Kindern reichen. Dadurch wurden ſie heiter, und allmählich verſchwand alle Furcht. Procopius ließ ſich, und den andern Befehlshabern, Seſſel bringen, und ſetzten ſich mitten unter die Kinder, die nun ganz fröhlich um ihn herumſprangen, tanzten, ſpielten und ſangen.

Abends um ſieben Uhr ließ Procopius die Kinder wieder fort, befahl ihnen ſtille nach der Stadt zu ziehen, und am Thore zu rufen: „Victoria Hussiata!“ Den Bürgern ſollten ſie ſagen, die Stadt hätte Gnade, er wolle Naumburg kein Huhn nehmen laſſen, und Morgen werde von ſeiner Armee kein Mann mehr da ſeyn. Er hielt Wort, brannte um ein Uhr des Nachts ſein Lager ab, und um drei Uhr des Morgens war kein Feind mehr in der Nähe.

Die Freude über dieſen glücklichen Einfall des Viertelsmeiſters **Wolf** war ſo groß, daß ihm eine Verehrung von zweihundert meißniſchen Gulden zuerkannt wurde, und daß man beſchloß, alljährlich den acht und zwanzigſten Julius feſtlich zu begehen. Zum ewigen Andenken ſollten die Kinder an den Ort des Lagers hinziehen, und mit Obſt, Bier und Wein erfriſcht werden. Den andern Tag ſollten ſie auf ein nahes Schotenfeld gehen, das ihnen zum abpflücken preis gegeben wurde. Der Ort, wo die Mütter ſo viele Thränen um ihre Kinder vergoſſen, ſollte ewig nicht beſäet, ſondern ein freier grüner Platz bleiben, und der Frauenplan genannt werden. Die Kinder bekamen die Erlaubniß, mit klingendem Spiel ihren Aus- und Einzug zu halten, und, einen grünen Zweig in der Hand ſchwingend, beim Einzuge zu rufen: „Victoria Huſsiata." Bis auf unſere Tage wird dieſes Kinderfeſt, mit angemeſſenen Abänderungen, in Naumburg gefeiert *).

Da man mit aller Anſtrengung nicht vermochte, die Huſſiten zu unterdrücken, ſo mußte man ihnen

---

*) Dieß geſchah noch im Jahr 1820. am dreiſſigſten Julius. Noch lebt in Naumburg die Familie **Niedrer**, aus welcher ein Mädchen die Anrede an den Huſſitengeneral **Procopius** hielt; auch ein Nachkomme des Schloſſermeiſters **Wolf**, der die Kinder führte, iſt jetzt Prediger an der dortigen Domkirche.

endlich, nach ſechzehn greuelvollen Jahren, bewilligen, worüber der Krieg zuerſt angegangen war. Auf einer Kirchenverſammlung zu Baſel wurde ihnen im Auguſt 1434. der Gebrauch des Abendmahls unter beiderlei Geſtalt, freie, ungehinderte Predigt des göttlichen Worts, nebſt verſchiedenen andern Punkten, zugeſtanden.

Die Belagerung von Negroponte.

Im Jahr 1470.

Als der türkiſche Großherr Muhamed der Zweite die Hauptſtadt des kaiſerlich morgenländiſchen Reichs, Konſtantinopel, eingenommen, und den orientaliſchen Kaiſerthron geſtürzt hatte, grif er im Jahr 1470. die im ägäiſchen Meere oder im Archipelagus liegende Inſel Negroponte (Euripo oder Egrippo), die der Republik Venedig gehörte, an. Er belagerte die Hauptſtadt dieſer Inſel, die denſelben Namen führte.

Ein tapferer Mann, Heinrici, war von dem venetianiſchen Freiſtaat zum Kommandanten der Stadt ernannt worden, und er bot alle ſeine Kräfte auf, um den Platz zu behaupten. Sein theuerſtes Kleinod war ſeine einzige Tochter Katharine, ein

Mädchen von zwanzig Jahren, geſchmückt mit allen Reitzen der Schönheit, gutmüthig und tugendſam. Die Natur hatte ſie überdieß mit dem herrlichſten Verſtande ausgeſtattet; kein Wunder, daß ſie von Allen geliebt wurde, die ſie kannten. Ihr Vater wollte ſie an einen jungen Venetianer, Namens Vigrelli, verheurathen, und die Hochzeit ſollte demnächſt gefeiert werden, als Muhamed die Stadt einſchloß. Um einem drohenden Mangel an Lebensmitteln auszuweichen, wünſchte der Kommandant, die alten, zur Vertheidigung untanglichen Leute aus der Stadt zu ſchaffen; allein ehe man dieſe harte Maaßregel nehmen konnte, geſchahen ſchon die heftigſten Angriffe von der See- und Landſeite. Kaum waren vierzehn Tage verfloſſen, ſo mußte das Brod bereits nach einem beſtimmten Maaße ausgetheilt werden. Die Angegriffenen vertheidigten ſich zwar mit auſſerordentlicher Tapferkeit, und behaupteten lange die Auſſenwerke. Allein endlich wurde der Sultan, der täglich die ſtürmenden Angriffe wiederholte, Meiſter derſelben. Seine Erbitterung gegen Heinrici war dabei nicht gering, da ihm die vielen Ausfälle deſſelben beinahe zehn tauſend Mann gekoſtet hatten. Bei einem Sturme, den er ſelbſt an der Spitze von zwanzig tauſend Mann anführte, fand er nicht nur die tapferſte Gegenwehr, ſondern wurde auch zurückgeſchlagen, und büßte faſt alle ſeine Janitſcharen ein,

Wüthend über dieſe Schmach befahl er, am folgenden Tage wieder zu ſtürmen.

Die Belagerten waren durch die wiederholten Anfälle ihrer Feinde ebenfalls ſehr geſchwächt worden, und es hatte das Anſehen, als ob ſie einen neuen Sturm nicht würden aushalten können. Dieß brachte des Kommandanten Tochter auf die Gedanken, daß das weibliche Geſchlecht, weil das männliche ſo ſehr ſchon ſein Blut für's Vaterland hingeopfert hätte, auch wohl etwas wagen könne. Deswegen wandte ſie ſich an alle weibliche Einwohner von Negroponte mit der ermunternden Vorſtellung, daß es doch beſſer wäre, ſich auf eine muthvolle Art aufzuopfern, als den Barbaren lebendig in die Hände zu fallen. Sie gab ihren Ermunterungen durch eigenes Beiſpiel Leben und Stärke, indem ſie zu den Waffen grif, und ſich an die Spitze ſtellte. Diejenigen, welche nicht allzufurchtſam waren, folgten ihr. Sie begaben ſich an den Ort, wo die Feinde eine Oeffnung gemacht hatten, und unterſtützten die Soldaten bei dem nächſten Sturme ſo nachdrucksvoll, indem ſie ganze Keſſel voll ſiedend Oel, Pech und Waſſer auf die Türken herabgoſſen, daß dieſe abermals abgetrieben wurden.

Ein ſo hartnäckiger Widerſtand machte zwar den Sultan beſtürzt, verhärtete aber zugleich ſein Gemüth. Bei anbrechendem Tage ließ er einen dritten Sturm mit 30,000 Mann vornehmen, welche in die

Stadt eindrangen und ſie eroberten. Sie fanden dieſelbe aber verlaſſen, weil ſich die Beſatzung mit den Einwohnern in's Schloß geworfen hatte. Muhamed ließ indeſſen ſogleich die Leitern an's Schloß legen, und nach einem zweiſtündigen Widerſtande ſah er ſich in dem Beſitz deſſelben. Katharine befand ſich zwiſchen ihrem Vater und ihrem Verlobten Vigrelli, als die Türken das Schloß einnahmen; der letztere ward an ihrer Seite getödtet. Dieſem Schickſale wäre auch ihr Vater nicht entgangen, wenn ſie nicht einen Säbelhieb, den ein Türke ihm verſetzen wollte, abgewendet hätte. Beide wurden gefangen genommen und zum Baſſa von Adrianopel geſchleppt; die übrigen Chriſten ſtarben größtentheils unter dem Schwerdte der grauſamen Sieger.

Der Baſſa glaubte, daß er den Kommandanten und ſeine Tochter dem Sultan vorſtellen müßte; daher führte er beide in das Zelt deſſelben. Kaum hatte Muhamed das reitzende Mädchen erblickt, als ihre Schönheit den Zorn über den hartnäckigen Widerſtand ihres Vaters entwaffnete. Er ſprach freundlich, und entließ beide mit ſichtbaren Zeichen des Wohlwollens. Tags darauf ließ er die Schöne abermals zu ſich kommen, bat ſie, dem Chriſtenthume zu entſagen, und verſprach ihr und ihrem Vater das glänzendſte Loos, falls ſie ihm die Hand geben wollte. Namentlich ſagte er zu ihr, daß ſie ſeine Gemahlin

und Kaiſerin werden ſollte. Alles, was er vermochte, wandte er an, ſie zu verführen. Allein ſie erklärte ihm geradezu, daß ſie lieber ſterben, als ſeine Anträge annehmen wolle. Er ließ auf ſeine Verſprechungen — Drohungen folgen; aber auch mit dieſen richtete er nichts aus. Unmuthig über dieſen Widerſtand, aber nicht geheilt von ſeiner Leidenſchaft, befahl er dem Baſſa, die Gefangenen nach Konſtantinopel zu bringen, und baute auf deſſen Verſprechen, den Widerſtand der Schönen zu beſiegen.

Als die Gefangenen in Konſtantinopel angekommen waren, hoffte der Baſſa, Katharinen durch Härte zu entwaffnen, und ließ ſie deswegen mit ihrem Vater in ein enges Gefängniß werfen. Allein Beider Standhaftigkeit blieb unerſchütterlich. Wie der Großherr die übrigen negropontiſchen Städte erobert hatte, und darauf nach Konſtantinopel zurückkehrte, wollte der Baſſa das äuſſerſte verſuchen, um dem Widerſtreben ein Ende zu machen. Er ließ Heinrici und Katharinen vor ſich kommen. Anfangs ſprach er freundlich mit ihnen; da aber ſeine Vorſtellungen kein Gehör fanden, zog er ſeinen Säbel, und drohte dem Vater augenblicklichen Tod, wenn ſich die Tochter nicht entſchlöſſe, dem Sultan zu gehorchen. Sie erſchrack; Furcht und Schmerz preßten ihr zum erſtenmal Thränen aus. Allein ihr Vater beruhigte ſie mit den Worten: „Laß mich ſterben, und bewahre deine Unſchuld und deinen Glauben.“

Aufgerichtet durch dieſe Worte, fiel ſie dem Baſſa zu Füßen, und bat ihn, ſie zu tödten, dagegen ihrem Vater das Leben zu ſchenken. Allein dieſer, durch ſo viel Widerſtreben auſſer ſich gebracht, gieng auf Heinrici los, um den Schwerdtſtreich zu vollbringen. Katharine ſprang dazwiſchen, und grif den Baſſa beim Leibe. Dieſer zog, um ſich von ihr loszumachen, ſeinen Dolch und verſetzte ihr mit demſelben verſchiedene Stiche. Sie fiel todt zu den Füßen ihres Vaters nieder, der von den Trabanten des Baſſa, die ſich bei ihm befanden, mit vielen Wunden ermordet wurde. So opferten beide mit hoher Seele, für Glauben und Unſchuld, ihr Leben auf.

Muhamed erhielt von dieſem tragiſchen Vorfalle, ſogleich nach ſeiner Ankunft in Konſtantinopel, Nachricht. Der Baſſa fiel ihm zu Füßen, und ſuchte ſich wegen der bewieſenen Grauſamkeit zu entſchuldigen. Allein der Sultan wollte ihn nicht anhören. Ueber Katharinens Tod war er ganz auſſer ſich, und noch an demſelben Tage ließ er den Baſſa wegen ſeiner Grauſamkeit ſpießen.

Ein Ritterkampf,

zwiſchen dem Herzog Chriſtoph von Baiern und dem Grafen von Lublin.

(Aus Fuggers Ehrenſpiegel).

Anno 1475. iſt Kaiſer Friedrich mit ſeinem Sohne Marimilian gen Landshut, auf Herzog Georgens von Baiern des Reichen, welcher König Caſimirs von Polen Tochter, Hedwig genannt, ehelich vermählet, Hochzeit geritten. Auf dieſer Hochzeit ſind faſt viel Chur- und Fürſten, Grafen und Herren erſchienen, und iſt an aller Köſtlichkeit ein Ueberfluß vorhanden geweſen. Nun war mit dem königlichen Fräulein der Braut, ein polniſcher Graf von Lublin, welcher von Perſon mehr dann natürlich anzuſehen, groß und ſtark war, auf die Hochzeit gen Landshut kommen, der führte ſeiner Frau Königin zu ehren und gefallen einen herrlichen Stand. Sein Roß, ſo er ritt, war ein großer und ſtarker Wallach, der war mit ſilbernen Hufeiſen beſchlagen, und war ſonſt ein ſtolzer hochmüthiger Herr.

Als dieſer Polak der Teutſchen Turnieren, Rennen und Geſtech erſehen, hat er nicht viel darauf gehalten, ſondern des verachtet und ein Kinderſpiel genennet, auch allen Fürſten und Grafen, ſo auf

dieſer Hochzeit geweſen, um tauſend Gulden ein ſcharf Rennen zu thun, ausgeboten. Und dieweil der polniſche Graf ſo groß und ſtark war, hat ihn keiner beſtehen wollen, welches Herzog Georgen, den Bräutigam, faſt bemühet, und hat er Kaiſer Friedrichen gebeten, daß Seine Majeſtät allen teutſchen Fürſten zu Ehren an Herzog Chriſtoffel von Baiern ſein kaiſerliches Begehren lege, und Seine Fürſtliche Gnaden, auf daß dem Polaken Genüge geſchehe, allergnädigſt vermöge, daß der ein Treffen mit ihm zu halten bewilligen wolle. Welches der Kaiſer angenommen, und Seine Fürſtlichen Gnaden auf ſolche Meinung angeſprochen und geſagt: „Lieber Herr Oheim und Fürſt Chriſtoffel, wir haben von Euer Fürſtlichen Gnaden Stärk und Mannheit faſt viel gehört, wie Ihr nämlich der mannlichſte Fürſt und zu den Turnieren und Rennen der geſchickteſte und beherzigſte; und dieweil ſolch gut Lob an allen Fürſtenhöfen erſchollen, und dieſer Polak einen ſo großen Uebermuth wider die teutſchen Fürſten ſo verächtlich treibt, wäre unſer gnädigſtes Begehren an Eure Lieb, daß Ihr der Teutſchen Ehr retten und erhalten, und ein fürſtlich Treffen mit ihm thun wollet, und wo Euer Fürſtlichen Gnaden dieſe ſeine ausgebottene tauſend Gulden gewinnen, ſoll Euch der Bräutigam heimlich noch tauſend Gulden dazu verehren, darum wir Euch gut ſagen wollen.“

Mit dieſem kaiſerlichen Begehren ward Herzog Chriſtoffel, der ſonſt von allen ſeinen Brüdern, wie auch von Herzog Georgen ſelbſt, nicht wohl angeſehen und ein Wagenhals genannt war, dermaſſen zu ſolcher Kühnheit bewegt, daß er Kaiſer Friedrichen vor allen teutſchen Fürſten wegen in die Hand gegriffen und Seiner Majeſtät zugeſagt, daß er, unangeſehen des Polaken Stärk und Größe, innerhalb zweien Tagen (doch ohne allen Vortheil) ein ritterliches Treffen mit ihm thun wolle, welches ſich der Kaiſer, ſein Sohn Marimilian und alle Fürſten von Baiern faſt erfreuet haben; das auch dem polniſchen Grafen angezeigt, und mit ihm dermaſſen abgeredt worden, daß ſolches Rennen durch ein freies Treffen ohn allen Vortheil von ihnen beiden um die tauſend Gulden, geſchehen ſoll, welches der Polak auch alſo angenommen und haben alle Fürſten auf dieſen Tag mit Verlangen gewartet.

Wie nun gemelter angeſetzter Tag erſchienen, ſind beide Scharfrenner auf die Bahn jeder mit den Seinen daher gezogen, und haben der Kaiſer ſamt Seiner Majeſtät Sohn und allen Fürſten, Grafen und Herren, desgleichen die königliche Braut, und andere Fürſten, Grafen und von Adel, ſamt ihrem Frauenzimmer mit Luſt zugeſehen. Herzog Chriſtoffel ritt auf einem ſtarken thädingen Schimmel, der ein rechter Ries war, welchen Seine Fürſtliche Gnaden oftermalen zu dem Rennen und Stechen

gebraucht hatte, in ſeinem Rennzeug daher. Desgleichen iſt der groß und ſtarke Polak auf einem ſtarken Wallachen und in ſeinem Rennzeug auch daher geritten, zu dem der Herzog in Latein geſagt, daß er, wie er auch ſelbſt thu, von dem Gaul abſtehen wolle, auf daß jedermann ſehen möge, daß ſolches Rennen aus freiem ritterlichen Gemüth ohne allen Vortheil beſtehen ſolle, und iſt damit ohne alle Hülfe in ſeinem Rennzeuge abgeſtiegen, ob welchem der polniſche Graf gar hart erſchrocken, auch ſich ſolches zu thun gewidert, auf Meinung, daß ſolches Abſtehen nicht von nöthen wäre. Dieweil aber Herzog Chriſtoffel heimlicher erfahren, daß er ſeine zwei Bündt hätte, haben Seine Fürſtliche Gnaden den Polaken abzuſtehen noch heftiger zu ermahnen angehalten, bis zuletzt der Polak aus Schaam vor dem Kaiſer, Fürſten und Frauenzimmer dahin getrieben worden, abzuſtehen, und hat er den Seinen befohlen, ihme ſeinen Bund aufzuſchneiden, welches auch alſo geſchehen, und iſt hiermit ein groſſer Spott über den polniſchen Grafen gangen. Nun der Polak ſteigt von ſeinem Wallachen, und geht zu dem Fürſten und beut ihm die Hand, und geloben einander, ein ritterlich Treffen zu leiſten.

Hierauf iſt Herzog Chriſtoffel zu ſeinem Rieſſen gegangen, hat ihm die eine Hand in den Sattelbogen gelegt, und ohne allem Vortheil ſich mit aller Rüſtung in den Sattel geſchwungen, welches

der Kaiſer auch der Polak und männiglich mit großer Verwunderung geſehen; dagegen der polniſche Graf mit Hülfe vieler ſeiner Knechte mit Mühe auf ſeinen Gaul gebracht worden, und iſt ihm, als er die Stärke und gebrauchte Vortheil Herzog Chriſtofels erſehen, auch ihm ſeine zwei Bündt, auf die er dieſes Rennen zu gewinnen großen Troſt gehabt, vor dem Kaiſer und den Fürſten öffentlich abgeſchnitten worden, aus Furcht und Schaam ſein männliches Herz und Gemüth entfallen, und hat doch das Rennen vollbringen müſſen.

Wie man nun ſonſt alles, was zu einer Beſichtigung der Stangen und Stechzeug gehörig, vollbracht hat, da haben ſie gegen einander eingelegt, und einen ſo ſtarken Ritt gegen einander gethan, daß ihre beiden Stangen zerbrochen und der polniſche Graf bei'n zweien Mannslängen weit hinter den Gaul geſtoſſen worden, aber Herzog Chriſtoffel frei, aufrecht und ritterlich beſeſſen iſt. Ob welchen mannlichen Treffen der Kaiſer, Seiner Majeſtät Sohn, auch alle Fürſten und Frauenzimmer faſt fröhlich worden, und Herzog Chriſtoffel den Dank ſamt den zwei tauſend Gulden, überkommen und erlangt.

Der Polak hat ſich dieſes Treffens nicht allein hart geſchämt, ſondern auch ſich deſſen in ſeinem Leib ſo hart und faſt beklagt, daß er zu Morgens aufgeſeſſen und hinweckgeritten, auch am dritten

Tage geſtorben iſt, und ſich vor ſeinem Tod zu dem oftermalen hören laſſen, es ſey der lebendige Teufel in dieſem langen ſchwarzen magern Fürſten geweſen, der hab ihm das Herz im Leibe entzwei geſtoſſen; denn ſolcher ſtarke Stoß in dieſem Fürſten ohne Hülf des Teufels nicht möglich zu thun geweſen ſey. Es hat aber dieſe fürſtliche Hochzeit bei vierzehn Tagen gewähret, und iſt männiglich mit Futter und Mahl freiumſonſt verehret worden.

Ein kaiſerlicher Ueberfall der Stadt Konſtanz, vereitelt durch den Patriotismus eines Bürgers.

Im Anfange des Krieges, den Kaiſer Karl der Fünfte gegen die Proteſtanten in Teutſchland führte, war Konſtanz am Bodenſee noch eine freie Reichsſtadt. Sie war der durch Luther ſo muthvoll begonnenen Religionsveränderung treu ergeben, und ſuchte deshalb in Augsburg bei dem Kaiſer, der jetzt mehr in der Geſtalt eines Feldherrn als des Reichsoberhauptes einen Reichstag daſelbſt hielt, um die Erlaubniß an, nach ihrer Ueberzeugung handeln zu dürfen.

Kaiſer Karl war den Proteſtanten ſehr abgeneigt, und wurde daher durch ein ſolches Begehren ſehr zum Unwillen gereizt. Schon lange hatte er Abſichten auf Konſtanz, um es mit ſeinen übrigen großen Beſitzungen zu vereinigen. Eine ſolche Widerſetzlichkeit dünkte ihm jetzt ein guter Vorwand, um ſich der Stadt zu bemächtigen. Der Feldherr Alphons Vive, der mit ſpaniſchen Völkern im Würtenbergiſchen lag, erhielt die nöthigen Aufträge, um mit guter Manier Konſtanz in Beſitz zu nehmen. Man berathſchlagte über die Art und Weiſe, und da man es für das angemeſſenſte hielt, Liſt mit Gewalt zu vereinigen, ſo wurde folgender Anſchlag erſonnen.

Zwei ſpaniſche Lanzenknechte, die der teutſchen Sprache mächtig waren, ſchlichen ſich einzeln in die Stadt, und kehrten in zwei verſchiedenen Wirthshäuſern ein, wo jeder ſich auf ſeine Weiſe gütlich that. Als ſie darauf durch die Straſſen wanderten, begegneten ſie einander wie von ohngefahr, und ſtellten ſich ſehr verwundert über dieſes unvermuthete Zuſammentreffen. Der eine fiel den andern mit heftigen Worten an, und behauptete gegen das zuſammengelaufene Volk, daß dieſer ihm eine anſehnliche Summe Geldes ſchuldig ſey. Zugleich gab er ſeine große Freude darüber zu erkennen, daß er endlich ſo glücklich wäre, ſeinen Schuldner, der ihn mit der Bezahlung ſo lange aufgeſchoben habe, zu erwiſchen.

Der angebliche Schuldner wurde vor Gericht gebracht, und die Sache anhängig gemacht. Kläger und Schuldner wußten es leicht ſo einzuleiten, daß dem Richter die Entſcheidung erſchwert, und der Streit in die Länge gezogen wurde. Während dieſer Zeit kundſchafteten die beiden Spanier die Lage und Stärke der Stadtmauern, ihre Zugänge, die Zahl der Bürgerſchaft und was ſonſt zu ihrem Zwecke diente, aus, und ehe man ſich's verſah, waren Kläger und Beklagter verſchwunden.

Bald darauf, an einem Montage, wo die Stadt ein beſonderes Feſt feierte, und daher die meiſten Bürger ſich in der Kirche befanden, begann die Ausführung des feindlichen Planes. In aller Stille rückten die Spanier gegen die Stadt an, und drangen unbemerkt bis an die Vorſtadt Petershauſen vor, die auf der andern Seite des Rheines liegt, aber durch eine Brücke mit der eigentlichen Stadt verbungen iſt. Plötzlich ſtürmten ſie in die Vorſtadt ein. Ungefähr zweihundert Bürger, die in dieſer Gegend wohnten, eilten mit ihren Waffen herbei, und thaten tapfern Widerſtand. Aber ſie mußten der Uebermacht weichen. Nur wenige kamen davon, die Meiſten fielen als Opfer für ihre Freiheit und Unabhängigkeit auf dem Wahlplatze. Jetzt ſtürmten die Spanier mit Macht auf die Rheinbrücke zu. Aber einige Bürger, die ſich aus dem blutigen Handgemenge noch gerettet hatten, machten, unterſtützt

von andern aus der Stadt, die in der Nähe der Brücke wohnten, und den Lärm gehört hatten, ihnen jeden Fußbreit ſtreitig. Es begann ein wüthender Kampf. Die geringe Breite der Brücke erlaubte nur Wenigen neben einander zu fechten; auf perſönliche Tapferkeit kam alles an. Ein Rückzug in die Mauern der Stadt war nicht möglich, weil durch Verrätherey die Fallgitter am Thore unbrauchbar gemacht worden waren. Aber auch hier zeigte es ſich, wie ſehr der von Patriotiſmus und Freiheitsliebe begeiſterte Krieger beſoldeten Streitern an ausdaurender Stärke überlegen iſt.

An der Spitze der Konſtanzer focht ein gemeiner Bürger, ein Wagner aus der Stadt, vom edelſten Patriotiſmus beſeelt. Lange hieng der Ausgang des Gefechts von ihm allein ab, und das Glück begünſtigte den Tapfern, daß keine der Wunden, die er erhielt, tödtlich war, oder nur ſeinen Arm lähmte. Endlich entſchloſſen ſich zwei der tapferſten Spanier, ihr Leben an dieſen kühnen Bürger, der mit ſo auſſerordentlicher Tapferkeit ihren ganzen Haufen aufhielt, zu wagen. Sie giengen mit vorgehaltenen Speeren herzhaft auf ihn los, und hinter ihnen drängten ſich ihre Kameraden nach.

Der entſcheidende Augenblick war nun gekommen, und nur eine ſeltene Entſchloſſenheit konnte die Gefahr abwenden. Dieſe bewies auch hier jener edle Bürger, der an der Spitze ſtand. Plötzlich

umfaßte er mit ſtarken nervigten Armen die beide Spanier, rief mit lauter Stimme Gott um Vergebung ſeiner Sünden an, und — ſtürzte ſich mit den beiden Feinden in den Rhein. Alle drei fanden ihren Tod in den Wellen. Die ſpaniſchen Soldaten ſtutzten bei dieſer auſſerordentlichen That, die Konſtanzer Bürger hingegen wurden durch dieſes große Beiſpiel von neuem zur Tapferkeit begeiſtert. Der Aufenthalt, den dieſes alles machte, geſtattete unterdeſſen ſämmtlichen Bürgern, die Waffen zu ergreifen, und ihren bedrängten Brüdern zu Hülfe zu eilen. Kaum hörten ſie von der heldenmüthigen Aufopferung ihres Mitbürgers für das Vaterland, als ſie, von edler Nacheifrung begeiſtert, wüthend auf die Feinde losſtürzten, und ſie zurücktrieben. Einer ſo überlegnen Tapferkeit waren die Spanier nicht gewachſen. Sie mußten ſich zurück ziehen, und ihr ganzes Unternehmen aufgeben.

Die Belagerung von Stralſund.

Im Jahre 1628.

Unter allen Helden, die im dreiſſigjährigen Kriege auftraten, hat keiner grauſamer gewirthſchaftet, keiner größere Verwüſtungen angerichtet, und des Elends der Völker weniger geachtet, als der kaiſer-

liche General Wallenſtein, der aus einem gemeinen böhmiſchen Edelmanne, vom Kaiſer Ferdinand dem Zweiten, zum Herzoge von Friedland und zum Generaliſſimus aller ſeiner Truppen erhoben worden war. An der Spitze eines ſelbſtgeworbenen Heeres von fünfzig tauſend Mann, das bald auf hundert tauſend und drüber anwuchs, durchzog er im Jahre 1625. ganz Teutſchland, ſetzte ſeinen verheerenden Zug in den folgenden Jahren bis an die Oſtſee fort, und behandelte nicht nur die Feinde ſeines Herrn, ſondern auch deſſen Freunde, mit einer nie geſehenen deſpotiſchen Willkühr. Allenthalben, wohin er ſich mit ſeinen Räuberhorden wandte, wurde gebrandſchatzt, geplündert, und alles aufgezehrt oder muthwillig verdorben. Der Frevel der Soldaten war ohne Maaß und Ziel, da ſie ungeſtraft thun konnten, was ſie wollten. Die beſte von den Landleuten ihnen aufgetiſchte Koſt war ihnen viel zu ſchlecht. Sie ſetzten ſich nicht, und rührten keine Speiſen an, wenn nicht jedesmal ein Thaler oder Gulden unter dem Teller lag. Waren ſie mit Speiſe und Trank geſättigt, dann fielen ſie mit viehiſcher Luſt über Weiber und Töchter her, und ſchändeten ſie vor den Augen der Männer und Väter. Wehe den Unglücklichen, die ſich zu widerſetzen wagten; ſie mußten dafür nicht ſelten mit dem Leben büßen, und die Wohnungen wurden den Flammen preis gegeben. Was nicht fortgeſchleppt werden konnte, ward ohne-

hin der Vernichtung beſtimmt. Kühe über den Haufen ſtechen, Saaten abbrennen, oder die Pferde hinein jagen; Thüren und Fenſter einſchlagen, war eine Hauptluſt.

Die Klagen der Unglücklichen fanden bei Wallenſtein kein Gehör. Er ſelbſt vermehrte vielmehr das allgemeine Elend durch ungeheure Brandſchatzungen, die er mit unerbittlicher Strenge eintrieb. Sein Aufwand war mehr als fürſtlich, ſeine Tafel die köſtlichſte, und in ſeiner ganzen Umgebung herrſchte eine nie geſehene Pracht.

Aus einer ſolchen Plünderungs- und Zerſtörungsſucht mußten ſich die ſchrecklichſten Folgen entwickeln. Viele Menſchen ſtarben vor Hunger. Brod wurde jetzt aus Eicheln, aus Hanfkörnern, aus Wurzeln und aus Erde gemacht. Die armen Leute verzehrten Träbern, Gras und Baumknospen; ſie ſcheuten ſich ſogar vor dem Fleiſche der Aeſer nicht, und wenn es ihnen daran fehlte, ſo gruben ſie, zur Stillung ihres gewaltigen Hungers, die Leichname aus. Die Eltern mordeten ihre Kinder; ein Bruder mordete den andern, und viele endigten ihr verzweiflungsvolles Leben ſelbſt. Vergebens flehten die teutſchen Fürſten den Kaiſer um Milderung des entſetzlichen Joches an, unter welchem das ganze Reich ſeufze; vergebens rieth ſelbſt der Kaiſer ſeinem Generale Mäßigung: dieſer General war ihm bereits

über den Kopf gewachſen. Wallenſtein hatte das Heer auf eigene Koſten geworben und ausgerüſtet, und konnte große Foderungen an die leeren kaiſerlichen Kaſſen machen. Da man ihn nicht befriedigen konnte, ſo mußte man ſich bequemen, ihn durch Land zu entſchädigen.

Wallenſtein wünſchte ſich Beſitzungen an der Oſtſee, weil er durch dieſelben zu einem eigenen Staate, mit dem ſich damals ſeine Phantaſie beſchäftigte, den Grund legen wollte. Zu dieſer Abſicht ſchien ihm das Land der Herzoge von Mecklenburg, die vom Kaiſer in die Acht erklärt worden waren, vortrefflich zu paſſen. Durch Unterſtützung der ihm ergebenen kaiſerlichen Miniſter brachte er es wirklich dahin, daß ihm Mecklenburg, als ein Unterpfand für ſeine Foderungen, eingeräumt wurde. Mit Betrübniß im Herzen huldigten ihm die mecklenburgiſchen Stände im April 1628. zu Güſtrow. Zugleich ward er vom Kaiſer zum Admiral über die Oſt- und Nordſee ernannt. Auf dieſen Titel baute nun Wallenſtein den Plan zu einer großen Seemacht. Er wollte, als Beſitzer der Häfen an der Oſtſee, die Holländer aus derſelben verdrängen, und mit Spanien eine Handelsverbindung errichten. Um dieſen ſtolzen Plan auszuführen, bedurfte er einer Seemacht. Er hoffte durch Unterhandlungen mit den Hanſeſtädten dazu zu gelangen; allein dieſe gaben ſeinem Anſinnen kein Gehör.

Zu den Hanſeſtädten gehörte auch die Stadt Stralſund, die unter dem Schutze des Herzogs von Pommern die wichtigſten Vorrechte genoß. Sowohl Natur als Kunſt bildeten die Stadt zur ſtarken Feſtung. Sie wird von der See ſo eingeſchloſſen, daß ſie mit dem feſten Lande blos durch Brücken zuſammenhängt. Auf dieſe Stadt richtete Wallenſtein vornämlich ſein Augenmerk. Sie ſchien ihm zur Behauptung der Herrſchaft in der Oſtſee unentbehrlich zu ſeyn, zumal da ſie mit Schiffen und Kriegsbedürfniſſen hinlänglich verſehen war, um ihn, nach ſeiner Meinung, in den Stand zu ſetzen, eine Landung in Dänemark zu unternehmen, und das ganze Königreich zu erobern. Er verlangte daher von der Stadt, ob ſie gleich an den bisherigen Kriegshändeln nicht den entfernteſten Antheil genommen hatte, eine kaiſerliche Beſatzung einzunehmen. In Vertrauen auf den feſten Zuſtand der Stadt, die ohne eine Flotte nicht erobert werden konnte, und unter Berufung auf ihre Privilegien, ſchlug der Magiſtrat das unbillige Anſinnen ab.

Wallenſtein war nicht gewohnt, ſich von der Ausführung ſeiner Entwürfe durch Hinderniſſe abſchrecken zu laſſen. Da aber eine Belagerung ſchwierig und weitausſehend war, ſo ſuchte er durch Liſt ſeinen Zweck zu erreichen. Der Oberſt Götz erſchien vor den Mauern der Stadt, und verlangte für ſeine Reiterei blos den Durchzug nach Rügen,

auf welcher Inſel die Kaiſerlichen ſchon ſeit dem vorigen Herbſt lagen. Dieſe Schlinge war aber zu ſichtbar, als daß die Stralſunder ſich in dieſelbe hätten verſtricken ſollen. Mit aller Höflichkeit verweigerten ſie den Marſch durch die Stadt, beſchenkten den Oberſten, gaben der Mannſchaft Bier und Wein, und führten ſie mit ihren Schiffen auf die Inſel. Da dieſer Plan mißlungen war, ſo kam der Oberſt Sparre nach Stralſund, und verlangte, daß für die Befreiung von der Einquartierung hundert und fünfzig tauſend Thaler bezahlt werden ſollten. Die Stralſunder waren nicht abgeneigt, die Befreiung von aller Einquartirung mit einer gewiſſen Summe abzukaufen, nur die geforderte ſchien ihnen zu groß, und auſſerdem verlangten ſie eine ſchriftliche Zuſicherung, daß ſie auch wirklich von allen Plagen frei bleiben ſollten. Sie bewilligten achtzig tauſend Thaler, und verſprachen auf den erſten Termin dreiſſig tauſend zu erlegen. Allein während der Unterhandlungen nahm der Feldmarſchall Arnheim die nahe an der Stadt liegende Inſel Dönholm, die ein Eigenthum derſelben war, in Beſitz, und die Kaiſerlichen warfen, zur großen Gefahr für Stralſund, ſogleich Schanzen auf derſelben auf.

Ein allgemeiner Schrecken verbreitete ſich durch die Stadt, und die Unterhandlungen wurden abgebrochen. Doch nach reiferer Ueberlegung bequemte man ſich, um den Feind nicht zu reitzen, zur Bezah-

lung der dreiſſig tauſend Thaler, und willigte ſogar in den Beſitz der Inſel, jedoch unter der ſchriftlichen Zuſicherung, daß alle Schanzarbeit unterbleiben und kein grobes Geſchütz dahin gebracht werden ſollte. Allein, kaum hatte Arnheim das Geld empfangen, ſo warf er, der Stadt gerade gegenüber, eine neue große Schanze auf Dönholm auf, und belud einige Schiffe mit ſchwerer Artillerie, um ſie auf die Inſel zu bringen. Auf der Landſeite ſperrte ein kaiſerliches Reuterregiment die Zugänge zur Stadt. Bald zerſtreuten ſich die Reuter auf dem Lande umher, und hauſeten nach ihrer gewohnten Weiſe. Sie raubten, hauptſächlich den Predigern, ihre ganze Habe, zerriſſen in den Pfarrwohnungen und in den Kirchen alle Bücher, ſtießen Fenſter, Thüren und Oefen ein, und waren taub gegen den Jammer der armen Einwohner.

Auf Dönholm blieben die Soldaten auch nicht lange ruhig, ſondern ſchoſſen auf die vorüberſegelnden Schiffe. Die ſtralſundiſchen Schiffer erboten ſich, die Beſatzung von der Inſel zu verjagen, allein der Stadtrath trug Bedenken, es zu bewilligen. Er wollte alles vermeiden, was den furchtbaren Wallenſtein reitzen konnte. Man begnügte ſich daher damit, die Zufuhr nach der Inſel abzuſchneiden. Die Folge davon war, daß die Beſatzung zum Abzug gewungen wurde, weil es ihr an Lebensmitteln fehlte. Durch Kapitulation kam Dön=

holm wieder an die Stadt, und die Beſatzung wurde nach Rügen gebracht.

In Stralſund verbreitete dieſer Vorfall allgemeine Freude, aber hoch ſtieg der Zorn der Wallenſteiniſchen Soldaten. Um Urſache zu Beſchwerden zu bekommen, war ihnen jeder Vorwand willkommen. Sie hatten vor einiger Zeit einem Edelmanne in Stralſund zwei kleine Kanonen abgekauft. Indem ſie dieſelben abholten, ſtießen ſie harte Drohungen aus, und ſagten, mit eben dieſen Kanonen wollten ſie in wenigen Tagen die Stadt beſchießen. Der Janhagel gerieth über dieſe Worte in Wuth, und hielt die Kanonen beim Thore an. Der Rath beſtrafte zwar die Aufwiegler und ließ die Kanonen verabfolgen, aber dennoch ward der unbedeutende Vorfall für ein Majeſtätsverbrechen erklärt. Als nicht lange nachher der König von Dänemark einige Wallenſteiniſche Schiffe in Brand ſtecken ließ, beſchuldigten die Kaiſerlichen die Stralſunder der Theilnahme an dieſer That ſonder allen Beweis. Aus ſolchen gewichtloſen Gründen beſchloß Wallenſtein Stralſund mit Gewalt zu bezwingen.

Der Befehl, die Stadt von allen Seiten einzuſchlieſſen, ward am dreizehnten May 1628. gegeben. Der General Arnim oder Arnheim, aus einem berühmten brandenburgiſchen Geſchlechte entſproſſen, ein eifriger Lutheraner, erhielt das Kommando über das Belagerungsheer. Er rückte ſogleich

in das nahe vor der Stadt liegende Heinholz mit acht tauſend Mann, verſchanzte ſich, und machte den Anfang zu der merkwürdigen Belagerung. Die Stralſunder zogen ihre Kanonen auf die Wälle, brachen von den Häuſern die Dächer ab, ſchickten Weiber und Kinder mit der beſten Habe nach Schweden, Hamburg, Lübeck und Bremen, und ſprachen zugleich die Hanſeſtädte um Unterſtützung an.

So lange die Seeſeite für Stralſund offen blieb, durfte ſich Wallenſtein auf die Eroberung der Stadt wenig Hoffnung machen. Er ließ daher die Städte Lübeck und Danzig auffodern, ihn mit Schiffen zu unterſtützen; allein ſein Antrag fand kein Gehör. Jetzt fieng er an, zu Wismar und Roſtock Schiffe zu bauen; aber eine Flotte läßt ſich nicht ſo geſchwind, als eine Armee, in brauchbaren Zuſtand verſetzen. Einige Abgeordnete des Herzogs von Pommern, und die Geſandte der Hanſeſtädte, gaben ſich während der Zeit viele Mühe, zwiſchen Wallenſtein und der Stadt einen Vergleich zu ſtiften. Doch Arnheim ſprach: „Kein Vergleich, denn der beleidigte Reſpekt des Kaiſers heiſcht Züchtigung. Nach dem beſtimmten Befehle des Generaliſſimus muß ich Maaßregeln ergreifen, die ſeinen Zorn beweiſen. Er ſelbſt iſt im Anzuge gegen die Stadt, und befindet ſich bereits zu Magdeburg oder Berlin.“ Da die Abgeordneten mit Bitten anhielten, ſo that er zwar einige Vorſchläge zur Eini-

gung, allein ihre Härte ließ ihn leicht eine abſchlägige Antwort vorher ſehen. Er foderte den Dönholm und die auf demſelben liegende Artillerie, ferner die Freiheit, Schanzen zu bauen, und zwar an jedem ihm beliebigen Orte. Auſſer dem Reſt von fünfzig tauſend Thalern verlangte er noch andere hundert tauſend. Die Stadt ſoll fünf ihrer beſten Schiffe mit aller Artillerie und Munition zu des Kaiſers Dienſt ſtellen, und vier ganz montirte halbe Kartaunen geben. Die von Stralſund auslaufenden Schiffe melden ſich beim kaiſerlichen Kommandanten in Rügen, ſie geben ihre Ladung an, die verſchwiegenen Güter ſollen weggenommen werden. Die Stralſundiſchen Schiffe ſtreichen die Segel vor allen kaiſerlichen Schanzen. Die Stadt bittet ſchriftlich ab, und reverſirt ſich mit einem Eide, dem Kaiſer gehorſam treu zu bleiben, ſie liefert des Tumults Urheber aus, und zieht einen in der Stadt reſidirenden kaiſerlichen Agenten zu allen Rathſchlägen.

Arnheim foderte, wegen der Erfüllung aller dieſer Punkte, die Bürgſchaft des Herzogs von Pommern und der Landſtände. Auf eine andere Art, verſicherte er, werde er in keine Unterhandlung eingehen. Heftig brauste er auf, als ihm dieſe Bedingungen abgeſchlagen wurden. Er wollte alle Tractaten abbrechen, allein ſeine Hitze war nur Verſtellung. Im Grunde ſuchte er durch die Unterhandlungen blos die Stralſunder in den Schlaf zu wie-

gen, und mittlerweile eine gute Gelegenheit abzuwarten, um unverſehens über ſie herzufallen, und die Stadt zu erobern.

Die vermittelnden Abgeordneten machten inzwiſchen einen neuen Verſuch, den harten Sinn des Generals zu milderen Entſchlieſſungen zu lenken. Es ſchien ihnen zu gelingen, denn ſein Zorn verwandelte ſich ganz unvermuthet in Gnade. Er gab faſt in allen Punkten nach, überließ die übrigen der Entſcheidung des bald ankommenden Wallenſtein, und verſprach, ſobald dieſer alle Artikel genehmigt haben werde, mit dem Kriegsvolke abzuziehen. „Ich will, ſetzte er hinzu, ſo viel es nur immer möglich iſt, der Stadt gern gefällig ſeyn, wenn ſie nur etwas billig denken will.“ Das machte in der Stadt große Freude, und die Bürger wurden durch Arnheims Worte ſicher. Sie ſahen ſchon des Friedens frohe Wiederkunft. Viele Bürger, ermüdet durch Arbeiten und vieles Wachen, verließen die Wälle und Schanzen, und giengen, des Friedens gewiß, nach Hauſe um auszuruhen. Allein kaum hatten ſie die Augen geſchloſſen, ſo ſchreckte ſie eine fürchterliche Kanonade aus dem Schlafe auf. Arnheim hatte auf die falſchen Schlüſſe der betrogenen Stralſunder ſeine Rechnung geſtellt. Er vermuthete, wie es auch war, die Wälle nachläßig beſetzt, und hoffte ſonder Arbeit die Stadt zu erſteigen. Um Mitternacht, nur einige Stunden nach ſeiner Frie-

denszuſage, ſtürmte er die Auſſenwerke beim Knieperthor, nachher die Schanze beim Frankenthor. Stralſund ängſtigte er mit Feuerkugeln und mit Vierundzwanzigpfündern. In der Ueberraſchung eroberten die Kaiſerlichen beide Schanzen, allein gegen Morgen wurden die Stürmer nach dem hartnäckigſten Gefecht wieder aus den Schanzen verjagt. Der Kaiſerlichen ward eine gute Zahl todt geſchlagen, die Stralſunder machten anſehnliche Beute.

In ſeinen Erwartungen ſchmerzlich getäuſcht, fieng Arnheim eine ordentliche Belagerung an. Er war ſelbſt zum Verräther ſeiner Abſicht geworden, und da ihn Liſt nicht unterſtützte, ſo ſuchte er mit offenbarer Gewalt zum Ziele zu gelangen. Vor den beiden beſtürmten Thoren wurden Schanzen aufgeworfen, hinter welchen ſich die Kaiſerlichen vergruben, und von ihren Schießgerüſten beſchoſſen ſie Stralſund mit halben Kartaunen. Jetzt war der Schein zu einer friedlichen Ausſöhnung mit Wallenſtein verſchwunden. Der Hanſeſtädte Geſandte von Lübeck, Hamburg und Roſtock verließen Stralſunds Bürger. Arnheim hatte dieſe Abgeordneten abſichtlich, ſo lange als möglich, durch eitle Vorſpieglungen aufzuhalten geſucht. Viele Zeit mußte verſtreichen, ehe ſie ihren Herren Bericht erſtatten, ehe dieſe der bedrängten Stadt Hülfe ſenden konnten. Während deiſer Zeit hoffte Arnheim Stralſund im Sturm zu erobern, allein ſchon am fol-

genden Tage (es war der achtzehnte Mai) langte eine unerwartete Hülfe an.

Stralſund hatte Danzig um Pulver erſucht. Der ſchwediſche Admiral Gyldenhielm, der damals vor Danzig lag, berichtete ſeinem Könige, dem hochherzigen und tapfern Guſtav Adolph, die Noth der Stralſunder. Dieſer hatte ſchon lange ſein Augenmerk auf die teutſchen Angelegenheiten gerichtet, und um ſeines eigenen Reiches willen konnte er nicht gleichgültig dabei ſeyn, wenn Stralſund in kaiſerliche Hände fiel. Auſſerdem hatte der Kaiſer den König von Polen, Guſtavs Feind, mit Artillerie und andere Nothwendigkeiten unterſtützt, daher unterſtützte er jetzt die Stralſunder in ihren Bedrängniſſen. Er ſchenkte ihnen eine Laſt Pulver, und verſprach fernere Hülfe und Beiſtand. Dadurch wuchs den Städtern das Herz. Mit dem ſchwediſchen Pulver feuerten ſie wacker auf die friedländiſchen Schanzen, und Arnheim beklagte ſich ſehr über das ſtralſundiſche Feuer. Er verdoppelte aber auch dafür die Kanonade auf die Stadt, und ließ täglich ſtürmen. Die Kaiſerlichen eroberten Schanzen, und verloren ſie wieder. Einſt ließ Arnheim um Mitternacht an drei verſchiedenen Orten ſtürmen. Die Truppen waren mit einer großen Anzahl Leitern, Spaten und Hacken verſehen; ſie wollten nicht nur die Schanzen, ſondern auch die Stadtwälle erſteigen. Die große Schanze auf St. Gertruden Kirchhofe

war ſchon verloren gegangen, die Stralſunder fochten um die letzte Baſtion, allein die Bürger und die Stadtſoldaten nahmen alle ihre Kräfte zuſammen, ſchlugen den Feind ab vom Baſtion, und eroberten die verlorne Schanze. Die Kartätſchen verurſachten unter den Kaiſerlichen eine große Verwüſtung. Das Glück begleitete in den Ausfällen allezeit die Städter.

In der kaiſerlichen Armee herrſchte zu dieſer Zeit bei dem gemeinen Manne das Vorurtheil, daß man ſich feſt und unverwundbar machen könne, und die Officiere beſtärkten ihn in dieſem unvernünftigen Wahne. Unter Wallenſteins Soldaten befanden ſich beſonders viele Hartmacher. Dieſe brannten den Soldaten gewöhnlich Schwerdter auf die bloße Bruſt, und ſprachen einen Segen über ſie; allein das ſchwediſche Pulver ſtürzte die Eingeſegneten nieder, ſo gut wie die Ungeſegneten. Arnheim ergrimmte über das Glück der Bürger, und ſchwur Stralſund in einen Steinhaufen zu verwandeln. Um die vielen Todten zu begraben, begehrte er einen Stillſtand, und die Stadt bewilligte ihn. Argliſtig zog er während deſſelben in der Nacht einen neuen Laufgraben. Der Stillſtand hatte die ermüdeten Bürger ſicher gemacht, und ſie bemerkten am folgenden Tage nicht ſogleich das neue Werk. Es war Sonntag, die meiſten waren in der Kirche, die Soldaten ruhten in ihren Quartieren. Der Stadtkommandant Flemming viſitirte unter der Predigt den Wall

und die einzelnen Poſten; er erblickte den neuaufgeworfenen Graben und in demſelben Truppen. Schnell ſtieg die Gefahr eines Ueberfalls vor ſeinen Augen auf. Mit ſeinen wenigen Gefährten machte er eiligſt die nothwendigſten Anſtalten zur Vertheidigung, während ein Weib die Trommel ergrief, und Lärmen ſchlagend durch die Straſſen der Stadt lief. Die Bürger, alles Volk, verließ plötzlich die Kirche; der Prediger ſtand erſchrocken auf der Kanzel ohne Zuhörer ganz allein. Jedermann eilte auf den Wall, und die Argliſt verfehlte abermals ihren Zweck.

An dieſem gefährlichen Tage, es war der fünf und zwanzigſte May, kamen die erſten Hülfstruppen Der König von Dänemark, des Kaiſers erklärter Feind, ſandte drei Kompagnien Schotten und eine Kompagnie Teutſche unter des Oberſten Holk Befehl. Der Stadtrath trug einiges Bedenken, vom Könige Hülfe anzunehmen, um nicht des Kaiſers Zorn zu reitzen; allein Arnheims unedler Anſchlag zwang die Stadt zur Annahme der däniſchen Truppen. Bald hernach ſandte der König neue Sükkurſe, Soldaten in großer Zahl, Feuerwerker, Kanonen, Mörſer und Pulver zu hundert Tonnen. Schweden ſandte Schlachtvieh, hundert Tonnen Pulver und Kartaunen.

Der Muth der Bürger wuchs, bei ſo anſehnſehnlicher Hülfe, mit jedem Tage, und ſie waren feſt entſchloſſen, ſich bis auf's äuſſerſte zu verthei-

digen. Arnheim fühlte ſchwer der Stadt Gewalt, den Muth der Bürger, der Garniſon aufopfernde Tapferkeit. Große Feuerkugeln ſollten die Häuſer in Aſche legen, aber niemals geſchah ein ſonderlicher Schaden. Als Stürme und Feuerkugeln über Stralſund nichts vermochten, ſo nahm Arnheim ſeine Zuflucht zu einer neuen Liſt. Er erkaufte einen Bauern und ſandte ihn in die Stadt, mit dem Befehle, insgeheim Feuer einzulegen. Wenn dann Stalſund in helle Flammen aufloderte, wenn die Städter ſich mit Löſchen beſchäftigten und in der Garniſon Unordnung herrſchte: dann wollte er die Mauern erſteigen, und über die Betäubten herfallen. Allein der Himmel lenkte des Bauern Herz auf gute Wege, er gieng in die Stadt und entdeckte den argliſtiſchen Plan.

Durch eine unrühmliche Liſt hatte Arnheim ſich Stralſunds bemächtigen wollen; der däniſche Oberſte Holk beſchloß ihn dafür auf eine andere Art zu bethören. Er vertheilte ſeine Garniſon auf die Wälle, ſtellte ſie heimlich hinter die Bruſtwehr, und ließ alle Kanonen mit Kartätſchen laden. Darauf befahl er in der ganzen Stadt Pechtonnen anzuzünden und ein großes Geſchrei zu erheben, gleichſam als wenn Stralſund in allen Quartieren aufloderte. Es gelang ihm, die Feinde in die gelegte Schlinge zu locken. Arnheim hielt das ſchreiende Volk mit Löſchen beſchäftigt, und glaubte, ſeinem

Bauern ſey das Vorhaben gelungen. Stralſund in Flammen erblickend, befahl er ſeinen bereit liegenden Leuten, die Mauern zu erſteigen, und ſich ohne ſonderlichen Widerſtand der Feſtung zu bemächtigen. Allein eine unvorhergeſehene Scene riß ihn ſchrecklich aus ſeinem Wahn. Plötzlich entzündeten ſich die Wälle, die Kanonen donnerten zahlloſe Kartätſchen, das kleine Gewehr feuerte unaufhörlich, und die Feinde fielen zu hunderten vor den ſtralſundiſchen Wällen. Arnheim tobte vor Wuth über die ſtädtiſche Liſt, er rief ſeine Leute zurück, und ſie verkrochen ſich wohlgeſchlagen in ihre Schanzen.

Schon vor einiger Zeit hatten die Stralſunder einen Deputirten, den Protonotarius Vahl, nach Prag an den Kaiſer und an Wallenſtein geſandt, die Wege der Gewalt von ihrer Stadt abzubitten. Der Kaiſer nahm den Abgeordneten eben ſo gnädig auf, als Wallenſtein trotzig und hochfahrend. Vahl mußte zehn Tage demüthig warten, und den Kammerdiener gut bezahlen, bevor er vorgelaſſen wurde. Wallenſtein fuhr den Abgeordneten hart an, und unfreundlich waren ſeine Worte: „Ich habe bereits Befehl ertheilt, zu den alten Truppen noch fünfzehn andere Regimenter vor Stralſund zu führen. Dieſen Befehl zurücknehmen, iſt nicht möglich. Ich gehe bald ſelbſt dahin, und nicht eher zieh' ich ab, bis die Stadt kaiſerliche Garniſon eingenommen hat. Dieß iſt mein feſter Entſchluß, und

er iſt unveränderlich. Will Stralſund ſich nicht beugen vor den kaiſerlichen Waffen, ſo wird davon nichts übrig bleiben, ſollten auch hundert tauſend Mann umkommen, ſollt' ich auch ſelbſt mein Leben dabei verlieren."

Niedergeſchlagen und hoffnungslos verließ Vahl den ſtolzen General, und wandte ſich an den Reichsvicekanzler von Strahlendorf, an den er Empfehlungsbriefe bekommen hatte. Ein günſtiges Geſtirn ſchien ihm jetzt aufzugehen. Strahlendorf brachte Stralſunds Bitte an den Kaiſer, und gnädig erhörte Ferdinand das Geſuch. Seiner Rede nach war das Betragen gegen die Stadt unbillig und unerhört. Ferdinand ſagte, er habe ſeinem Generale Befehl ertheilt, die Irrungen in der Güte beizulegen, und die Stadt von der Einlagerung zu verſchonen. Vahl erhielt hierüber eine ſchriftliche Verſicherung, und freudig verließ er den Kaiſerhof, denn in ſeinen Augen war Stralſund gerettet.

Wallenſtein hatte inzwiſchen Prag verlaſſen, und war nach Pommern abgegangen. Vahl eilte ihm nach, holte ihn zu Prenzlow ein, und übergab ihm des Kaiſers ſchriftlichen Befehl. Er glaubte durch ſein Papier des Generals Abſicht auf einen Schlag zu vernichten; aber wie ſtaunte er, als dieſer ſprach: „Und wenn Stralſund mit eiſernen Ketten am Himmel hienge, ſo müßt' es herunter." Wallenſtein arbeitete nicht mehr für den Kaiſer;

für ſein eigenes Frommen wollte er die Feſtung benutzen, und kehrte ſich wenig an den kaiſerlichen Befehl. Er ſandte an Arnheim gemeſſene Ordre, die Belagerung fortzuſetzen, und mehr Truppen an ſich zu ziehen; er ſelbſt zog heran mit vielen Reutern und Wagen.

Stralſunds Lage wurde nun wirklich mit jedem Tage gefährlicher. Bisher ſtanden achttauſend Mann unter Arnheims Kommando vor den Wällen; jetzt marſchirten aus Brandenburg, Mecklenburg und Holſtein neun tauſend Mann, die Belagerer zu verſtärken. In der Stadt fehlte Eintracht und Geld. Von ihrem Landesfürſten, dem Herzoge von Pommern, konnte ſie ſich keinen Schutz verſprechen, die Vermittlung des Churfürſten von Brandenburg ſchien unſicher, und die Fürſprache des Churfürſten von Sachſen war unwirkſam geblieben. Die im erſten Schrecken angenommene däniſche Hülfe reitzte den Kaiſer, und der däniſche König ſelbſt hatte mehr ſeinen eigenen Vortheil als das Wohl der Stadt im Auge. Bei ſo vielen drohenden Nachrichten, und der ſich häufenden Gefahr, kam mächtige Hülfe von Guſtav Adolph, dem ſchwediſchen Könige. Die Stadt hatte ihn durch Abgeordnete um Hülfe gebeten; dieſe kamen jetzt zurück, und mit ihnen ein ſchwediſcher Geſandter. Acht königlich ſchwediſche Schiffe, mit Kriegsmunition beladen, liefen in den ſtralſundiſchen Hafen ein, und brachten der Stadt

zur Stütze ſechshundert Schweden. Der Geſandte, Baron Sattler, ſprach im Rathe von den vor ſeinen König gekommenen Klagen der Stadt, von der Bitte um Hülfe gegen Ferdinands eigenmächtigen General, von des Feldherrn betrugsvollen Tractaten, von der bevorſtehenden Unterjochung, von dem Verluſt der Flotte und der Beraubung aller Freiheiten. „Die Hanſe wäre mächtig genug, fuhr er fort, die mit ihr verbundene Stadt zu ſchützen, allein in dieſem muthloſen Jahrhundert iſt die Verbindung der Macht mit der Eintracht eine höchſt ſeltene Sache. Die drohende Gefahr erlaubt keine Zögerung der freundſchaftlichen Hülfe. Mein König iſt durch alte Verträge, durch die Religion, durch Handlungsverbindungen zum Schutz und Beiſtand verpflichtet. Die Eroberung dieſer Stadt und die Einnahme ihres Hafens droht der nordiſchen Freiheit Sklaverei, daher kann ſie mein König nicht ohne Hülfe laſſen.“

So ſprach der ſchwediſche Abgeordnete, und ſeine Inſtruction bewies die Großmuth und Uneigennützigkeit ſeines Königs. Er hatte Vollmacht, den Frieden zwiſchen der Stadt und Arnheim zu befördern, und Guſtav Adolph rieth, die Aufhebung der Belagerung mit großen Summen zu erkaufen. Auch der Stadtrath war noch immer zum Frieden geneigt, und hätte ihm gerne anſehnliche Opfer gebracht; aber unerträgliche und beſchimpfende Anträge konnte

er nicht bewilligen. Da man es überdieß mit einem Feinde zu thun hatte, dem Treue und Glaube ein Spiel war, ſo trat die Stadt mit dem Könige von Schweden in eine förmliche Allianz.

Wallenſtein betrachtete Schwedens Benehmen als unbefugten Eingriff in fremde Händel und ſträfliche Anmaſſung. Stralſund ſollte dafür büſſen, und Guſtav Adolph darüber Reue empfinden. „Mit Ruthen, ſagte der Uebermüthige, will' ich den König nach Schweden zurückpeitſchen," und beſchleunigte ſeine Reiſe nach der belagerten Feſtung. Als er daſelbſt am ſieben und zwanzigſten Junius angekommen war, befahl er ſogleich auf die nächſte Nacht ſich zum ſtürmenden Angriffe zu bereiten. Drei Regimenter eilten auf einmal herbei, und die ganze Nacht hindurch dauerte der Sturm, ſo heftig und anhaltend, daß die Belagerten große Gefahr liefen zu unterliegen. Jn Rücken flog eine Tonne Pulver in die Luft; die Stralſunder glaubten, es ſpringe hinter ihnen eine feindliche Miene, ſie geriethen in Verwirrung und wurden beſtürzt über die unabwendbare große Gefahr. Wallenſtein trieb die Städter in der erſten Angſt aus den Schanzen bis zum Stadtthore zurück; allein hier faßten ſie neuen Muth, ordneten ſich und machten einen wüthenden Angriff. Die Feinde wurden zurückgeſchlagen, und die Städter eroberten die beiden verlornen Schanzen wieder. Fünfhundert Mann büßte

Wallenſtein durch dieſen Sturm ein, fünfzig Köpfe die Städter. Ueber den Verluſt ſowohl, als darüber, daß einer ſeiner Lieblinge den Arm einbüßte, gerieth Wallenſtein in eine ſolche Wuth, daß er ſchwur, von der Stadt vor der Eroberung nicht zu weichen, und ſollte er geſchunden werden. Er ſchwur den Tod jedem Kind im Mutterleibe, jeder in der Stadt lebenden Seele den Untergang. Die eingebrachten Gefangenen betheuerten, Wallenſtein habe geſchworen, er wolle drei Tage, und drei Nächte unausgeſetzt ſtürmen laſſen, und kaum war der Tag verſchwunden, ſo erhob ſich wieder ein gewaltiger Sturm. Zwei Regimenter fielen an, zwei friſche traten in der Ermüdeten Stelle, aber die Städter wichen nicht. Drei und vierfach häuften ſich die Todten, die Stralſunder fochten hinter aufgethürmten Leichnamen, die Erſchlagenen dienten ihnen zur Bruſtwehr. Wallenſtein verlohr fünfzehn hundert Mann, und die Kaiſerlichen kehrten ohne allen Gewinn von der Blutarbeit in ihre Schanzen zurück.

Durch den wiederholten Verluſt wurden die Soldaten ſo mißmuthig, daß ſie nicht mehr ſtürmen wollten. Die Officiere mußten mit bloßen Schwerdtern und mit Partiſanen zum Sturme treiben. Wurden ſie zu neuen Stürmen kommandirt, ſo waren dieß immer ihre Worte: Sie giengen, vor dem ſtralſundiſchen Walle ihren Reſt zu holen. Das

Feuer der Garniſon wurde unaufhörlich unterhalten, Wallenſtein hingegen ſpielte unausgeſetzt gegen die Stadt mit Kartaunen. Ordentliche Stürme wurden nicht mehr gewagt. Noch lange Zeit dauerte die Kanonade, Wallenſtein zog keinen Nutzen, vielmehr wurde ſein Heer immer muthloſer und ſchwächer. Er wünſchte nach Mecklenburg zu gehen, um von ſeinem Fürſtenthume Beſitz zu nehmen, und that deswegen bald harte, bald mildere Vorſchläge.

Die Belagerten hatten viel gelitten, aber ihr Muth war ungeſchwächt. Sie hatten die See offen, bekamen neue Verſtärkung, und erhielten Geld aus Hamburg und Lübeck. Der König von Dänemark näherte ſich mit einer großen Flotte, denn durch Anſpannung ſeiner letzten Kräfte hatte er zweihundert Schiffe ausgerüſtet. Wallenſtein beſorgte mit Recht, der König möchte einen Einfall in Mecklenburg machen. Aus Preuſſen näherten ſich ſchwediſche Völker der Grenze Pommerns; die auf Rügen eingeſchloſſenen Kaiſerlichen liefen in großer Zahl davon, und vor den Mauern Stralſunds hatten zwölf tauſend Mann von dem Belagerungsheer ihr Grab gefunden.

Alle dieſe Umſtände beugten Wallenſteins ſtolzen Sinn, und um Mecklenburg zu retten, ſah er ſich genöthiget, die Belagerung aufzuheben. Er eilte daher, mit dem Herzoge von Pommern, der Stadt Stralſund wegen, einen Vergleich zu ſchließen.

Die vornehmſten Bedingungen deſſelben waren: Stralſund ſollte nicht nur ſein eigenes, ſondern auch das däniſche und ſchwediſche Kriegsvolk abdanken; es ſollte die neuen Auſſenwerke niederreiſſen und ohne Erlaubniß keine wieder aufbauen; es ſollte pommerſche Beſatzung einnehmen; die Beſatzung ſollte dem Kaiſer, dem Landesfürſten, dem Churfürſten von Brandenburg und der Stadt ſchwören; es ſollte die noch rückſtändigen fünfzig tauſend Thaler in zwei Terminen bezahlen. Dagegen verſprach Wallenſtein der Stadt Befreiung von aller Einquartirung und von andern Laſten. Sobald der Herzog von Pommern dieſen Vergleich unterzeichnet hatte, eilte Wallenſtein nach Mecklenburg, obgleich gerade die Hauptſache fehlte — die Einwilligung der Stralſunder. Allein Wallenſtein wollte ſich nur mit guter Manier aus ſeiner Verlegenheit heraus ziehen, und dabei hatte er noch den Vortheil, die ganze Laſt des Vergleichs auf den Herzog von Pommern werfen, und an ihm Schadloshaltung ſuchen zu können.

Es wurde ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, aber in alle Punkte des Vergleichs einzuwilligen, konnten ſich die Stralſunder nicht ſogleich entſchlieſſen. Schon zu oft waren ſie hintergangen worden, daher fürchteten ſie neue Hinterliſt, und darin irrten ſie keineswegs. Der Waffenſtillſtand war noch nicht vier und zwanzig Stunden geſchloſſen, ſo wollten die Kaiſerlichen die Wache eines Thors überfallen, al-

lein ſie mußten mit Schande abziehen. Da nun zu derſelben Zeit die Stralſunder wieder eine beträchtliche Verſtärkung aus Schweden erhielten, ſo bedienten ſie ſich unverſehens ihrer Macht, um die Feinde für den Bruch des Waffenſtillſtandes zu züchtigen. Die Garniſon fiel aus, ſie trieb den Feind aus der großen Stadtſchanze, und ſchlug ihn zweimal in die Flucht. Fünfhundert Kaiſerliche büßten den Frevel mit dem Tode, die Lebenden aber verloren nun vollends die Hoffnung, in die Stadt einzudringen. Da ſie überdieß Mangel an Lebensmitteln litten, ſo zündeten ſie die umliegenden Scheuren und Mühlen an, und zogen am vier und zwanzigſten Julius ab.

So endigte eine Belagerung, die Wallenſtein blos zu ſeinem eigenen Vortheil unternommen hatte. Aber Stralſund war der erſte Pfeiler, an welchem ſeine Feldherrenehre ſcheiterte.

Die Belagerung von Neiße.

Eine Scene aus dem ſiebenjährigen Kriege.

Die feſte Stadt Neiße in Schleſien wurde im Jahre 1758. von öſterreichiſchen Truppen, welche der General Harſch kommandirte, belagert. Das Kommando in Neiße führte der preuſſiſche General Tres-

kow. Zwar beſtand die Beſatzung dieſer Feſtung nur aus wenigen preuſſiſchen Truppen, aber die Oeſterreicher befürchteten doch bald, daß es Schwierigkeiten haben dürfte, Neiße durch Gewalt der Waffen zu erobern, und daß, wenn die Belagerung ſich in die Länge zögr, der König Friedrich der Zweite, ob er gleich damals mit ſeiner Armee ſich in einer beträchtlichen Entfernung von dieſem Orte befand, in der Folge es dahin bringen könnte den Entſatz deſſelben zu bewirken. Deswegen dachte man von öſterreichiſcher Seite darauf, eine Verrätherei zu bewerkſtelligen, die man für das ſicherſte und geſchwindeſte Mittel hielt, in den Beſitz der feſten Stadt Neiße zu kommen.

Der General Treskow hatte nicht weit von dieſer Stadt ein Gut; auf dieſem wohnte ſeine Gattin, als die Oeſterreicher unter dem General Harſch die Belagerung anfiengen. Er ſelbſt war kurz vorher öſterreichiſcher Kriegsgefangener geweſen, und war in Oeſterreich mit vieler Achtung behandelt worden. Auch hatte ſeine Gemahlin, welche, um ihm während ſeiner Gefangenſchaft Geſellſchaft zu leiſten, zu ihm gereiſet war, am kaiſerlichen Hofe manche Gunſtbezeugungen von der Kaiſerin Maria Thereſia empfangen, weswegen ſie dankbare Geſinnungen gegen dieſe Monarchin hegte, und dieſelben auch nach ihrer Rückreiſe aus Oeſterreich in ihren Reden äuſſerte.

Auf dieſe Beobachtungen gründeten die öſterreichiſchen Befehlshaber der Truppen, welche Neiße belagerten, einen Entwurf, durch deſſen geſchickte Ausführung ſie die Gemahlin des Generals Treskow dahin zu bringen hofften, daß ſie ihren Gemahl bewegen würde, die Feſtung Neiße an die Oeſtereicher zu übergeben. Ein Baron von Eichberg, welcher kaiſerlicher Rittmeiſter und Adjutant der Generale Laudon und Harſch war, wurde dazu erſehen, den gemachten Entwurf auszuführen. Dieſer begab ſich daher, den von ſeinen Obern erhaltenen Aufträgen gemäß, nach dem Gute des Generals von Treskow, und ſtattete bei der dort wohnenden Gemahlin deſſelben einen Beſuch ab. Er ſagte, er habe den Auftrag, ſie von der Hochachtung zu verſichern, die ſeine Generale gegen ſie empfunden, und ihr, als einen Beweis derſelben, Schutzbriefe für ihr Gut zu überreichen.

Die Frau von Treskow ward über dieſe Verſicherung hocherfreut, und behandelte den Ueberbringer derſelben als ihren Wohlthäter. Es war Abend, da er ankam; er wurde daher von ihr gebeten, auf dem Gute zu übernachten. Nachdem bei dem Abendeſſen der Nachtiſch gebracht worden war, entfernte ſich der Bediente; und da nun niemand mehr ſich im Zimmer befand, als der Gaſt und die Frau vom Hauſe, ſo lenkte jener das Geſpräch auf die Kaiſerin Maria Thereſia. Die Frau von

Treskow äusserte dabei, daß ſie die Gnade in dankbarem Andenken behalten werde, welche ihr von dieſer Monarchin erwieſen worden ſey; und ſie ſagte vieles zum Lobe derſelben.

Nunmehr glaubte der Baron von Eichberg, daß es Zeit ſey, der Generalin den Antrag zu thun, um deſſentwillen er eigentlich gekommen war. Er ſagte nämlich: Sie könne ſich die Kaiſerin ſehr verbinden, wenn ſie es dahin brächte, daß die Feſtung Neiße an die kaiſerlichen Truppen übergeben würde; und er ſey bevollmächtigt, ihr und ihrem Gemahle auf den Fall, daß derſelbe ſich durch ſie bewegen ließe, die Feſtung zu übergeben, eine überaus anſehnliche Summe als eine Belohnung zuzuſichern, auch zu verſprechen, daß, wenn es ihnen gefiele, hernach in's Oeſterreichiſche zu ziehen, ihnen dort ſehr große Auszeichnungen zu Theil werden ſollten. Er ſetzte hinzu: die Sache ſollte gewiß verſchwiegen bleiben, und man könnte Einrichtungen treffen, daß die Unterhandlung nicht bekannt würde; es könnte ja zu einer verabredeten Zeit von den Oeſterreichern ein verſtellter Angriff auf die Feſtung gemacht, und der Einnahme derſelben ein ſolcher Anſchein gegeben werden, als ſey die Feſtung wirklich durch Gewalt der Waffen erobert worden.

Die Frau von Treskow gerieth bei dieſem Antrage in große Gemüthsbewegung. Nur mit

Mühe ſchwieg ſie ſo lange, bis der Baron von Eichberg alles, was er ſagen wollte, vorgetragen hatte. Dann ſprang ſie voll edlen Unwillens auf, rang wehmüthig die Hände, vergoß Thränen und bejammerte die Erniedrigung, die ihr, wie ſie ſagte, dadurch widerfahren war, daß man ihr einen ſolchen Antrag gethan und ſie für fähig gehalten hatte, demſelben willig Gehör zu geben. Oft rief ſie mit einer durch Thränen faſt erſtickten Stimme aus: „Iſt es möglich? Mir machte man einen ſolchen Antrag!“

Der Baron von Eichberg ſuchte ſie zu beſänftigen. Er ſagte, der Antrag ſolle als nicht geſchehen betrachtet, und verſchwiegen gehalten werden. Er bat wegen deſſelben angelegentlich um Verzeihung; aber die tiefgekränkte Dame fuhr fort, ihren Unwillen zu bezeugen. Sie entſagte den empfangenen Schutzbriefen und erklärte, daß ſie nicht länger auf ihrem Gute bleiben, ſondern ſich zu ihrem Gemahl begeben, und mit den Belagerten Unruhe, Mangel und Gefahren theilen wolle. „Wir ſind nicht reich, ſagte ſie zum Baron, dieß Gut iſt unſer Alles; durch die Ehre gezwungen, überlaß' ich es Ihrer Gewalt. Wollen ſie ſich rächen — wohlan, thun Sie es!“ Der Officier, von dieſem Edelmuthe gerührt, bat ſie auf ſeinen Knieen, daß ſie ihm verzeihen, und daß ſie auf ihrem Gute bleiben möchte. Sie verſicherte ihn darauf von ihrer

Verzeihung, ſetzte aber hinzu, daß ihr Entſchluß, ſich nach Neiße zu begeben, feſt ſtehe. Zugleich bat ſie ihn, dafür zu ſorgen, daß ſie nicht von den öſterreichiſchen Truppen verhindert werde, dieſen Entſchluß auszuführen. Noch in derſelben Nacht fuhr ſie von ihrem Gute ab. Der Officier begleitete ſie bis zu denjenigen Vorpoſten, die der Stadt am nächſten ſtanden, und ſorgte alſo dafür, daß ſie ſicher in die Stadt kam.

Der General von Treskow vertheidigte mit der Beſatzung die Stadt ſo tapfer, daß er alle Angriffe der Oeſterreicher vereitelte. Als ſich nachher der König mit ſeiner Armeee näherte, hob der öſterreichiſche General Harſch die Belagerung auf.

Das Treffen bei Ebersberg.

Im Jahr 1809.

In dem großen Kampfe zwiſchen Oeſterreich und Frankreich, im Jahre 1809., erlangte das kleine Städtchen Ebersberg im Erzherzogthum Oeſterreich eine traurige Celebrität — die Flammen verzehrten es nach einem äuſſerſt blutigen Gefechte. Es muß doch wohl ein über alle Maßen Schauder erregendes Schauſpiel geweſen ſeyn, da es einem franzöſiſchen General, dem ja Schrecken der Schlachtfelder etwas gewöhnliches waren, Gelegenheit zu dem Ausrufe geben konnte: „Jamais je n'ai vu un spectacle si affreux! (Niemals hab' ich ein ſo gräßliches Schauſpiel geſehen).“

An der Seite eines ſehr ſteilen Hügels war amphitheaterförmig das Städtchen Ebersberg erbauet. Den Hügel, an welchen es ſich lehnte, beherrſchte ein ziemlich anſehnliches Schloß. Am Fuße dieſes Hügels fließt die Traun, die zwar nicht tief, aber ſehr breit iſt. Ueber dieſen Fluß führt eine hölzerne Brücke, die über eine Viertelſtunde lang iſt, und zum Eingange in das Städtchen dient, das blos in einer Gruppe von acht und fünfzig Häuſern beſtund. Da Ebersberg durch die Natur vertheidigt wird, ſo war es nicht befeſtigt, allein

es iſt eine der vortheilhafteſten Militairſtellungen, weil man von der einen Seite blos über eine Brücke dahin gelangen, und von der andern blos durch einen engen und beſchwerlichen Hohlweg wieder herauskommen kann.

Der tapfere kaiſerliche General Hiller hatte bei Ebersberg, mit 35,000 Mann Oeſterreichern, eine feſte Stellung genommen, um das Vordringen der franzöſiſchen Armee zu verhindern. Der Herzog von Iſtrien (Beſſieres) und der Marſchall Oudinot vereinigten ſich am dritten Mai mit dem Herzog von Rivoli=Eßling (Maſſena), um die Oeſterreicher aus ihrer Stellung zu verdrängen. Als dieſe die Franzoſen anrücken ſahen, wollten ſie die Brücke verbrennen. Schon waren Maſchinen feſtgemacht, als der Vortrab des Generals Claparede, der aus den piemonteſiſchen und corſiſchen Plänklerbataillonen beſtand, die Wagen, Kanonen und acht bis neun hundert Mann in den Fluß warf. Inzwiſchen führten doch die Oeſterreicher zwei Batterien auf. Ihre Kanonen machten ein ſo vortrefflich unterhaltenes Feuer, daß zwey Kompagnien Baiern, und ein Kompagnie Franzoſen, welche den Uebergang verſuchten, in einer Minute vernichtet wurden. Hierauf folgten einige Reuter, die ebenfalls niedergeſchmettert wurden. Die Todten und Verwundeten, welche die Brücke bedeckten, hielten den Marſch ſo ſehr auf,

daß die ganze Armee nach und nach hätte zu Grunde gehen können, wenn nicht Maſſena einen ſchrecklichen Befehl ertheilt hätte. Er befahl nämlich allen Verwundeten, die ſich noch fortſchleppen konnten, nach der Stadt vorzugehen, und ließ alle diejenigen, welche die Brücke verſtopften, in den Fluß werfen, während mehrere am Ufer aufgeführte Kanonen das Feuer der Oeſterreicher beantworteten.

Es war ein ſchrecklicher Anblick, wenn man die verſtümmelten Soldaten ſich in den Armen ihrer Kameraden ſträuben ſah, welche ſie ins Waſſer hinabſtürzten, und wie dieſe, bald ſelbſt verwundet, von den nachfolgenden Soldaten, wieder in den Fluß geworfen wurden.

Endlich erreichten die Franzoſen die öſterreichiſchen Kanonen, zwangen ihre Feinde zum Rückzuge, und drangen in die Stadt ein. Hier begann eine neue Metzeley zwiſchen den Weichenden und Verfolgenden. Die Oeſterreicher bedienten ſich der Gebäude zu Batterien, und ſchoſſen unaufhörlich von den Dächern und aus den Bürgerhäuſern auf die Franzoſen, die in geſchloſſenen Gliedern vordrangen, und viel leiden mußten. Dieſer Kampf hatte ſchon einige Stunden gedauert, als mit einemmale ganz Ebersberg in Flammen ſtand, und dieſe ſchnell um ſich greifende Glut ſperrte den weichenden Oeſterreichern den Ausgang, und den Franzoſen den Ein-

zug. Feuer und Schwerdt begannen gleichſam einen Wettſtreit mit einander, und jede Macht behauptete ihre gräßliche Stärke. Von den brennenden Dächern herab ſtürzten die vergebens nach Rettung Ringenden, und verſanken unter zerſchmetterndem Geſchrei in die über ihnen zuſammenſchlagenden Flammen. Halbverbrannte Leichname und röchelnde Sterbende lagen in den Straſſen, und Kanonen und Wagen rollten über ſie hin, und bahnten ſich durch die zerfleiſchten Unglücklichen ihren Weg. Die Einwohner, die ſich in ihre Keller verſteckt, und alle Verwundeten, die einen Zufluchtsort in den Häuſern geſucht hatten, wurden vom Feuer verzehrt, während mehrere Kanonen, welche den Rückzug der Oſterreicher deckten, den Hohlweg verſperrten und die Franzoſen aufhielten.

Das Gemählde, welches der unglückliche Ort, einige Stunden nach dem Gefechte, darbot, vereinigte in ſich alle Arten von Schrecken: Die Brücke, mit Todten und Verwundeten bedeckt; der Fluß, voll Leichen und Trümmern; alle Häuſer eingeſtürzt und rauchend; die Straſſen mit verſtümmelten und verbrannten Leichnamen verſperrt, welche noch nach dem Tode den Ausdruck und die Stellung des ſchrecklichſten Schmerzgefühles behielten; unglückliche Weiber und Kinder, die eines in den Armen des andern verzehrt waren, und bei dieſem allgemeinen Unglücke eine Armee, welche über dieſen Schau-

platz der Verheerung unter dem Getöſe einer kriegeriſchen Muſik wegzog; Wagen, die über Tauſende von Todten wegrollten, ihnen die Schädel verbrachen, und die Lappen ihrer Beute mit wegnahmen.

Der Abend hatte dem Gefechte ein Ende gemacht; aber die Flammen die in Ebersberg fortwütheten, und einen ſchrecklichen Feuerſchein über den nächtlichen Himmel verbreiteten, brannten den ganzen Ort bis zur Aſche nieder. Napoleon, der am andern Tage die Hillerſche Poſition beſichtigen wollte, fand es unmöglich, die Straſſen der Stadt mit Pferden zu paſſiren. Die Pferde wurden auf einem Umwege um dieſelbe geführt, und er ſelbſt gieng mit ſeiner Suite zu Fuß durch die Stadt. Aber welch einen Anblick gewährte der Ort! Alle Straſſen waren mit Todten und halb verbrannten Leichnamen angefüllt; überall ſah man zerſtreut umher Menſchenarme, Beine und Köpfe neben den Aſchenhaufen und den noch rauchenden Feuerbränden liegen. Der Geruch war ſo erſtickend, daß alle Anweſende in des Kaiſers Gefolge mit Taſchentüchern Mund und Naſe verſtopfen mußten. Der Kaiſer, von der Schreckensſcene ergriffen, redete wenig und mit gepreßter Stimme; aber praleriſch und lügenhaft that er der Welt in ſeinem Bulletin kund: „Die Brücke, die Stadt und die Stellung von Ebersberg werden bleibende Denkmale des Muths der Sieger ſeyn. Der Wanderer wird ſtill ſtehen

und ausrufen: Hier aus dieſer prächtigen Stellung, von dieſer ſo weit ausgedehnten Brücke, aus dieſem durch ſeine Lage ſo feſten Schloſſe, wurde eine 35,000 Mann ſtarke öſterreichiſche Armee durch ſiebentauſend Franzoſen vertrieben." — Die Wahrheit iſt, daß die Franzoſen den Oeſtereichern an Zahl überlegen waren, der Verluſt aber auf beiden Seiten gleich war.

V.

Aus dem Gebiete der Wiſſenſchaften und Künſte, der Sitten, Gebräuche und Moden.

Hochzeitlicher Luxus der Deutſchen im Mittelalter.

Es iſt eine irrige Meinung, wenn man unſern Zeiten zur Laſt legt, daß der Luxus und die Verſchwendungsſucht nie eine ſolche Höhe erreicht haben, als in unſern Tagen. Ein Blick in die Geſchichte der Vergangenheit belehrt uns eines andern. Schon im Mittelalter erzeugte der wachſende Wohlſtand in Deutſchland einen Aufwand und eine Verſchwendung, die alle Schranken durchbrachen. Dieß zeigte ſich nirgend mehr, als bei Hochzeitfeſten, auf welche Summen verwendet wurden, die in Erſtaunen ſezzen. Beiſpiele geben davon den anſchaulichſten Beweis.

Als Kaiſer Philipp von Schwaben, ein Sohn Kaiſer Friedrichs des Rothbarts, ſeine Hochzeit mit Irenen, König Rogers von Sicilien Wittwe, einer griechiſchen Prinzeſſin, feierte, wählte er zum Schauplatze der Feſtivitäten einen großen freien Platz im offenen Felde bei Augsburg, auf welchem auch ſchon Heinrich der Stolze von Baiern ſeine Vermählung gefeiert hatte. Die Stadt ſelbſt war für die Menge der Gäſte, welche von allen Seiten herbei ſtrömten, zu klein; alles wohnte in Zelten und Hütten, und die ſchöne Jah-

reszeit und das Wetter begünſtigten das Feſt. Beinahe alle Fürſten Teutſchlands waren mit ihren Gemahlinnen zugegen. Die Zahl der Ritter und ihrer Begleiter war faſt unüberſehlich, des gemeinen Volks nicht zu gedenken, das die Neugier aus allen benachbarten Städten und Gauen herbeilockte. Alles ertönte von Geſang und Tanz; und Turniere wechſelten mit vielerlei andern Arten von Luſtbarkeiten.

Eine größere Pracht und Verſchwendung herrſchte bei der zweiten Vermählungsfeier Kaiſer Friedrichs des Zweiten. Die Braut war in Purpur und Gold gekleidet, umgeben von einem großen Haufen der ſchönſten Jungfrauen, ebenfalls in Purpur gekleidet. Viele Schiffe lagen zu Luſtfahrten bereit, deren Hintertheil vergoldet, das übrige aber mit purpurnen Decken überzogen war.

Als der Graf Eberhard von Würtenberg ſich im Jahr 1474. mit Barbara, des Herzog Ludwig von Mantua Tochter vermählte, wurden am Tage des Beilagers, auf und bei dem Schloſſe Urach, vierzehntauſend Perſonen geſpeist. Vor der Speiſekammer ſprang aus drei Röhren Wein in ein großes Gefäß, in welchem eine große Menge hölzerner Becher zum Schöpfen für jedermann lagen.

Eines der glänzendſten Hochzeitfeſte war das Herzogs Georgs des Bärtigen von Baiern-Landshut im Jahr 1475. Albrechts von Brandenburg Gemahlin erſchien bei demſelben in einem Ge-

folge von mehr als hundert adelichen Damen. Vierzehn Jungfrauen unter denſelben trugen Federbüſche mit Diamantagraffen. Albrecht ſelbſt brachte 1300 Pferde mit, und die Anzahl aller Pferde, die ſämmtliche Gäſte mit ſich gebracht hatten, betrug 6400. Von der Pracht, die bei dieſer Gelegenheit in der Kleidung herrſchte, macht ein alter Schriftſteller folgende Beſchreibung: „Item, darnach gieng die Braut, und führte ſie der Kaiſer (Friedrich der Dritte) und Herzog Otto, und der Kaiſer hett an ein rothes gar koſtenliches Stück, das war gilden, und hatte einen Ueberſchlag mit gar koſtenlichen Perlen geſtickt; darinne verſetzt gar viel koſtenlichen Edelgeſtein von Dymant, Rubin, Schmaracken, Saffir ꝛc. ꝛc. und viel ander Edelgeſtein, und hatte auch an dem Hals hengen ein gar koſtenliches Kreuz, darinn verſetzt war viel gar koſtenlicher Edelgeſtein, und führte die Königinn (königliche Prinzeſſin Braut) bei der rechten Hand, und zur linken Hand gieng Herzog Ott, und hatt an einen braunen kurzen Rock; das halb Theil des Rocks war aller geſtickt mit Perlen, desgleichen war die Kappen, und die einen Hoſen mit gar ſchönen Perlein, auch darein verſetzet Edelſtein, und gieng zu der linken Seite. Item die Braut hatte an einen rothen ſeiden Rock von gar guten Atlas, und war von oben bis zu Ende ganz und gar Perlein, die waren aber groß und ſchön, und gar geſtickt von heidniſchen

Blumen, und in den Blumen ſtanden gar ſchöne Edelgeſtein, und der Rock war gemacht gar weit nach ihren Sitten, und hatte ein hohes Koller, das war ganz geſtickt mit Perlein. Auf dem Haupt hatte ſie eine koſtenliche Kron, von gar koſtenlichen Hefftlein, und inwendig der Kron auf dem Haar hatte ſie einen breiten Borden von gar großen Perlein, und unter der Kron hieng ein dünn Tuch hervor, ein wenig für die Augen, doch daß man ihr die Augen ſah, und hatte auch ein koſtenliches Halsband, und gieng aufgerichtet, und ſchluge doch die Augen ein wenig unter ſich, und iſt ſehr ein hübſch Menſch, und dazu grade, und ein liebliches Angeſicht, und ſieht gar frei mit ihren Augen. Auf die nemliche Art giengen auch die übrigen Fürſten, entweder ganz in gülden Stück gekleidet, oder in Kleidern, die entweder ganz oder zum Theil mit Perlein geſtickt waren."

Schon in Herzog Otto's von Baiern Kleidung finden ſich Spuren von dem ſonderbaren Geſchmacke unſrer Vorfahren. Aehnliche Beiſpiele waren nicht ſelten. So erſchien z. B. der Erzherzog Maximilian, der Sohn des Kaiſers, in einem kurzen rothen ſammetnen Rocke, grau und weiß getheilt; Churfürſt Albrecht von Brandenburg in einem atlaſnen Rocke, über den linken Arm mit zwei weiſſen und ſchwarzen durchgehenden Strichen, der Bräutigam, bei Einholung der Braut, aber in einem brau=

ven, weiß und grauen Rocke, und einem mit Perlen geſtickten linken Ermel, worauf die Worte ſtanden: „In Ehren liebet ſie mich.“

Auch die alten ſächſiſchen Fürſten begiengen dergleichen Feſte mit auſſerordentlicher Pracht. Als Magdalena, Tochter Herzog Georgs von Sachſen, mit dem Markgrafen Joachim von Brandenburg vermählt wurde, dauerten die Feierlichkeiten fünf Tage. Es waren dabei zugegen 22 Fürſten, 10 Fürſtinnen, 5 Prinzeſſinnen, 20 Grafen und eine große Anzahl von Gäſten aus der Ritterſchaft und dem Adel. Dieſe Gäſte hatten 2048 Pferde bei ſich, welche der Braut Vater auf ſeine Koſten fütterte.

Ein ſehr glänzendes Hochzeitfeſt wurde im Jahr 1512. gefeiert, als der Herzog Heinrich von Sachſen mit Katharinen, einer mecklenburgiſchen Prinzeſſin, Beilager hielt. Die beiden Brüder, Churfürſt Friedrich und Herzog Johann, brachten ein ſehr zahlreiches und prächtig gekleidetes Gefolge, und unter dieſem 23 Edelknechte mit ſich, die im Turniren große Fertigkeiten beſaßen, und alle in eine Farbe gekleidet waren. Die Kleidung ſelbſt beſtand in kurzen rothen Röcken, mit vier kleinen Falten unterhalb dem Gürtel. Herzog Georg hielt ſeinen Einzug ebenfalls in Begleitung eines köſtlich geſchmückten Zugs, und ſeine Gemahlin fuhr in einem vergoldeten Wagen, welchen acht graue Hengſte zogen. Die Braut wurde das erſtemal, eine halbe Stunde

vor Freiberg, durch Abgeſandte des Bräutigams empfangen. Sie hatte zwei vergoldete, und mit ſchwerem goldenen Zeuge bedeckte Wagen bei ſich. Der zweite Empfang geſchah im Felde vor Freiberg, durch den Bräutigam und ſeine Verwandten ſelbſt. Der Bruder deſſelben hielt die Anrede, und der Braut Bruder führte das Wort auf der andern Seite. Als der Zug wieder nach der Stadt gehen ſollte, wurde die Ordnung deſſelben auf dem Felde durch die Marſchälle und Hofmeiſter genau und umſtändlich veranſtaltet. Das Gefolge des Bräutigams eröffnete den Zug. Die Hauptfarbe ihrer Kleidung war gelb und roth, die Beifarben grün, braun und weiß, und letztere hatten wieder Querſtreifen von den Hauptfarben. Herzog Georgs Zug war ganz ſchwarz gekleidet.

Als ſämmtliche Gäſte in die Stadt gekommen waren, wurde zuerſt ein Turnier gehalten, und ſodann in der Kapelle das Tedeum geſungen. Ein Tanz beſchloß die Feierlichkeit, allein erſt am folgenden Tage begannen die eigentlichen Feſte. Unter Begleitung von zehn fürſtlichen Perſonen gieng das Brautpaar in die Domkirche zur Brautmeſſe. Hier hatte jeder Gaſt in Rückſicht auf Kleiderpracht ſein Möglichſtes gethan. Man ſah die mannigfaltigſten Trachten und Schnitte, und beſonders waren goldene Ketten ein Artikel, worin immer einer den andern zu übertreffen ſuchte. Ein gewiſſer Edelmann trug für

2000 M. fl. Ketten an ſich. Vor der Braut giengen zwölf Diener, mit eben ſo viel Kerzen in der Hand, her. Herzog Georgs von Sachſen Gemahlin trug einen mit Perlen über und über geſtickten Rock, auſſer einer Menge von Edelſteinen und goldenem Geſchmeide. Zwei Grafen und zwei Ritter trugen ihre Schleppe. Die Landgräfin von Heſſen war eben ſo koſtbar gekleidet. Alle Fräulein, die den Zug begleiteten, trugen Röcke von ſchwerem goldenen Zeuge, und waren mit Perlen und Kleinoden bedeckt. Die Fräulein im Gefolge der Gemahlin Herzog Georgs trugen rothe ſammtne Röcke, mit Perlen reich geſtickt, und große goldene Ketten. Die Braut, die Fürſtinnen und andere als Gäſte anweſenden Frauenzimmer nicht gerechnet, waren 160 ſolcher geputzter Damen. Die gemeinſte Tracht war Sammet. Auch dieſen Tag beſchloſſen Turniere. Den dritten Tag wurde ein Stechen im hohen Zeug und ein Schwerdtkampf gehalten, wobei acht Danke an die Sieger ausgetheilt wurden, nämlich vier Fürſtendanke und vier Geſellendanke. Wolf von Schönberg, Innocenz von Starſchedel, Hans Metzſch und Martin von Waldenfels erhielten die Preiſe, welche in einem goldenen Schwerdte, Schüſſel, einer Lanze und ein paar Handſchuhen beſtanden, und von den Damen ausgetheilt wurden.

Die Rechnung von den Zehrungs- und Speiſekoſten bei dem Beilager des Grafen Günthers

von Schwarzburg, mit dem Beinamen des Streitbaren, das im November 1560. gefeiert wurde, iſt nicht nur wegen ihren Stärke, ſondern auch wegen ihrer Mannigfaltigkeit und des Sonderbaren mancher Artikel, merkwürdig. Es wurdeu zu dieſem Feſte 64 fürſtliche und gräfliche Perſonen und 84 Ritter eingeladen, die denn ein ungeheueres Gefolge, und eine große Menge Pferde mit zur Stelle brachten.

Das Verzeichniß des bei dieſer Gelegenhait Verbrauchten iſt folgendes: 700 Malter Korn (vermuthlich das Malter zu 4 Maas oder Scheffel gerechnet.) 120 Hirſche. 116 Rehe. 150 große und kleine wilde Schweine 850 Haſen. 20 Auerhähne. 35 Birkhühner. 300 Rebhühner. 200 Schuepfen. 60 Haſelhühner. 85 Schock Krametsvögel. 150 Stück welſche Hühner. 20 Schwäne. 24 Pfauen. 14 Schock andere Vögel. 8 Schock wilde Gänſe. 100 Stück Ochſen. 1000 Stück Hammel. 70 Schock Hühner. 45 Schock zahme Gänſe. 3550 Schock Eyer. 175 Schock Kapaunen. 245 Spanferkel, gebraten. 200 Seiten Speck. 8 Rinder, geräuchert. 47 Stück Schweine. 24 Saugkälber, ein Jahr alt. 40 junge Saugkälber. 4 Tonnen Schmalzbutter. 8 Tonnen geſalzene Butter. 7 Faß Weineſſig. 10 Faß Biereſſig. 200 Fäßlein eingemachtes Wildpret. 720 Schock große Karpfen. 21 Centner Hechte. 85 Schock grüne Forellen. 4 Centner grüne Aale. 7 Fuder Krebſe. 60 Stübchen Schmerlen. 24 Stübchen kleine Gemangfiſche. 10

Schock Neunaugen. 30 Schock Barbenſaalfiſch. 3 Tonnen geſalzenen Hecht. 6 Tonnen Lachs. 2 Tonnen Stör. 1 Tonne geſalzenen Aal. 1 Ballen Schollen. 1 Ballen Stockfiſich. 3 Tonnen Rothſchier. 4 Tonnen Rochen. 3 Tonnen Heringe. 3 Schock gedörrte Lamparten. 3 Centner Zwetſchgen. 1 Tonne Honig. 13 Centner Wachs. 2 Centner Reis. 3 Centner Hirſe. 10 Centner Unſchlitt. 1 Centner Kirſchmus. 12 ganze Parmeſankäſche. 700 holländiſche Käſe. 4 Körbe Roſinen. 1 Butte Oblaten. 700 Kronen für Zukkergebackenes. 200 Thaler für Zwiebeln, Kräuter und Wurzeln. 700 Klaftern Holz. 4800 Malter Hafer.

Noch größer iſt faſt der Luxus, der bei dieſer Gelegenheit im Getränke herrſchte, da natürlich die Sitte des Zeitalters hier noch größere Mannigfaltigkeit und Menge heiſchte. Man brauchte 20 Lägel Malveſier. 25 Lägel Rheinfall. 25 Fuder Rheinwein. 30 Fuder Würzburger und Frankenwein. 6 Fuder Nekarwein. 12 Faß Breihahn. 24 Tonnen Hamburger Bier. 12 Faß Eimbecker Bier. 12 Faß Braunſchweiger Bier oder Mumme. 6 Faß Goſe. 6 Faß Mindiſch Bier. 10 Faß Arnſtädter Bier. 30 Faß Zelbiſch Bier. 10 Faß Engliſch Bier. 200 Faß Speiſebier, ohne was ſonſt noch an alten Kräuterbieren (als Hirſchzungen= Salbey= Beyfußbier und dergl.) vertrunken wurde. 1010 Eimer Landwein. Ferner 4500 Thaler für Kleidung und Pferdeſchmuck. 4500

Thaler für Stallung, rauch Futter und Trinkgelder auf 3500 Pferde. 10,000 Thaler für Bekleidung, Teppiche und Umhänge der Gemächer.

Im Jahr 1578. vermählte ſich Wilhelm von Roſenberg, ein ſehr reicher böhmiſcher Edelmann, mit der Prinzeſſin Anne Maria von Baden. Auf dieſem Hochzeitfeſte, welches von 26ſten Jannar bis erſten Februar dauerte, und zu welchem, auſſer vielen andern vornehmen Gäſten, der Markgraf von Baden und ſeine Gemahlin, zwei Herzoge von Baiern, und der Erzbiſchoff von Prag geladen waren, wurde auf den Tafeln verzehrt: 40 Hirſche, 50 Damhirſche, 50 Fäßchen geſalzenes Wildpret, 20 wilde Schweine, 2130 Haſen, 250 Faſanen, 30 Auerhähne, 2050 Rebhühner, 20,688 Droſſeln, Krammetsvögel, Schnepfen und Holztauben, 150 gemäſtete Ochſen, 20 jährige Kälber, 526 junge Kälber, 1526 Würſte, 150 Maſtſchweine, 456 Leberwürſte, 326 Bratwürſte, 450 Schöpſe, 395 Lämmer, 504 größere Ferkel, 20 geräucherte Ochſen, 40 geräucherte Schöpſe, 350 Pfauen, 1335 Gänſe, 3106 Kapaunen, Hähne und Hühner, 18,120 Karpfen, 10,209 Hechte, 6380 Forellen, 3400 andere Fiſche, 5200 Schock Krebſe, 7096 Stück geräucherte Fiſche, 350 Stockfiſche, 1200 Seeſpatzen, 675 Bricken, 300 Neſſel Gründlinge, 780 Bücklinge, 4 Hauſen, 4 Tonnen Heringe und 30,947 Eier. An ungeriſchen, tyroler, öſterreicher und Rheinwein giengen 1100 Eimer auf, an Bier

903 Faß. Die Pferde der Gäſte verzehrten 3075 Strich Haber.

Die Speiſen ſelber wurden in ſolchen Fällen nicht nur ſo ſchmackhaft als möglich zubereitet — wenn man die ſilbernen Deckel abnahm, mußte ein ſtarker Duft der köſtlichſten Gewürze aus den Schüſſeln ſteigen — ſondern auch dem Aeuſſern nach mit koſtbaren Verzierungen bekleidet. Man ſah vergoldete und verſilberte Paſteten und Schaugerichte, die das Auge durch die künſtlichſten Erfindungen ergötzten. Zu dieſen ungeheuren Verſchwendungen der Tafel rechne man noch an den fürſtlichen Höfen die muſikaliſchen Kapellen, die Feuerwerke ſeit dem Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts, die große Menge unnöthiger Hofleute, Hofzwerge, Hofnarren und Hofbediente, die vielen Hunde, Pferde, Jäger, Goldmacher, das Spielen, die neuen unnöthigen Gebäude und dergleichen, und man wird leicht begreifen, daß bei einer ſolchen Wirthſchaft der Verfall der fürſtlichen Kammern unvermeidlich war, und daß die Fürſten, wie die Grafen und Herrn, ſich nothwendig in Schulden ſteckten und zu Grunde richteten. Der Churfürſt August in Sachſen hinterließ im Jahr 1586. einen Schatz von ſiebenzehn Millionen, wovon im Jahr 1613. nichts mehr da war. Im Jahr 1594. übernahmen die baieriſchen Landſtände ſieben und vierzig Tonnen Goldes fürſtlicher Schulden, die ſie in zwölf Jahren abtragen wollten.

Selten wurde an großen und kleinen Höfen ein Landtag gehalten, auf welchem nicht von der Uebernahme alte Schulden, oder der Bewilligung neuer Steuern, gehandelt wurde.

Fürſten und Herren waren aber nicht die einzigen, welche der Schwelgerei ergeben waren; ſie erſtreckte ſich auch auf die mittlern und niedern Volksklaſſen. Schon im Jahr 1423. erließ der Landgraf Ludwig der Erſte von Heſſen eine Verordnung, welche allein hinreichend wäre, gegen die von Manchen ſo hoch geprieſene Frugalität der Vorzeit einen Zweifel zu erregen. Es heißt in dieſer Verordnung unter andern: Item were Hochtzeit oder Wirthſchaft in unſrer Stadt Caſſel haben oder machen will, es ſey Pfaff, Leien oder Hofgeſinde, die ſollen das halten, als hernach geſchrieben ſtehet ꝛc. ꝛc. fortmehr zu der Hochtzeit an dem erſten Abende mag man haben fünfzehn Schüſſeln und nicht mehr — — am andern Tage zu der Braut Suppen auch fünfzehn Schüſſeln, and zu dem rechten Imbs fünfzig Schüſſeln, und die Diener zehn Schüſſeln, und am Abende mag man auch haben fünfzehn Schüſſeln, für zwei Menſchen wäre eine Schüſſel zu rechnen ꝛc. ꝛc.

Aehnliche Verordnungen wurden zu verſchiedenen Zeiten, in jedem Lande und in jeder größern Stadt, gegeben und erneuert. Allein demohngeachtet ſtieg der Aufwand bei Hochzeiten und Kindtaufen in

ſo ſinnreicher Erfindung, daß kein Policeigeſetz ihm hinlänglich begegnen konnte. Vormals hatten die Handwerksleute und Bürger bei ihren Hochzeiten und Tänzen nur Trommelſchläger, oder einen Sackpfeifer. Nach der Zeit nahmen ſie Geiger: nun aber wollten auch ſie die Hausleute oder Stadtpfeifer, auch wohl gar Poſaunen und Trompeten haben. In der Hochzeitordnung der Stadt Münden wurde verordnet, daß bei einer großen Hochzeit nicht über 24 Tiſche, jeder zu zehn Perſonen, ſeyn ſollte. Zu einer kleinen Hochzeit erlaubte man vierzehn Tiſche. Der Schmaus ſollte nicht über drei Stunden dauern. Hinter dem Hochzeithauſe ſaßen die Stadtarmen, die das Rathszeichen trugen; dieſe mußten zu eſſen bekommen: und vor dem Hauſe verſammelten ſich die Siechen des Orts.

In Churſachſen war man ſtrenger. Nach der Policei- und Kleiderordnung vom Jahr 1612. ſollte keiner vom Adel bei einem Hochzeitmal mehr als acht Tiſche ſetzen, und, auſſer dem Obſt, nicht über zwölf Gerichte geben, bei hundert Thaler Strafe. Bei bürgerlichen Hochzeiten ſollte allemal der Magiſtrat die Anzahl der Gäſte und Tiſche nach Beſchaffenheit der Umſtände beſtimmen: doch wurden nicht mehr als fünf Gerichte, auſſer dem Käſe, Kuchen und Obſt, und nur zweierlei Wein und zweierlei Bier erlaubt, kein Malvaſier, kein Rheinfall, Alicante, Muſcateller, Veltliner oder andere

ausländiſche Weine. Würde jemand mehr Gerichte oder Getränke geben, ſo ſollte er für jedes zwanzig Gulden Strafe erlegen. Auch ſollten alle Schau- und Beieſſen gänzlich abgeſchafft ſeyn. Auf vornehmen Hochzeiten ſollten die Stadtpfeifer für den Tag nicht mehr als fünf Thaler bekommen, und weder an des Bräutigams noch an der andern Hochzeitgäſte Tiſchen auflegen laſſen, blos den Junggeſellentiſch ausgenommen Den Geringen ſollte, auf vornehmen Hochzeiten, nicht mehr denn drei Thaler für den Tag gegeben werden. Handwerksleute und andere gemeine Bürger ſollten zu ihren Hochzeiten die Stadtpfeifer nicht nehmen, ſondern ſich an den Geigern, oder, wie vor Alters gebräuchlich geweſen, mit den Trommmelſchlägern begnügen; jene ſollten für den Tag zwei, dieſe einen Reichsthaler bekommen.

Alle dieſe und andere Einſchränkungen des Luxus waren gut gemeint, wurden aber ſchlecht beobachtet und bald wieder vergeſſen. Die Moraliſten eiferten und jammerten darüber, und die Prediger prophezeihten, daß Gott Krieg ins Land ſchicken werde, daß Hunger und Peſt entſtehen müßten und dergl. So voreilig die Prophezeihung zu ſeyn ſchien, ſo richtig war die Bemerkung, daß ohne eine ſolche allgemeine Revolution dem Unweſen nicht geſteuert werden konnte.

Ein ſtattliches Gaſtmahl im fünfzehnten Jahrhundert.

(Aus Könighofens Strasburger Chronik.)

Ruprecht, ein Herzog von Baiern, Herzogs Stephan, Pfalzgrafen Sohn, kam im Jahr 1445. an das Bisthum Strasburg. Auf Dienſtag vor Valentin ritt er zu Strasburg ein mit 500 Pferden, und hatte ſeinen Vater, Stephan, bei ihm, auch ſeiner Brüder Einen und ſechzehn Grafen und Herren.

Nach gehaltener Meſſe gieng der Biſchof mit ſeiner Herrſchaft in den Hof, und man ſaß zu Tiſche, und trug manche Eſſen und fremde Tracht auf. Unter andern brachte man dem Biſchof ein Gebakkenes, das war ein Schloß und ſo groß als ein Seſter. Da thät der Biſchof an dem gebackenen Schloß ein Fenſterlein auf, da flogen Vögelein heraus; darnach thät er ein Thürlein auf; da war ein Weiherlein darin gemacht, das lief voll lebendiger Fiſchlein. Darnach brachte man ihm eine andere Tracht, das war ein Spinnfärlein, gebraten, halb vergoldet, halb verſilbert, zum dritten Eſſen einen gebratenen Pfauen mit ſeinen Federn.

Es ſaßen in dem einen Saal mehr denn 300 Prieſter, und man gab in drei Gängen und jedes

Mahl fünf Trachten, und war jedes Eſſen anders, denn das andere.

Erſter Gang: Ein Kraut — Rindfleiſch — weiſſe Mandeln und Hühner darin — Schwarze Gallrei-Fiſche — Paſtet von Fladen.

Zweiter Gang: Schwarz Pfeffer, darin ſchweinen Wildpret. — Gebratenes von einem Hirſch — Grießmuß mit braunem Zucker — ein gefärbt Gebackenes — ein Eſſen, was weiß und gelb, war lind zu eſſen.

Dritter Gang: Reiß mit Zucker beſäet — Kappenhühner und Spinnfährlein gebraten — Gallrey, darin Hühner, Koppen und ein Soß dabei — Gebackenes, wie Regelsbirnen, Zwetſchgen, Pflaumen.

Es giengen auch vor dem Tiſch acht Propheten, die hatten ihre Reim und Sprüch, waren auch bekleidet wie die Propheten, hatten auch in ihren Händen allerlei Saitenſpiel, und ſpielten vor dem Tiſch.

Geſchichte der Bärte.

Jedes Volk, jedes Alter und jeder Stand opfert der Mode, und wird mehr oder weniger von ihr beherrſcht. Der männliche Bart diene zu einem Beweiſe. In allen Zeitaltern war die Art und Weiſe, wie man ſeinen Bart trug oder ſchor, dem Wechſel

ſo ſehr unterworfen, wie jede andere Mode. Es gab eine Zeit in Europa, wo ein langer, dichter Bart gleichſam für ein ſichtbares Sinnbild von Weisheit und Klugheit galt, und wo ein Mann mit einem geſchornen Kinn als ein Sonderling angeſtaunt wurde. Der Bart aber nicht allein, ſondern auch ſeine Form und Geſtaltung, erlitt eine Menge ſeltſamer Veränderungen.

Schon im grauen Alterthum galt ein großer hängender Bart für ein charakteriſtiſches Kennzeichen des höchſten Weſens. Der Jupiter der Heiden, ſamt allen übrigen Bewohnern des Olymps würden ohne dieſe majeſtätiſche Zier nie für das erkannt worden ſeyn, was ſie waren. Moſes verbot den Juden das Scheeren des Bartes, und die alten Philoſophen betrachteten ihn als das eigentliche Symbol ihres Standes. Bei den alten Teutſchen war die Beraubung des Bartes eine ſtreng verpönte Schmach; bei den Indiern eine ſchwere Strafe. Noch jetzt wird, nach Niebuhrs Berichte, derjenige, der ſich, aus Unachtſamkeit oder auf eine andere Weiſe, den Bart ſcheren läßt, in Baſra beſchimpft, und mit dreihundert Stockſchägen beſtraft. Die Beduinen haben eine ſo große Achtung vor dem Bart, daß Weiber und Kinder allemal den Bart ihrer Männer und Väter küſſen, wenn ſie einander begrüßen; das thun auch die ſich begegnenden Männer. Die Indianer in Quito kennen keine

größere Beſchimpfung, als das Abſchneiden des Bartes; daher denn dieſe Strafe auch nur bei ſehr großen Verbrechen üblich iſt.

Egypter, Griechen und Römer ließen Jahrhunderte lang ihren Bart wachſen, die letztern aber fiengen an, ſich raſiren zu laſſen, als Publius Sicinus ihnen (454 Jahre nach Erbauung der Stadt) aus Sicilien eine gute Anzahl Barbierer mitbrachte. Scipio, der Afrikaner, war der erſte, welcher die Mode einführte, dieſes täglich zu thun. Es gab zu großen Ceremonienviſiten Veranlaſſung, wenn einem römiſchen Jünglinge zum erſtenmal der Bart abgenommen wurde. Dieſes geſchah vom ein und zwanzigſten bis zum neun und vierzigſten Jahre; von dieſem Alter an war es keinem Römer mehr erlaubt, den Bart nicht lang zu tragen. Der Erſtlingsbart wurde in einer goldenen oder ſilbernen Büchſe verwahrt, und einer Gottheit, ſonderlich dem Jupiter im Kapitol, geweiht. Vierzehn der erſten römiſchen Kaiſer ließen ſich raſiren, aber Kaiſer Hadrian ſetzte die Bärte wieder in ihre alten Rechte ein, weil er die Narben ſeines Geſichts gern verdecken wollte, und alle ſeine Nachfolger thaten bis auf Conſtantin ein gleiches.

Die älteſten Chriſten liebten ein geſchornes Kinn, und widmeten die erſte Bartſchur den Märtyrern und Heiligen. Perſonen von Anſehen pflegten ſogar ihren Kindern zum erſtenmal den Bart durch andere

Perſonen von Stande raſiren zu laſſen, die dadurch ihre Pathen oder geiſtlichen Väter wurden. Ja, man wurde ſchon der Pathe eines Jünglings, indem man ihm nur den Bart berührte. Ein anderer alter Gebrauch war, daß man bei Verträgen und ſchriftlichen Verhandlungen, zur größern Bekräftigung, einige Barthaare an das beigedruckte Siegel befeſtigen, und dieſes ausdrücklich in der Unterſchrift mit anmerken ließ. So heißt es in einem Schenkungsbriefe vom Jahr 1181 „mit Beifügung dreier Haare aus meinem Barte.“ Oft diente ein Bart auch zur Geiſſel und Unterpfand. In den ſiegreichen Kriegen, welche die alten Portugieſen in Oſtindien führten, gerieth Don Caſtro, einer ihrer Generale, in Geldverlegenheit. Er erſuchte einige Kaufleute zu Goa um einen anſehnlichen Geldvorſchuß, den er auch erhielt, und ſetzte dafür einige Locken von ſeinem Barte zum Pfand ein, die er, zur geſetzten Zeit, mit Ehren wieder auslöſete. Ein Schwur beim Barte hatte ſtets die größte Glaubwürdigkeit.

In der chriſtlichen Kirche war der Bart Jahrhunderte lang ein Gegenſtand der Zwietracht; der einen Parthei galt er als ein Zeichen der Rechtglaubigkeit, von einer andern wurde er für die ausgeſteckte Fahne der Ketzerey erklärt. Es wurden Provincial-, National-, General-Concilien, Synoden und Kapitel von allen Mönchsorden gehalten, um

dieſen ehrwürdigen Auswuchs des Kinns zu unterſuchen, und aus allen dieſen Unterſuchungen entſtanden Streitigkeiten ohne Zahl, wo die Frage erörtert wurde: welche Geſtalt man ihm geben müſſe, und ob man ihn ohne Sünde dürfe wachſen laſſen? Bald befahl man ihn rund, bald viereckigt, bald ausgezackt zu tragen, und jedesmal wurde der Bannſtrahl gegen die aufgehoben, welche dem neuen Rathſchluſſe nicht gehorſam waren. So lange man ſich nur über Form und Größe ſtritt, nahm blos die abendländiſche Geiſtlichkeit Theil daran; als aber im zwölften Jahrhundert die Geiſtlichen, zum Unterſchied von den Weltlichen, ſich raſiren ließen, gerieth das ganze Morgenland in Aufruhr. Alle Glaubigen in Aſia und Afrika eiferten für die Sache des Bartes, und erklärten die Bartloſen geradezu für Ketzer. Die morgenländiſchen Mönche und Biſchöfe hielten ſo feſt auf die Bärte, als auf ihren Glauben, und noch heutiges Tages würde bei den Griechen das Bild eines bartloſen Heiligen für ein ſchreckliches Aergerniß gelten.

Im Abendlande ließ ſich die Geiſtlichkeit raſiren, ohne ſich an die Vorwürfe der Morgenländer zu kehren. Es wurden beſondere Tage feſtgeſetzt, an welchen die Mönche ſich den Bart abnehmen laſſen ſollten, nämlich einmal in der Faſten, und das übrige Jahr alle vierzehn Tage, die Einſiedler hingegen alle ſechs Wochen. Die alten Karthäuſer ließen

ſich ſechsmal im Jahr den Bart ſcheeren, die heiligen Abende vor Oſtern, Pfingſten, Mariä Himmerfahrt, Allerheiligen, Weihnachten und Anfang der Faſten. In der Folge thaten ſie es den erſten Tag vor jedem Monat, und nach neuern Statuten alle vierzehn Tage. Den Prioren und andern, die in Kloſtergeſchäften ausgehen mußten, wurde erlaubt, ſich alle Wochen raſiren zu laſſen. In einigen alten Kloſterſtatuten findet man ſogar die Regeln vorgeſchrieben, die beim Raſiren beobachtet werden mußten. Die Mönche verſammelten ſich nämlich an den feſtgeſetzten Tagen im Kloſter, die Kranken allein ausgenommen. Jeder raſirte ſich ſelbſt, oder ließ ſich dieſen Dienſt von einem Mitbruder erweiſen. Ein Mönch hatte die Geräthſchaften in Verwahrung, und theilte die Scheermeſſer, ein anderer hingegen die Becken aus, und diejenigen, welche die Woche bei Tiſche aufgewartet hatten, ſorgten für warmes Waſſer. In jedem Kloſter war nur ein Streichriemen, um die Scheermeſſer zu ſchärfen, und es war verboten, ihn zu beſchädigen, das Raſierwaſſer zu verſchütten, und dergleichen, bei Strafe einiger Streiche. Während der Operation wurde nicht geſprochen, und zu Zeiten ein Pſalm geſungen. Geſchah es, daß man zum Gebete läutete, ſo mußten die Mönche, welche noch nicht fertig waren, dieß bis nach der Kirche aufſchieben, in der Kirche ſelbſt aber ihren Platz nicht im Chore, ſondern an einem abgeſonder=

ten Orte einnehmen. Den jungen Geiſtlichen wurde der Bart das erſtemal mit vielem Pompe abgenommen, und vor und nach dem Abſcheeren verlas man beſondere Gebete.

In den erſten Jahrhunderten ihrer Monarchie hielten die Franzoſen große Dinge auf einen langen Bart. Man trug ihn als ein Ehrenzeichen, und ein langer Bart unterſchied einen Franzoſen von andern unter das Joch gebrachten Völkern. Unter König Heinrich dem Erſten glich das Geſicht der damaligen Stutzer, durch die Art, wie ſie ſich den Bart und die Haare zu verſchneiden pflegten, vollkommen einer dreifachen Kaskade. Ihre runden, gleichen und flachen Haare giengen nicht über die Ohren, und waren gleichſam der erſte Fall; die herabhängenden Knebelbärte ohne Spitze bildeten den zweiten, und der lange, ſpitzig zulaufende Bart am Ende des Kinns, der dritte Fall. Die jungen Herren trugen große Sorgfalt für ihre Bärte, allein gegen das Ende des eilften Jahrhunderts erklärte der Erzbiſchof Wilhelm von Rouen den langen Haaren und Bärten den Krieg, und trieb es ſo weit, daß im Jahr 1096. auf einer Kirchenverſammlung ausgemacht wurde, es ſollten die, ſo lange Haare trügen, zeitlebens von der chriſtlichen Kirche ausgeſchloſſen ſeyn, und man ſollte nach ihrem Tode nicht für ſie bitten. Dieſe Sache lief aber nicht ſo ganz ruhig ab, denn die Bärte fanden mächtige Verthei-

diger. Das allertraurigſte aber war, daß ſich König Ludwig der Siebente ſelbſt den Bart ſcheeren ließ, um den Befehlen der Biſchöfe zu gehorchen. Seine Gemahlin Leonore fand das lächerlich, und es entſtand darüber ein ſolcher Zwieſpalt unter den königlichen Ehegatten, daß ſie ſich von einander ſcheiden ließen. Sechs Wochen nach dieſer Eheſcheidung vermählte ſich die Königin mit dem Herzoge Heinrich von der Normandie, welcher nachher König von England wurde, und zur Mitgabe brachte ſie ihm Poitou und Guyenne zu. Hierauf entſpannen ſich alle jene Kriege, welche Frankreich länger als drei Jahrhunderte verwüſteten. Es mußten über drei Millionen Franzoſen ſterben, weil ſich ein Erzbiſchof über die Bärte entrüſtet, weil ſich ein König hatte barbieren laſſen, und weil er ſeiner Gemahlin mit einem glatten Kinn lächerlich vorgekommen war.

Nach und nach kamen die Bärte in Frankreich aus der Mode, und man ſah keine mehr, bis Franz der Erſte ſie wieder herſtellte. An ſeinem Hofe erſchien die ganze galante und kriegeriſche Jugend in langen Bärten, nur die Magiſtratsperſonen und die Geiſtlichen nicht. Zwar machten die Kardinäle, als Fürſten der Kirche, auch Anſprüche auf dieſen männlichen Prunk, allein man ſtritt es ihnen ab. Ein unraſirter Biſchof, der in aller Pracht und Herrlichkeit vor der Thüre ſeiner Domkirche erſchien,

um Beſitz von ſeinem Sprengel zu nehmen, wurde von einem Trupp raſirter Chorherren abgewieſen, die ſich weigerten, ihm den Eintritt zu verſtatten, wenn er nicht Gebrauch von der goldnen Scheere machen wolle, die man ihm überreichte, um ſich den Bart abzuſchneiden.

An der Form des Bartes wurde nirgend mehr gekünſtelt, als in Frankreich. Auf den langen Bart, der unter Franz dem Erſten Mode war, folgte der Zwickelrunde, dann der Zwickelbart oder das Barttoupet, das wie ein Sträußchen unten am Kinn ſaß, ferner die in Form eines Schwalbenſchwanzes geſchnittenen Bärte, die friſirten Bärte, die Knebel- und Schnurrbärte, die auf türkiſche und ſpaniſche Manier, in Geſtalt eines Dolchheftes, geſtutzten Bärte, und noch eine Menge anderer Bartformen. Unter Heinrich dem Vierten trug man drei Finger lange Bärte, die breit geſchnitten wurden, wie Fächer, zugleich aber ein paar lange und ſteife Knebelbärte, wie die Katzen haben. Des Abends machte man ſeinen Bart mit einer eigenen wohlriechenden Wachspomade zurechte, und ſchloß ihn alsdann in eine Art von Kapſel, damit er des Nachts nicht Schaden leiden möchte. Am Hofe Ludwigs des Vierzehnten war vornämlich der kleine Stutzbart unter der Naſe in Ehren, bis endlich die Bärte von den meiſten Mannsperſonen gänzlich aus dem Geſichte verbannt wurden. Man behauptet,

daß eine gewiſſe häßliche Krankheit, welche die Spanier aus Amerika nach Neapel brachten, und welche Bart und Haare ausfallen machte, einen großen Einfluß auf dieſe Bartrevolution gehabt habe. Einige große Herren, die von dieſer Krankheit litten, und ſich ſchämten, öffentlich die Merkmale ihrer Ausſchweifungen zu Schau zu tragen, entſchloſſen ſich, lieber dem Barte ganz zu entſagen. Viele folgten ihrem Beiſpiel aus Noth oder Schmeichelei, und nach und nach verbreitete ſich die neue Mode, das Geſicht zu raſiren, von Land zu Land.

Da der Bart warm macht, ſo wär' es natürlich, daß man ihn im Morgenlande abſcheere, und in Europa wachſen ließe. Aber in Aſien ſind die Gebräuche ſo unveränderlich, wie die Staatsverfaſſungen. Seit zwei tauſend Jahren haben ſich daſelbſt die Sitten nicht verändert. Im Alterthum trugen die Menſchen daſelbſt ihren Bart, und die Nachkommen tragen ihn noch: Karl der Zwölfte, König von Schweden, konnte die Janitſcharen zu Bender nicht eher in Wuth bringen, bis er ihnen mit Abſchneidung der Bärte drohte. Wer einem Muhamedaner auf den Bart ſpuckt, oder ſich gegen ihn der Worte bedient: „Dreck auf deinen Bart!“ erweiſet ihm eine Beleidigung, welche der Beleidigte mit Blut rächen muß. Geſchah es ohne Vorſatz, ſo muß der Beleidiger den andern um Verzeihung bitten, und ſeinen Bart küſſen. Die Sineſer,

denen die Natur große Bärte gewiſſermaſſen verſagte, ſparen keinen Fleiß, die ihrigen ſo lang wachſen zu machen, als möglich, und beneiden uns Europäer, weil uns die Bärte ohne Mühe kommen. Die Perſer halten den Bart heilig, und warten ihn mit großer Sorgfalt. Weil ſchwarze Bärte bei ihnen Mode ſind, ſo färben ſie ihre Bärte vermittelſt einer Salbe, wenn ihnen Alter oder Natur einen andern Bart gegeben haben. Ein ehrbarer Türke hingegen hält es für unanſtändig, ſeinen Bart zu ſchwärzen. Es gehört bei türkiſchen Beſuchen mit zu den Ehrenbezeugungen, daß der Bart mit wohlriechendem Rauchwerk geräuchert wird. Ein Knabe kniet mit dem Rauchfeſſe vor jedem Gaſte, der begierig den Wohlgeruch in ſeinen Bart zieht. In Arabien iſt es eine Schande, mit geſchornem Barte zu gehen. Einem den Bart abſchneiden, iſt in Egypten eben ſo viel, als ihn auf's ſchändlichſte verunehren, und als ſeinen Leibeignen behandeln. Bei dem Barte der Braminen in Hindoſtan wird geſchworen, und in Tibet tragen die Geiſtlichen falſche Bärte. Die Mauren in Afrika ſind auf nichts ſtolzer als auf ihren Bart; ſie kämmen und balſamiren ihn, und er iſt der erſte Gegenſtand ihres Putzes.

Von den Amerikanern ſind blos die Eſquimaux, und noch zwei oder drei andere Völkerſchaften im mittäglichen Amerika, etwas bärtig. Als die dünnbärtigen, oder faſt bartloſen Bewohner dieſes großen

Welttheils die erſten Europäer ſahen, traf ihre größte Verwunderung die langen Bärte, die man damals in Europa trug, und die ihnen, als eine ſeltſame Häßlichkeit, reichen Stoff zum Lachen gaben.

Es gab eine Zeit, da man die falſchen Bärte den natürlichen vorzog. Der Erfinder derſelben war ein Spanier, und ſeine Landsleute gaben ſeiner Erfindung ſo großen Beifall, daß jedermann ſich das Geſicht ſcheeren ließ, und einen falſchen Bart trug: man wechſelte den Bart, wie die Perücken. Da aber viele Mißbräuche damit getrieben wurden, ſo wurden ſie verboten. Den Bart zu ſchmücken, wurden viele Mittel erſonnen. Man wichste ihn mit eigenen dazu präparirten Wachsſtangen, die ihm nicht allein die Modeform, ſondern auch die Farbe, oder den Wohlgeruch gaben, die er haben ſollte. Des Abends wurde er gewaſchen, gekämmt, balſamirt und dann in einen Beutel oder Säckchen geſteckt, damit er im Schlafe keinen Schaden nehme. Die Mannsperſonen von gutem Tone führten kleine Bürſtchen bei ſich, die ausdrücklich dazu verfertigt waren, einen verwirrten Bart wieder in Ordnung zu bringen. Oft leiſtete die Dame dem Herrn dieſen Dienſt, und das war denn eine vorzügliche Gunſtbezeugung. Der Bart eines Negerkönigs war in zwanzig kleine Locken abgetheilt, an welche man ſechzig Edelſteine gebracht hatte. Andere Neger knüpften kleine Schellen an die Barthaare.

Geſchichte der Kutſchen.

Schon in den älteſten Zeiten bediente man ſich, beſonders bei feierlichen Veranlaſſungen, bedeckter und unbedeckter Wagen, in welchen man mit einiger Bequemlichkeit fahren konnte. Die Egypter, Griechen und Römer hatten dergleichen Fuhrwerke, und die leztern ſuchten eine Ehre darin, in beſonders hohen, mit Gold und Edelſteinen geſchmückten Wagen zu fahren. Die Teutſchen, welche der Römer Herrſchaft zerſtörten, hielten nichts auf das Fahren in prächtigen Wagen, ſondern ſie gaben überall dem Reiten den Vorzug. Herren und Diener, Männer und Frauen, Weltliche und Geiſtliche ritten auf Pferden oder Mauleſeln, und Frauen und Mönche noch bequemer auf Eſelinnen. Der Miniſter ritt zu Hofe, und ſein Pferd gieng allein, ohne Führer, zu ſeinem Stalle zurück, bis es ein Bedienter wieder nach Hofe brachte, um den Herrn abzuholen. Auf gleiche Weiſe ritten die Rathsherren der Reichsſtädte, noch im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts, zu Rathe. Die Mitglieder des Raths, welche als Geſandte zu Reichstägen und andern Gelegenheiten verſchickt wurden, hießen deswegen Rittmeiſter.

Die Einzüge und Aufzüge großer Herren geſchahen niemals in Wagen, ſondern zu Pferde, und

ſelbſt im päbſtlichen Ceremoniel wird des Leibpferdes und Leibmauleſels gedacht. Bei der Kaiſerkrönung war den Churfürſten und Erzämtern vorgeſchrieben, den Einzug zu Pferde zu halten, und ihre Reichshofdienſte zu Pferde zu verrichten. Selbſt Fürſtinnen mit ihrem weiblichen Gefolge, ritten bei feierlichen Einzügen, bei Viſiten und zur Kirche auf ſchöngeputzten Zeltern, oder ſie ließen ſich in Sänften tragen. Auf Reiſen fuhr das vornehme Frauenzimmer gemeiniglich in bedeckten Wagen, die einigermaſſen den heutigen Landkutſchen gliechen, und deren Gebrauch nur dem hohen und niedern Adel erlaubt war.

Eigentliche Kutſchen, oder in Riemen hangende bedeckte Wagen, kamen zuerſt im fünfzehnten Jahrhundert in Gebrauch, allein nur Damen von hohem Stande bedienten ſich ihrer. Männer hielten es für unanſtändig zu fahren. Wenn damals die Churfürſten und Fürſten die Reichstage nicht beſuchen wollten, ſo entſchuldigten ſie ſich dadurch bei dem Kaiſer, das ihnen ihre Geſundheit das Reiten nicht erlaube, und man nahm es für ausgemacht an, daß es ſich nicht für ſie ſchicke, wie Frauenzimmer zu fahren. Als Graf Wolf von Barby vom Churfürſten Johann Friedrich zu Sachſen zur Reiſe nach Speier, zu dem daſelbſt angeſetzten Reichskonvent im Jahr 1544. gofedert ward, bat dieſer um Erlaubniß, ſich wegen ſeiner Unpäßlichkeit eines behangenen Wagens mit vier Pferden bedienen zu

dürfen. Sogar dem Frauenzimmer ward der Gebrauch bedeckter Wagen lange Zeit erſchwert, wie ſich davon um eben dieſe Zeit Beiſpiele finden.

Das Fahren mochte doch manchen gemächlichen Herren auch beſſer behagen, als das Reiten; wenigſtens fiengen Kaiſer, Könige und Fürſten am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an, ſich auf Reiſen, und hernach auch bei Feierlichkeiten, der bedeckten Wagen zu bedienen. So kam z. B. Kaiſer Friedrich der Zweite im Jahr 1474. in einem behangenen Wagen nach Frankfurt. — Bei dem, vom Churfürſten Joachim zu Brandenburg 1509. in Ruppin gehaltenen Turnier, findet ſich ſchon ein ganz vergoldeter Wagen der Churfürſtin, zwölf andere mit Carmoiſin beſchlagene Kutſchen, und eine mit rothem Sammet belegte Kutſche der Herzogin von Mecklenburg. Bei der Krönung des Kaiſers Maximilian im Jahr 1562. hatte der Churfürſt von Cölln vierzehn Kutſchenwagen. Als Markgraf Johann Sigismund 1594. zu Warſchau die Huldigung wegen Preuſſen leiſtete, hatte er in ſeinem Gefolge ſechs und dreiſſig Kutſchen mit ſechs Pferden. Bei der Wahl das Kaiſers Matthias hatte der brandenburgiſche Geſandte drei Kutſchen. Als dieſes Kaiſers Gemahlin 1611. ihren Einzug zur Vermählung hielt, fuhr ſie in einem, mit wohlriechendem Leder überzogenen Wagen. Die Infantin von Spanien, Maria, Gemahlin des

nachmaligen Kaiſers Ferdinand des Dritten, fuhr 1631. in Kärnthen in einem gläſernen Wagen, darin nicht mehr als zwei Perſonen ſitzen konnten. Der Brautwagen der erſten Gemahlin des Kaiſers Leopold, einer ſpaniſchen Prinzeſſin, koſtete nebſt dem Pferdegeſchirr 38,000 Gulden. Die Kutſche dieſes Kaiſers ſelbſt war über und über mit rothem Juchten und ſchwarzen Zwecken beſchlagen Die Geſchirre waren ſchwarz, an dem ganzen Werke aber kein Gold. Die Scheiben waren von Kryſtall. Wenn es Feſttag war, ſo war das Pferdegeſchirr mit rothen ſeidenen Franzen beſetzt. Die kaiſerlichen Kutſchen hatten hierin auch etwas beſonders, daß die Zugſtränge von Leder waren, da hingegen alle Kutſchen, worin im kaiſerlichen Gefolge die Hofdamen fuhren, nur mit Stricken vorlieb nehmen mußten.

An dem Hofe Herzog Ernſt Auguſts zu Hannover waren ſchon im Jahr 1681. fünfzig vergoldete Karoſſen mit ſechs Pferden. Das erſtemal, daß bei einer Reichsfeierlichkeit die Geſandten in Kutſchen erſchienen, ſoll bei der kaiſerlichen Kommiſſion geſchehen ſeyn, die im Jahr 1613. zu Erfurt zuſammen kam.

Anfangs glaubten die Landesherren, den Gebrauch der Kutſchen durch Verbote aufhalten zu können. So unterſagte z. B. im Jahr 1588. Herzog Julius zu Braunſchweig den adelichen Vaſallen

das Kutſchenfahren ſehr nachdrücklich. Auch Herzog Philipp der Zweite von Pommern-Stettin erinnerte 1608. ſeine Vaſallen, daß ſie ſich nicht ſo ſehr der Wagen, als der Ritterſchaft bedienen ſollten. Alle die Warnungen haben aber nichts geholfen, und die Kutſchen ſind in ganz Teutſchland gemein geworden.

In Frankreich ſcheinen die Kutſchen ſchon früher gebräuchlich geweſen zu ſeyn. Schon Iſabella, Gemahlin Karls des Sechſten von Frankreich, ſoll im Jahr 1405. in einem bedeckten, in Riemen hangenden Wagen ihren Einzug in Paris gehalten haben. Weil anfangs nur Frauenzimmer in den neuerfundenen Kutſchen fuhren, ſo nannte man dieß in Riemen hängende Fuhrwerk Frauenzimmerwagen (Chariots damerets). Als man ſie unter König Franz dem Erſten verbeſſerte, und ein vierſiziges Kabinet zwiſchen vier Rädern hieng, erhielten ſie den Namen Karoſſe. Eine ſolche Karoſſe ließ Franz für ſeine Maitreſſe, die Herzogin von Valentinois machen. Aber noch immer behielt das vornehme Frauenzimmer das Vorrecht, in dieſen dunkeln Kefichten zu fahren, die lederne Vorhänge ſtatt der Glasfenſter hatten. Die Könige ritten gemeiniglich auf Pferden, und die Hofbedienten auf Mauleſeln. Es waren auch in Paris an allen öffentlichen Gebäuden und Palläſten, Tritte zum Aufſteigen aufs Pferd gemauert.

Der erſte Franzoſe, der ſich einer Kutſche oder ſogenannten Karoſſe bediente, war Raymond von Laval, ein Hofcavalier Franz des Erſten, der ſo dick war, daß ihn kein Pferd mehr tragen konnte. Die Bequemlichkeit, welche die neuen Wagen verſchafften, brachte ſie in kurzer Zeit in Anſehen, und nach dem Beiſpiele der Königin fiengen ihre Hofdamen und andere Pariſerinnen vom Stande auch an, in Kutſchen zu fahren. Aber das Pariſer Parlament, welches die Kutſchen für ein Verderbniß der Sitten und eine gefährliche Pracht hielt, ſtellte dem Könige Karl dem Neunten vor, er möchte den Gebrauch der Kutſchen einſchränken, und nur auf Reiſen erlauben. Es ſcheint aber nicht, daß Karl auf dieſe Vorſtellung geachtet habe, weil die Karoſſen damals noch ſehr theuer und nicht ſehr häufig waren. Was indeſſen das Parlament nicht durch Verbote und Strafen gegen die Karoſſen ausrichten konnte, das ſuchten einige Mitglieder deſſelben, die der alten Mode treu blieben, durch ihr Beiſpiel zu hindern. Gillis le Maitre, erſter Parlaments-Präſident zu Paris, pflegte, wenn er mit ſeiner Familie auf's Land reiſete, neben ſeiner Gemahlin und Tochter, die in einem ſchlechten Wagen mit Stroh vollgeſtopft fuhren, nebſt ſeinen Bedienten auf einem Maulthier herzureiten. Chriſtoph de Thou, der nicht lange nach ihm dieſelbe Würde bekleidete, dachte von den bequemen Kutſchen nicht

ſo intolerant, ſondern hielt für ſeine Gemahlin eine eigene Equipage. Da bisher das Kutſchenfahren ein Vorrecht des Königlichen Hauſes geweſen war, ſo mußte es als eine beſondere Gunſt angeſehen werden, wenn man für ſein gutes Geld in einer Kutſche fahren durfte.

Zu den Zeiten König Heinrichs des Vierten, der 1610. in einer Kutſche ermordet wurde, ſah man in Paris noch immer nur ſelten dergleichen Gefährte. Der König ſelbſt hatte für ſich und ſeine Gemahlin nur Eine Kutſche, die ſie gemeinſchaftlich brauchten. Dieß erhellet aus einem Briefe des Königs an einen ſeiner Vertrauten, worin er ſich entſchuldigt, daß er ihn unmöglich beſuchen könne, weil die Königin zu derſelben Zeit ihre gemeinſchaftliche Kutſche gebrauche. Auch die Vornehmſten in Paris wußten unter ſeiner Regierung nicht gar viel von Kutſchen. Wenn z. B. Frau Nicole von Aubeſpine, eine Dame vom erſten Range, Staatsviſiten gab, ſo pflegte ſie auf einem Maulthiere, hinter ihres Mannes Secretair zu ſitzen. Die damals üblichen Kutſchwagen (chars) hiengen noch nicht in Riemen, hatten einen Himmel, der auf zierlichen Säulen ruhte, und der ganze Kaſten war mit Vorhängen von Zeug oder Leder, die in die Höhe gezogen werden konnten, umgeben. Ludwig der Vierzehnte hielt 1642. ſeinen Einzug in einem hängenden Wagen, und 1658. waren ſchon 320 Kutſchen in Paris.

Das älteſte Fuhrwerk, deſſen ſich in England zuerſt das vornehme Frauenzimmer bediente, kömmt unter dem nun vergeſſenen Namen Whirlicotes vor. König Richards des Zweiten Mutter fuhr in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts darin. Es kam aber wieder etwas aus der Mode, als die Gemahlin dieſes Königs, Anna, die Tochter Kaiſer Karls des Vierten, dem engliſchen Frauenzimmer zeigte, wie anſtändig und bequem es auf einem Querſattel reiten könne. Da blieben die Whirlicotes nur bei Krönungen und andern öffentlichen Feierlichkeiten im Gebrauch. Kutſchen ſollen in England um's Jahr 1580. bekannt geworden, und zuerſt aus Teutſchland durch Fitz-Allen, Grafen von Arundel, dahin gekommen ſeyn. Als 1598. ein engliſcher Geſandter nach Schottland kam, hatte er ſchon eine Kutſche bei ſich. Der allgemeine Gebrauch dieſer Wagen wird um's Jahr 1605. geſetzt. Mit ſechs Pferden fuhr in London 1619. zuerſt der Herzog von Buckingham. Um dieſe neue Pracht lächerlich zu machen, ließ der Graf von Northumberland acht Pferde vor ſeinen Wagen ſpannen.

In Italien, wo die Zeit des Gebrauchs der Kutſchen unbekannt iſt, wurden die Glasfenſter ſtatt der ledernen Vorhänge eingeführt. Als in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts Karl von Anjou ſeinen Einzug in Neapel hielt, fuhr die

Königin in einem Wagen, der von innen und auſſen m t himmelblauem Sammet beſchlagen, und überall mit goldenen Lilien beſäet war. Eine ſolche Pracht hatten die Neapolitaner nie zuvor geſehen. Die Kutſchen wurden überhaupt immer mehr verſchönert, von auſſen vergoldet, inwendig mit Sammet und anderem Zeuge ausgeſchlagen, mit Bildſchnitzerarbeit und Gemählden verziert.

In Spanien ſoll man die erſte Kutſche 1546. geſehen haben, und nach Schweden ſoll ſie in der letzten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts aus England gebracht worden ſeyn. Vorher führten auch in Schweden die größten Herren ihre Frauen mit ſich auf dem Sattel, wenn ſie auf's Land reiſeten. Selbſt die Prinzeſſinnen ſtiegen zu Pferde, und nahmen einen Wachstuchmantel um, wenn es regnete. Rußland ſoll in ſeiner Hauptſtadt ſchon im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts prächtige Kutſchen gehabt haben.

Die Kutſchen haben ein Gewerbe veranlaßt, das in großen Städten eine Menge Menſchen ernährt, und zu großer Bequemlichkeit gereicht. Dieß iſt die Unterhaltung der Miethkutſchen, die unter dem Namen der Fiacres bekannt ſind. Die Benennug iſt franzöſiſchen Urſprungs. Ums Jahr 1650. hatte nämlich ein gewiſſer Nicolas Sauvage zu Paris den Einfall, Wagen und Pferde beſtändig zum Ver-

miethen bereit zu halten. Dieß gefiel den Pariſern, und weil der Mann in einem Hauſe wohnte, welches Hotel St. Fiacre genannt wurde, ſo hießen nun Kutſcher, Kutſchen und Eigenthümer derſelben Fiacres. Auch Fünfſchillingskutſche erhielt ein dergleichen Gefährt, weil die Perſon für jede Stunde fünf Sols bezahlte. Sechs Perſonen konnten darin fahren. Zwei davon ſaßen an den Thüren auf kleinen Bänken, die auf und niedergeſchlagen werden konnten. Hinter dem Sitz des Kutſchers ſtand auf einer langen Stange eine Laterne, weil die Straſſen in Paris damals noch nicht des Nachts erleuchtet wurden.

Früher noch, als in Paris, gab es in London Miethkutſchen, und im Jahr 1625. ſtieg ihre Zahl bereits auf zwanzig. Zehn Jahre nachher waren ſie ſo zahlreich geworden, daß König Karl der Erſte es nöthig fand, ihre Vermehrung durch eine Verordnung einzuſchränken. Im Jahr 1637. wurden in und um London und Weſtmünſter fünfzig Miethkutſcher angenommen, deren jeder nicht über zwölf Pferde halten ſollte. Im Jahr 1652. ward ihre Anzahl auf zweihundert, im Jahr 1654. auf dreihundert, im Jahr 1694. auf ſiebenhundert, und im Jahr 1715. auf achthundert beſtimmt. Die Anzahl der Kutſchen in Paris ſchätzt man auf fünfzehntauſend, in Madrid ſollen fünftauſend, in Wien viertauſend herrſchaftliche und einige hundert Mieth=

Kutſchen ſeyn. Mit der ſteigenden Bevölkerung wächst auch die Zahl ſolcher Gefährte.

Eine beſondere Art von Kutſchen iſt in neueren Zeiten unter dem Namen Berline beliebt geworden. Philipp von Chieze, gebürtig aus Piemont, der bei dem Churfürſten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, Generalquartiermeiſter und Oberſter war, und 1663 in Berlin ſtarb, ließ ſich, da er einmal in Geſchäften nach Paris geſchickt ward, nach eigener Erfindung zu dieſer Reiſe einen beſondern zweiſitzigen Wagen bauen, der in Frankreich und überall gefiel, und Berline genannt wurde.

Welcher Nation eigentlich die Erfindung der Kutſchen, d. i. ſolcher Fuhrwerke, an denen der ganze Wagenkaſteu in elaſtiſche Riemen gehenkt iſt, zuzuſchreiben ſeyn möge, iſt ungewiß. Der Name Kutſche kommt mit geringen Veränderungen in allen europäiſchen Sprachen vor. So ſagt man z. B. franzöſiſch und ſpaniſch cocher, italiäniſch cocchio, engliſch coach, ungariſch cotczy, holländiſch goethe u. ſ. w. Aus dem Urſprunge des Worts würde ſich alſo das Vaterland der Kutſchen ſchwerlich beſtimmen laſſen, wenigſtens würde doch dadurch nicht ausgemacht ſeyn, welche Art des Fuhrwerks eigentlich unter dieſem Namen zu verſtehen ſey. Neuerlich hat man zu beweiſen geſucht, daß das Wort ungariſchen Urſprungs ſey, und von einem Dorfe

in der Wieſelburger Geſpanſchaft, welches jetzt Kitſee genannt werde, ehemals aber Kotſee geheiſſen habe, herkomme, und eben daſelbſt ſey dieß Fuhrwerk erfunden worden. So viel ſcheint wenigſtens gewiß zu ſeyn, daß eine Art bedeckter Wagen im ſechzehnten Jahrhundert, oder noch früher, unter dem Namen ungariſcher Wagen beliebt geweſen iſt. Da man auch in Teutſchland anfänglich nicht Gutſche, ſondern Gutſchi-Wagen, geſagt hat, ſo ſcheint die Endigungsſylbe vielmehr einen ungariſchen als teutſchen Urſprung zu verrathen.

Verzierungen des Geſichts bei verſchiedenen wilden Völkern.

Alle häßliche, rohe und geiſtloſe Nationen ſuchen eine Schönheit darin, die natürlichen Gebrechen ihres Körpers durch Kunſt noch zu vergrößern. Die Völker, welche von den großen mongoliſchen Nationen im öſtlichen Aſien abſtammen, hat die Natur größtentheils von den übrigen Bewohnern der Erde durch einen größern Mund und durch dickere Lippen unterſchieden Dieſe größere Oeffnung des Mundes pflegen die Bocues, in der Gegend von Buenos Ayres noch dadurch zu erweitern, daß ſie ihren

Kindern das Maul bis an beide Ohren aufſchneiden. Viele andere Völker von mongoliſcher Abkunft aber pflegen den Mund zu vervielfältigen, und die Lippen zu vergrößern. Dieſen Geſchmack trift man unter den Bewohnern des ſüdlichen Amerika und derjenigen Inſeln an, die im öſtlichen Ocean zwiſchen Siberien und der Küſte von Amerika, liegen. Die übrigen Völker gleichen Urſprungs hingegen müſſen dieſe Verſchönerungen entweder zu beſchwerlich oder zu ſchmerzhaft gefunden haben.

Die öſtlichen Inſulaner machen gewöhnlich in die Unterlippe, gegen die beiden Winkel des Mundes, tiefe Einſchnitte, durch welche ſie, beſonders bei feierlichen Gelegenheiten, zwei gekrümmte und geſchliffene Wallroßzähne ſtecken, die auf dem Gaumen ruhen, und mehrere Zolle lang ſind. Die Eitelſten unter dieſen Inſelbewohnern machen in der Mitte der Unterlippe noch einen dritten Einſchnitt, in welchem ſie ein gefärbtes Steinchen tragen. Eben dieſe Verzierungen lieben auch die Bewohner der Inſeln, die zwiſchen dem nordweſtlichen Amerika und dem nordweſtlichen Vorgebirge Aſiens liegen. Dieſe unnatürlichen Verunſtaltungen geben dieſen Völkern nie ein ſcheußlicheres Anſehen, als wenn ſie rohes und blutiges Fleiſch freſſen, denn alsdann dringt oft das Blut aus dem Fleiſche, das ſie verzehren, zu den verſchiedenen Oeffnungen ihrer künſtlichen Mäuler heraus.

Bei allen Caraiben, ſowohl auf dem feſten Lande als auf den Inſeln, iſt es allgemeiner Gebrauch, daß ſie ſich entweder durch einen tiefen Schnitt in die Lippe oder das Kinn, ein zweites Maul erkünſteln, oder daß ſie auch in der Unterlippe Oeffnungen machen, in welche ſie ihre ſogenannten Caracolis ſtecken. Dieſe Caracolis ſind Halbmonden von verſchiedener Größe, die, wie man glaubt, aus einem Gemiſche von Gold, Silber und Kupfer verfertigt werden. Solcher Caracolis tragen die Caraiben zwei in den Ohren, die etwa drittehalb Zoll lang ſind, einer dritten im Naſenknorpel, einen vierten in der Oeffnung der Unterlippe, und einen fünften, der an einem Bande um den Hals befeſtiget iſt, auf der Bruſt. Der Halbmond in der Lippe iſt um ein Dritttheil größer, als in den Ohren, und fällt alſo zur Hälfte über das Kinn herab. Die Bewohner der Inſel St. Andre gleichen ihnen darin, daß ſie den Kindern Löcher durch die Unterlippe bohren, und daß ſie dieſelben vom vierzehnten Jahre an meiſtens Stücke von Schildkrötenſchalen tragen laſſen, wovon das eine Ende über das Kinn herabhängt, das andere aber zwiſchen der Lippe und den Zähnen gehalten wird. So beſchwerlich dieſer Zierrath auch iſt, ſo legen ſie ihn doch nicht anders, als die Nacht über ab.

Auſſer den Caraiben zerſchneiden oder durchbohren ſich noch die Lippen die Majurunas in der Pro=

vinz Maynas, viele Wilde in Paraguay und die Tapujas in Braſilien. Die erſtern machen nicht blos einen Einſchnitt in die Unterlippe, ſondern einen Kranz von Oeffnungen um den ganzen Mund, oder um die beiden Lippen herum. In dieſe Oeffnungen ſtecken ſie, wenn ſie in Krieg ziehen, oder bei feſtlichen Zuſammenkünften, zwei Zoll lange Hölzer, die gleichſam eine Palliſade um den Mund herum ausmachen. Viele Wilde in Paraguay durchbohren den Kindern die Lippe mit einem glühenden Eiſen, oder mit einem ſpitzigen Rohr, und durch dieſe Oeffnung laſſen ſie einen ſpannlangen Cylinder von Metall oder von Gummi oder Knochen bis auf die Bruſt herabhängen. Dieſer Zierrath hat in den Augen dieſer Völker einen ſo hohen Werth, daß ſich nur allein die Männer damit ſchmücken dürfen. Die Tapujas in Braſilien füllen die Löcher in der Unterlippe entweder mit einem Stückchen Holz, oder auch mit einem farbigten Stein aus. Statt dieſes Zierraths tragen die Gamellos in Braſilien beſtändig eine nicht kleine Schüſſel im Munde, wodurch der Mund ſo ausgedehnt wird, daß, wenn ſie das Schüſſelchen herausnehmen, die Unterlippe ſo tief herunterfällt, daß ſie weder bequem eſſen noch trinken können.

Mit dieſen Verunſtaltungen des Geſichts laſſen ſich noch zwey andere vergleichen. Die Weiber unter den Caraiben umwinden die Beine ihrer Töchter

von der Geburt an, ſowohl unter dem Knie als über den Knöcheln, ſo feſt mit unverwüſtlichen Bändern, daß die umwundenen Theile nicht wachſen, oder ſich nicht ausdehnen können. Alle nährenden Säfte ſtrömen daher den kleinen Streifen der Beine zu, die nicht umwunden ſind, und an dieſen Streifen tritt die Wade wie ein ungeheurer und gleichſam abgeſchnittener Geſchwulſt heraus, worin ſie eine ungemeine Schönheit finden. Nicht weniger ſtolz ſind die Ibi, ein Negervolk in Afrika, auf ein Unterſcheidungszeichen, welches nur den Vornehmen allein erlaubt iſt. Dieſe laſſen ſich nämlich einen zollbreiten Streifen Haut von einem Ohr bis zum andern abziehen, und zwar ſo, daß die Augenbraunen mit weggenommen werden. Wenn die Schönheit eines männlichen Geſichts, wie dieſe Völker ſich einbilden, mit der Verunſtaltung deſſelben, oder der Furchtbarkeit ſeines Anblicks zunähme, ſo müßte man den Ibis die Ehre laſſen, daß ſie zu den ſinnreichſten Erhebern der Schönheit des menſchlichen Antlitzes gehörten.

Seltſame Abneigung von allerlei natürlichen Dingen.

König Heinrich der Dritte von Frankreich, ein leidenſchaftlicher Liebhaber von Hunden, konnte nicht allein in einem Zimmer bleiben, in welchem eine Katze war.

Die Königin Maria von Medicis, Gemahlin Ludwigs des Dreizehnten, konnte durchaus keine Roſe, nicht einmal eine gemahlte, ſehen. Von andern Blumen war ſie eine große Freundin. Der Ritter von Guiſe wurde ſogar ohnmächtig, wenn er eine Roſe erblickte, und Johann der Zweite, Großherzog zu Moskau, hatte daſſelbe Schickſal beim Anblick eines gewiſſen Frauenzimmers.

Der tapfere Herzog von Epernon, Pair und Admiral von Frankreich, fiel in Ohnmacht, wenn er ein Caninchen ſah.

Der Marſchall Albert fand den Anblick eines Spanferkels unerträglich; er bekam Uebelkeiten, wenn eines auf einer Tafel aufgetragen wurde.

Der König Ladislaus von Polen hatte vor Aepfeln eine ſolche Abneigung, daß er ſie wie Feuer floh.

Der berühmte Erasmus von Rotterdam bekam das Fieber wenn er Fiſche ſah.

Der gelehrte Sprach= und Alterthumsforſcher Scaliger bebte am ganzen Leibe, wenn er Kreſſe erblickte.

Der berühmte Kanzler Baw fiel jedesmal in Ohnmacht, wenn eine Mondsfinſterniß war, und kam nicht eher zu ſich, bis der Mond ſein Licht wieder erhalten hatte.

Der franzöſiſche Philoſoph Bayle bekam Verzuckungen beim Geräuſch des aus einem Hahn laufenden Waſſers.

Der däniſche Aſtronom Tycho de Brahe fiel zu Boden, wenn ihm unverſehens ein Fuchs oder Haſe unter die Augen kam.

Der franzöſiſche Staatsrath la Mothe le Vayer, ein Mann von klaſſiſcher Gelehrſamkeit, vermochte nicht, den Ton irgend eines muſikaliſchen Inſtruments auszuſtehen, empfand aber das lebhafteſte Vergnügen, wenn es donnerte.

Ein großer Gelehrter wurde beim Gebrauch des Eſſigs aller Sinne beraubt, und konnte dieſe Flüſſigkeit nicht einmal ſehen.

Ein Vater konnte ſeinen leiblichen Sohn ſo wenig leiden, daß er ſogleich ohnmächtig ward, wenn

er auch ſelbſt an einem Orte verborgen war, wo der Vater hinkam.

Ein Engländer wurde aller Bewegungskraft beraubt, wenn er das drei und fünfzigſte Kapitel des Propheten Jeſaias leſen wollte oder leſen hörte.

Merkwürdige Automate.

Automate ſind mechaniſche Kunſtwerke, die ihre bewegende Kraft in ſich ſelbſt verborgen halten, und ſich alſo von ſelbſt, ohne merkliche äuſſere Kraft, zu bewegen ſcheinen. Gemeiniglich ſind die bewegenden Kräfte Federn oder Gewichte, weil ſich dieſe in den kleinſten Raum zuſammen ziehen, und am beſten verbergen laſſen. Die gewöhnlichen Taſchenuhren geben das bekannteſte Beiſpiel von Automaten. In Verfertigung ſolcher Maſchinen thaten ſich ſchon die Alten hervor, und es iſt zum Erſtaunen, was in neuern Zeiten der menſchliche Verſtand hierin geleiſtet hat.

Archytas von Tarent, ein berühmter Mathematiker und pythagoräiſcher Philoſoph, der 396 Jahre vor Chriſti Geburt lebte, kann als der Erfinder der Automaten angeſehen werden. Ihm ſchreibt

man die Erfindung einer hölzernen Taube zu, die fliegen konnte.

Archimedes von Syrakus, der größte Mechaniker des Alterthums, der 285 Jahre vor Chriſti Geburt geboren ward, und im Jahr 212 ſtarb, verfertigte eine Kugel von Glas, deren Kreiſe die Bewegung der Geſtirne anzeigten.

Albert der Große, ein Dominikanermönch, welcher in den Mönchsſchulen zu Hildesheim, Regensburg und Cölln lehrte, die Biſchofswürde, die er zu Regensburg bekleidete, bal wieder aufgab, und in ſeine Zelle nach Cölln zurück gieng, wo er im Jahr 1280. ſtarb, wurde als Wundermann und Zauberer angeſtaunt, weil er ein metallenes Automat verfertigt haben ſoll. Es ſtellte einen, in der Stube auf- und niedergehenden Mann vor, der einige vernehmliche Worte ſprach. Einer ſeiner Schüler, Thomas von Aquinum, der über die Worte des Automaten erſchrack, ſoll dieſe Maſchine zertrümmert haben.

Johann Regiomentanus, ein berühmter Mathematiker aus Königsberg in Franken (geb. 1436. geſt. 1476.) ſoll eine eiſerne Fliege verfertigt habend die ſich aus ſeiner Hand um die Tafel bewegte un' wieder zurück kam.

Hans Schlottheim, ein Mechaniker zu Augsburg, machte für Kaiſer Rudolph den Zweiten um das Jahr 1581. ſehr künſtliche Uhrwerke, die zum Theil zu einem Geſchenk für den türkiſchen Kaiſer beſtimmt waren. Bei dieſen letztern war auch ein Automat von einer Galeere.

Achilles Lanzenbucher, Bürger und Goldſchmied zu Augsburg, verfertigte, auſſer vielen ſelbſt ſpielenden muſikaliſchen Inſtrumenten, im Jahr 1610. in eine Kirche ein großes muſikaliſches Inſtrument, das eine ganze Veſper von 2005 Takten von ſelbſt ſchlug.

Chriſtoph Trefler, ein Drechsler und Mechaniker zu Augsburg, verfertigte 1683. eine Maſchine, die den Weltbau vorſtellte und ſich durch Räder bewegte. Sie war gröſtentheils von Silber und kam an den kaiſerlichen Hof. Auch vielerlei andere Automate verfertigte er.

Johann Eppinger, eines Bauern Sohn aus Baiern, und in jüngern Jahren ſelbſt ein Bauer, verfertigte 1769. ein Bild des Hirtengottes Pan, das eigene Stücke auf ſeiner Flöte von Rohr ſpielte. Verſchiedene ſelbſtſpielende Orgelwerke ſind ebenfalls von ſeiner Erfindung. Er lebte zu Augsbrng, und ſtarb daſelbſt 1772.

Johann Ernſt Elias Orffyreus, mit ſeinem eigentlichen Namen Beßler, ein zu ſeiner Zeit berühmter, mitunter auch berüchtigter Mann, der ſich unter allerlei Geſtalten in der Welt herum trieb, und 1745. zu Fürſtenberg ſein unſtetes Leben endigte, erfand ein ſelbſtlaufendes Rad, das zwölf Schuh im Durchmeſſer hatte, und ſechzig Pfund hob.

Der Miſſionar Thibaut verfertigte für den chineſiſchen Kaiſer, zwiſchen 1760 und 1766. einen Löwen und einen Tiger, die dreiſſig Schritte weit giengen, und 1768. arbeitete der Miſſionar de Ventavon an zwei Maſchinen, die Männer vorſtellten, und ein Blumengefäß tragen ſollten.

Jacob von Vaucanſon, ein Mechaniker aus Grenoble, der 1709. geboren war, und 1782. zu Paris ſtarb, erfand mehrere kunſtreiche Automate, die allgemein bewundert wurden. Dahin gehört ſein Flötenſpieler, den er 1738 zu Stande brachte. Die Figur war 5 1/2 pariſer Schuh hoch, ſitzend und mit einem Piedeſtal verſehen, in welchem die Haupttheile des Mechanismus verborgen waren. Dieſe Maſchine führte verſchiedene muſikaliſche Stücke auf der Queerflöte mit der größten Genauigkeit aus, ohne anders in die Flöte zu wirken, als der Menſch, nämlich mit den Lippen zum Anſatz, und mit den Fingern zur Modulation der

Töne. Vaucanſon verfertigte ferner einen Trommelſchläger, der mit der einen Hand das Flageolet ſpielte, und mit der andern das Stück auf der Trommel mit einfachen, doppelten, und Wirbelſchlägen begleitete; imgleichen eine Ente, welche die Körner mit dem Schnabel aufnahm, kaute, verſchlang, und durch die natürlichen Wege, in einer, verdauten Körnern ähnlichen, Geſtalt wieder von ſich gab. Dieſe Ente ſchlug mit den Flügeln, richtete ſich auf den Füßen in die Höhe, drehte den Hals und dergleichen, und der Bau ihres Körpers war der Natur ſo viel als möglich nachgeahmt. Vaucanſon erfand auch einen Stuhl, auf welchem ein Kind die ſchönſten Lyoner Zeuge verfertigen konnte.

Die beiden Jaquet Droz, in la Chaux de Fonds, Vater und Sohn, haben Vaucanſon noch übertroffen. Die merkwürdigſten der von dem jüngern verfertigten Automate ſind: Die Figur eines zweijährigen Kindes, das ſitzend an einem Pulte ſeine Feder eintaucht, das Ueberflüſſige wegſchüttelt, und alles, was man ihm in franzöſiſcher Sprache vorſagt, nachſchreibt; eine andere ähnliche Figur, welche mit dem Bleiſtifte kleine Zeichnungen auf einer Schreibtafel verfertigt; ein Mädchen, das den Flügel ſpielt, und ein zuſammengeſetztes Stück von 4 1/2 Schuh in's Gewierte, und 2 — 3 Schuh Höhe, welches mancherlei Scenen der Natur

und Kunſt, mit mehreren automatiſchen Figuren darſtellt u. a. m.

Wolfgang von Kempelen, ein Edelmann aus Presburg, der 1734. geboren war, und 1804. in Wien ſtarb, erfand einen mechaniſchen Schachſpieler, der den geſchickteſten Spielern überlegen war; und eine Sprachmaſchine, welche, mit einem beſondern Blaſebalg verſehen, die Stimme eines vierjährigen Kindes nachzuahmen ſchien, und die Sylben deutlich ausſprach.

Ein Pariſer Abt und Mechanikus Mical, der 1789. ſtarb, verfertigte im Jahr 1782. zwei koloſſale eherne redende Köpfe, welche er aber ſelbſt zerbrach, weil ſie die Regierung nicht kaufen wollte.

Die Gebrüder Schatz in Magdeburg ſtellten einen Automaten in Form einer hängenden Kugel auf, der ſichtbar mit keinem Gegenſtande in Verbindung ſteht, und doch Fragen beantwortet.

Der Uhrmacher und Mechaniker Siegmeier zu Eisleben verfertigte 1802. ein muſikaliſches Automatenwerk, einen Flötenſpieler und eine Flötenſpielerin vorſtellend.

Der Mechanikus Mälzel aus Wien, wurde als Erfinder des Panharmonicons berühmt. Dieſes

muſikaliſche Inſtrument ahmt, mittelſt mehrerer Walzen und Blaſebälge, ein ziemlich vollſtändiges Orcheſter nach, indem der Künſtler durch dieſe die Inſtrumente ſelbſt in Bewegung ſetzt; beſonders iſt von Kennern die Kraft und Präciſion der Blasinſtrumente, z. B der Trompeten, bewundert worden. Im Jahr 1808. brachte dieſer Mechaniker ein neues Kunſtwerk zu Stande, einen Trompeter-Automaten.

VI.

Aus mancherlei ernſthaften
und
komiſchen Vorfällen.

Furchtbarer Kampf um eine Königskrone.

Isdegerdes, König von Perſien, beſtieg den Thron im Jahr 400., und ſtarb, nachdem er ein und zwanzig Jahre regiert hatte. Die Perſer, die unter ſeiner grauſamen und gewaltthätigen Regierung ſehr viel gelitten hatten, glaubten, daß Bacharam-Gur, ſein Sohn, ebenfalls nicht menſchlicher ſeyn würde. Weit entfernt daher, ihn zu ihrem Könige zu wählen, warfen ſie ihre Augen auf einen vornehmen Perſer, Namens Keſra, und ſetzten ihn auf den Thron.

Als Bacharam, der ſich damals zu Hirach in Arabien aufhielt, dieſe Nachricht erhalten hatte, ſammelte er ein ſtarkes Heer, und wollte den Uſurpator vertreiben. Er hatte in Perſien noch Freunde und Anhänger, welche ſich bemühten, dieſen Streit ohne Blutvergießen beizulegen. Aber es hielt ſchwer; einer von beiden hätte auf die Krone Verzicht leiſten müſſen, zum Vortheil ſeines Nebenbuhlers.

Bacharam ſchlug endlich ein Mittel vor, welches von beiden Theilen angenommen ward. Die königliche Krone ſollte in einem eingeſchränkten, und beſonders dazu gewählten Platze, zwiſchen zwei ausgehungerten Löwen, denen man, um ſie nach Raub begierig zu machen, einige Zeit alle Nahrung ver-

ſagen würde, in die Mitte geſetzt werden. Derjenige von den zwei Nebenbuhlern, dem es gelingen würde, die Krone von dieſem gefährlichen Orte hinwegzutragen, ſollte der würdigſte ſie zu erhalten ſeyn, und als der rechtmäßige Beherrſcher Perſiens angeſehen werden. Es geſchah.

An dem beſtimmten Tage erſchienen alle Großen des Reichs, um dieſem ſeltſamen Schauſpiele beizuwohnen, und ihrem künftigen Könige huldigen zu können; nun erſchienen die Nebenbuhler auch. Bacharam ſagte zu Keſra: „Nun wohlan, tritt muthig hinzu, und hebe die Krone auf.“ — „Ich bin im Beſitz des Thrones, erwiederte Keſra, dir ſteht es zu und nicht mir, die Krone von dem Orte wegzunehmen, wo ſie liegt.“ Bacharam, ohne ein Wort zu erwiedern, und ohne ſich zu bedenken, ſprang ſogleich in den Kreis. Er warf ſich mit der Wuth und dem Ungeſtüm eines Tigers über die Löwen, ohne andere Waffen als ſeine Arme, erlegte die beiden Beſtien, hob die Krone von der Erde auf, und ſetzte ſie ſtolz auf ſein Haupt. Nun giengen ihm alle Großen des Reichs entgegen; Keſra, an ihrer Spitze, umarmte den jungen König, und alle begrüßten ihn mit lautem Freudengeſchrei als Perſiens wahren Beherrſcher. Bacharam regierte zwanzig Jahre, und ſtarb im Jahr 441.

Eigene Art der Bekehrung.

Als der Czar Wladimir der Große ſich im Jahr 976. zum Herrn der ganzen ruſſiſchen Monarchie erhoben hatte, beſchloß er — ein Chriſt zu werden, hauptſächlich aus Staatsurſachen, und um die griechiſche Prinzeſſin Anna oder Anaſtaſia zu heirathen. Seinem Vorgeben nach ſtand der Ausführung des frommen Vorhabens nur ein Hinderniß im Wege: er hatte keine griechiſchen Prieſter in ſeinem Reiche, von denen er ſich hätte können taufen laſſen. Freilich würde er dieſem Mangel leicht haben abhelfen können, denn die Griechen hätten ihm mit dem größten Vergnügen eine gute Anzahl Apoſtel zu ſeiner Belehrung und Bekehrung geſandt. Aber Wladimirs ſtolzer Charakter verwarf ein Verfahren, wobei er der Gnade des griechiſchen Kaiſers etwas zu überlaſſen geſchienen hätten. Lieber wollte er Griechenland bekriegen, und ſich durch Gewalt der Waffen Prieſter, Unterrich und Taufe erobern. Er ſtellte ſich daher an die Spitze ſeiner Truppen, begab ſich in den Cherſones, die heutige Krimm, und belagerte die Stadt Theodoſia, jetzt Kaffa genannt.

Vor der Stadt angekommen betete Wladimir alſo: „Großer Gott, erweiſe mir die Gnade, und laß mich dieſe Stadt einnehmen, damit ich aus der-

ſelben Prieſter und Chriſten mit fortführen, die mich unterrichten, mich und meine Unterthanen, und welche die wahre Religion in meine Staaten bringen."

Die Belagerung dauerte ſchon ſechs Monate, und Wladimir fieng bereits an, eine glückliche Ausführung ſeines Vorhabens zu bezweifeln, als ein treuloſer Prieſter, ein an einen Pfeil gebundenes Briefchen in's ruſſiſche Lager ſchoß, welches die Worte enthielt: „Hinter dem Lager befindet ſich eine Quelle ſüßen Waſſers, die einzige, welche den Belagerten das nöthige Getränk durch unterirdiſche Waſſerleitungen zuführt." Sogleich ſuchte man die Quelle, fand ſie glücklich, grub die Waſſerleitungen ab, und nöthigte ſo die Belagerten zur Uebergabe.

Nun war alſo Wladimir im Beſitz einer großen Anzahl Prieſter, und er konnte ſich nach Wunſch taufen laſſen. Ehe es aber dahin kam, wollte er ſich mit den griechiſchen Kaiſern verſchwägern, und ſchickte deswegen Geſandte an die Kaiſer Baſilius und Conſtantin, welche die Hand ihrer Schweſter Anaſtaſia für den Czar verlangten. Der Antrag wurde zwar nicht verworfen, allein die Geſandten erhielten die Weiſung, ihr Herr ſollte ſie vorher taufen laſſen. Wladimir wollte aber nicht einmal den Schein der Nachgiebigkeit annehmen, ſondern er drohte Conſtantinopel eben ſo zu behandeln, wie Theodoſia, wenn ihm nicht an-

genblicklich willfahrt würde. Die Kaiſer zauderten, die Prinzeſſin war in Verzweiflung. Alle Bitten wurden fruchtlos angewendet; man mußte die Prinzeſſin ſchicken. Dieſe wußte indeſſen ihren neuen Gemahl bald dahin zu bringen, daß er ſich taufen ließ, und die gemachten Eroberungen zurück gab. Zugleich mit ihm ſollen zwanzig tauſend ſeiner Unterthanen getauft worden ſeyn. Daher wird er der Salomo und Apoſtel des Nordens genannt, und in Rußland unter dem Namen des heiligen Baſilius, den er bei ſeiner Taufe erhielt, verehrt. In ſeinem Alter wurde er des Regierens müde, theilte das Reich unter ſeine zwölf Söhne, und ſtarb im Jahr 1015. nach einer Regierung von 39 Jahren.

Die Hexenfahrt auf den Brocken.

Als Karl der Große, der berühmte Frankenkönig, mit eben ſo vielem Bekehrungs= als Eroberungsgeiſte, die kriegeriſche Schaubühne in Teutſchland betrat, waren die Teutſchen, namentlich die Sachſen, noch freie Völker voll Kraft und Muth, die ſich durchaus keiner fremden Herrſchaft unterwerfen wollten. Als eifrigen Götzendienern lag ihnen aber die Religion ihrer Väter, nicht weniger als ihre Freiheit, am Herzen. Karl bot alle ſeine Kräfte auf, ſie zu

überwinden. Zugleich wollte er ſie zum Chriſtenthume bekehren. Dieß verwickelte ihn in einen Krieg, der über drei und dreiſſig Jahre dauerte. Oft wurden die Sachſen geſchlagen; aber nach jedem Siege Karls, und nach jedem Friedensſchluſſe, griffen ſie immer wieder zu den Waffen; und, nach jeder ſcheinbaren Annahme des Chriſtenthums, kehrten ſie zum Götzendienſte zurück. Dieß erbitterte Karln zuletzt ſo ſehr, daß er, nach damaligen ſchrecklichen Begriffen, Gewalt brauchte. Viele, die ſich nicht wollten taufen laſſen, wurden auf ſeinen Befehl niedergehauen. Zugleich gab er ein Geſetz, das dem Feuereifer eines ſpaniſchen Inquiſitors angemeſſen war. Alle diejenigen nämlich, welche die chriſtliche Taufe anzunehmen ſich weigern, oder unter dem Chriſtennamen ſich verſtellen, und trotz des Bekenntniſſes zum Chriſtenthum fortfahren würden, als Heiden zu leben und den Götzen zu dienen, ſollten mit dem Tode beſtraft werden.

Die heidniſchen Sachſen mußten zwar endlich der Gewalt weichen, und öffentlich die Taufe annehmen; allein in ihrem Herzen blieben ſie Heiden, und wenn ſich Karl mit ſeinem Kriegsheere kaum zurückgezogen hatte, opferten ſie in den Wäldern wieder den Götzen. Der König ließ darauf alle ihre Altäre und Götzenbilder zerſtören; und da ſie nun in der Ebene gehindert wurden, ihre Opferfeſte zu feiern, ſo nahmen ſie ihre Zuflucht zu den Waldungen

und Gebirgen des Harzes, namentlich auch zum Gipfel des Brocken, der damals noch wenig zugänglich ſeyn mochte, und wo man ſich ſchwerlich getraute, ſie zu verfolgen. Indeſſen ließ Karl, der bald Nachricht davon erhielt, an den vorzüglichſten Opferfeſttagen, die Zugänge zu den Gebirgen, namentlich zum Brocken, mit Wache beſetzen. Allein die Sachſen, welche, wie alle wegen des Glaubens Verfolgte, der Religion ihrer Väter um ſo eifriger anhiengen, ſannen auf Liſt, an den Freuden ihrer Opferfeſte Theil nehmen zu können. Sie verkleideten ſich in ſcheußliche Larven, und bahnten ſich den Weg zu ihren Götzen, indem ſie des Nachts die Wachen erſchreckten, die beim Anblick dieſer Teufelsgeſtalten um ſo geſchwinder die Flucht ergriffen, da die Theilnehmer der nächtlichen Opferzüge, auf alle Fälle gefaßt, mit Heuforken oder Feuergabeln bewaffnet waren. Dieſe gebrauchten ſie, im Nothfall, ſowohl zum gewaltſamen Beſtürmen und Verdrängen der chriſtlichen Wache, als auch zum Schutze gegen wilde Thiere. Vielleicht bedurften ſie ihrer auch beim Opferfeuer ſelbſt, theils zum Nachlegen des Holzes, theils zum Herausziehen der Feuerbrände, mit welchen in der Hand ſie, in Schmauß und Fröhlichkeit, um das Opferfeuer herum tanzten. Da auf den Höhen des Harzes, wenigſtens auf dem Brocken, am Feſte der erſten Mainacht, gewöhnlich noch Schnee liegen mochte, ſo bedurfte man vielleicht der Beſen,

auf deren Stielen die Sage die Damen der Walpurgisnacht reiten läßt, zum Fegen und Reinigen des Opferplatzes.

Die damaligen Chriſten hielten den Götzendienſt für Teufelsdienſt, und glaubten nichts gewiſſer, als daß der Teufel ſelbſt, trotz der mit chriſtlichen Wachen beſetzten Zugänge zu den Opferplätzen, ſeine treuen Anhänger unterſtützte, und durch die Luft zum Brocken hinauf führe. Ein Wahnglaube, welchen die abergläubige Wache, durch ihr Geſchwätz von den geſehenen Teufelsmaſken und Hexengeſtalten, zur Bemäntelung ihrer Flucht, entweder veranlaßte oder nährte, indem ſie ihm nicht widerſprach.

Der Arzt wider Willen.

Der ruſſiſche Czar Alexei Michailowitſch, Vater Peters des Großen, wurde im Jahr 1657. außerordentlich vom Podagra gequält. Da ihm ſeine Leibärzte keine Linderung verſchaffen konnten, ſo verſprach er demjenigen, welcher ihm ein Heilmittel anzeigen würde, große Summen. Die Frau eines Bojaren, beleidigt durch die Härte ihres Mannes, erklärte, dieſer habe ein unfehlbares Mittel gegen das Uebel, welches den Monarchen beſchwere. Der Fürſt ließ den Mann holen, und ihm ſein Mittel

abfodern. „Ohne Zweifel, antwortete dieſer, hält man mich für einen andern; ich weiß nichts von dem, was man von mir haben will, bin nie ein Arzt geweſen, und weiß weder für das Zipperlein noch für irgend eine andere Krankheit ein Mittel.“ Man glaubte, er ſey zu gleichgültig gegen die Geſundheit des Czars und fürchtete ſich, weil die Leibärzte am ruſſiſchen Hofe, deren Mittel ohne Erfolg bleiben, gewöhnlich hart beſtraft wurden. Deswegen ließ man ihn bis auf's Blut peitſchen und in's Gefängniß führen. Hier erfuhr er, daß ſeine Frau ihm dieſes Stückchen geſpielt habe. Auſſer ſich von Zorn darüber, ſchwur er ihr eine fürchterliche Rache. Dieß wurde dem Czar gemeldet, der aber glaubte, daß der Bojar nur darum über ſeine Gattin ſo ergrimmt ſey, weil ſie ſein Geheimniß verrathen habe. Er befahl daher, ihn noch einmal zu peitſchen, und zwar ärger als zuvor. Auf's neue betheuerte der Unglückliche hoch und heilig: er ſey kein Arzt; man ſagte ihm aber, daß man ihn zu Tode peitſchen würde, wenn er ſein Mittel nicht kund machte. Da er jetzt einſehen mußte, daß er dem Tode doch nicht entgehen würde, wenn er auch bei ſeiner Verſicherung beharrte, ſo entſchloß er ſich, die Rolle des Arztes zu ſpielen. Er kenne zwar ein Mittel, ſagte er, allein da er von deſſen Wirkſamkeit nicht überzeugt ſey, ſo habe er nicht gewagt, es Sr. Majeſtät anzuzeigen. Er werde es anwenden, man

müſſe ihm aber vierzehn Tage zur Zubereitung deſſelben erlauben. Der verlangte Aufſchub wurde geſtattet; er ſchickte an die Ufer der Oka und ließ daſelbſt eine Menge wohlriechender Kräuter ſammeln, wovon er dem Czar ein Bad bereitete. Der Zufall wollte, daß dieſes Bad eine ſehr heilſame Wirkung hatte, und das Uebel gehoben wurde. Zur Belohnung wurde der Bojar — zum drittenmal gepeitſcht, ſtärker als zuvor, weil er ſo wenig Anhänglichkeit an Sr. Majeſtät bewieſen habe. Hierauf gab man ihm eine beträchtliche Summe Geldes, zehn Kronbauern, und verbot ihm bei ſchwerer Strafe, an ſeiner Frau Rache zu nehmen.

Moliere hat dieſen Vorfall dramatiſch bearbeitet, in ſeinem Arzt wider Willen (le médecin malgré lui).

Der tapfere Ritter.

Ritter Waldmann von Settelſtedt, ein Thüringer, war einer der wackerſten Kämpen ſeiner Zeit. Einſt machte er öffentlich bekannt, daß er im Begriff ſey, nach Merſeburg zu einem Stechen zu ziehen, das im Jahr 1227. daſelbſt gehalten wurde, und wohin ein großer Zulauf von Rittern war. Ihn würde, hieß es, eine ſchöne Jungfrau begleiten,

die in der einen Hand einen Sperber, in der andern aber einen Steuber (Jagdhund) führen ſollte. Er fodere jeden Ritter auf, eine Lanze mit ihm auf ſeinem Hinwege nach Merſeburg, oder in der Stadt ſelbſt, oder auch dem Heimwege, zu brechen, doch behalte er ſich vor, jeden Tag nicht mehr als dreimal rennen zu dürfen. Die Bedingungen des Kampfes ſollten folgende ſeyn: Würde ein anderer Ritter ihn beſiegen, ſo ſollte dieſer ſeinen Harniſch und Stechzeug, den Sperber und Steuber, imgleichen die Jungfrau, als Preis des Sieges erhalten. Doch ſollte die Jungfrau ſich mit einem goldenen Finger (Ring) löſen können. Würde hingegen er die Oberhand behalten, ſo ſollte allemal der Beſiegte der Jungfrau einen goldenen Finger zum Geſchenk geben.

Man ſieht, daß Waldmann ſich auf ſeinen Arm verlaſſen konnte; denn er ſetzte wenigſtens zehn gegen eins.

Dieſe Auffoderung gefiel den kampfluſtigen thüringiſchen Rittern. Sie kannten Waldmanns Tapferkeit; aber eben, weil ſie von ihm beſiegt zu werden für keine Schande hielten, fand ſich deren eine große Menge, die das Abentheuer beſtunden, ſo daß kein Tag vergieng, an dem nicht Waldmann Proben ſeiner Stärke und Fertigkeit gegeben hätte. Er kam aber nicht nur ohne Verluſt, und daß ſeine Jungfrau einen einzigen Finger geben

durfte, nach Merſeburg und zurück, ſondern er hatte auch für dieſe von Andern ſo viel Finger gewonnen, daß ſie alle Hofjungfern an Ludwigs Hofe damit beſchenken konnte.

Das Wunderblut und die Sündenwaage.

Wilsnak, ehemals ein Dorf, jetzt eine Stadt im Havelbergiſchen Kreiſe in der Prignitz, war im Jahr 1383. nebſt zehn andern Dörfern, durch den Ritter Heinrich von Bülow in einem Raub- und Streifzuge ausgeplündert, und in einen Aſchenhaufen verwandelt worden. Die unglücklichen Einwohner durchſuchten nachher den Schutt der eingeäſcherten Gebäude, um zu ſehen, ob ſie noch einige unverſehrte Sachen finden könnten. Der Pfarrer Johannes durchwühlte aus eben der Abſicht die Trümmern der verbrannten Kirche. Hier entdeckte er denn, daß auf dem ſteinernen Altar die Wachslichter in der Feuersglut nicht geſchmolzen, und die Altarbücher von der Flamme nicht verzehrt worden wären. So erſtaunenswürdig dieß ſchon war, ſo entdeckte er doch bald ein noch größeres Wunder. Er fand drei vor dem Brande eingeſegnete Hoſtien, auf denen Blutstropfen ſtanden, die ſie zuſammenklebten.

Menſchlicher Eigennutz und heiliger Betrug bewog die Geiſtlichen, welche die Hoſtien natürlich gefärbt hatten, vorzugeben, daß dieſes des Erlöſers Blut ſey, und aus den Hoſtien geſchwitzt wäre. Man erdichtete Wunderwerke, die an Kranken, an Armen, an Hülfsbedürftigen durch die Anbetung des heiligen Blutes geſchehen wären. Der Erzbiſchof von Magdeburg, die Biſchöfe von Havelberg, Brandenburg und Lebus bekräftigten die Betrügerey, verbreiteten den Aberglauben, und reitzten durch große Verſprechungen alle Welt zur Wallfahrt nach Wilsnak. Für eine Meile hieher wurde ein vierzehntägiger Sündenerlaß, für jeden feierlichen Umgang um die Kirche auf vierzig Tage Erlöſung aus dem Fegfeuer, und für jede Anbetung des Wunderblutes eben daſſelbe verheiſſen. Hohe und niedere Perſonen nicht nur aus der Mark, ſondern auch aus dem übrigen Teutſchlande, und ſelbſt aus den entfernteſten Gegenden Europas, ſtrömten nach Wilsnak, das bald wieder aufgebaut ward, und aus einem Dorfe zu einem Städtchen erwuchs.

Kaum ſollte man glauben, daß der Verſtand noch verfinſterter werden, und von habſüchtigen Prieſtern noch tiefer in die Irre geführt werden könnte; und doch geſchah es! Die Pfaffen erfanden, mit dem Vortheil, den ſie von dem Aberglauben der zahlreichen Wallbrüder zogen, noch nicht zufrieden, eine ſogenannte Sündenwaage. Der Pilger, welcher

Vergebung ſeiner Sünden ſuchte, mußte in eine Schaale treten, und in die zweite Geld oder andere Geſchenke, und wenn's auch nur Brod, Käſe, Butter, Würſte, Speck, Eier oder ſonſtige Lebensmittel waren, legen. Die Waagſchaalen kamen erſt dann in's Gleichgewicht, wenn ſo viele Gaben in der Schaale lagen, als die Sünden des Büßers ſchwer waren. Der Eigennutz der Geiſtlichen wußte es ſtets ſo einzurichten, daß die verſöhnende Gabenſchaale nicht eher ſtieg, als bis der Sünder nichts mehr geben konnte. Reiche Leute waren daher immer auch die größten Sünder.

Es gab zwar einige einſichtsvolle Männer, die laut ihre Stimme gegen dieſe Greuel erhoben. Unter dieſen zeichnete ſich der berühmte Johann Huß aus, der eine Schrift, betitelt: Lug und Trug, dagegen herausgab, worin er durch mehrere Beiſpiele das Fabelhafte und Abgeſchmackte der Wundergeſchichte zeigte. Aber dennoch behielten Thorheit und Aberglaube lange Zeit die Oberhand, bis endlich der lutheriſche Prediger Joachim Ellefeldt 1552. die gemißbrauchten Hoſtien verbrannte, und dem Unweſen völlig ein Ende machte.

Ein komiſcher Tanz.

Als Kaiſer Siegmund 1414. nach Strasburg kam, erhielt er bei früher Tageszeit von einigen artigen Strasburgerinnen einen Beſuch, als er noch zu Bette lag. Sogleich verließ er das Lager, ſeine ſchönen Gäſte zu empfangen, warf ſeinen Mantel um, und gieng einer ganz ſonderbaren Erluſtigung entgegen. Die Weiber zogen ihn mit ſich fort, und er folgte ihnen, barfuß, wie er war. So durchtanzten ſie in ſeiner Geſellſchaft gar luſtig und fröhlich die Straſſen der Stadt. In der Körbergaſſe kauften die Weiber dem Kaiſer ein paar Schuhe für ſieben Kreuzer, zogen ihm dieſelben an, und tanzten weiter mit ihm fort. Das alles ließ der gute Kaiſer, der ein gar fröhlicher, luſtiger Herr war, geſchehen, hatte eine große Freude an dem Benehmen der Weiber, ließ ſich beſchuhen, und tanzte mit ihnen umher, ſo lange bis er völlig ermüdet wieder nach ſeiner Wohnung hüpfte, und ſich zur Ruhe legte. Bei ſeinem Abſchiede, theilte er hundert und fünfzig goldene Ringlein, jedes einen, oder anderthalb Goldgulden am Werthe, unter die luſtigen Strasburger Weiber aus, und hinterließ ſeine Tänzerinnen ſehr zufrieden mit ſeiner Luſtigkeit und Artigkeit.

Der Rieſe Miligedo.

Vor Jahrhunderten lebte unter den Preuſſen ein großer Mann, der Rieſe Miligedo genannt, der bei ſeiner ausgezeichneten Größe auch eine auſſerordentliche Stärke beſaß. Einſt, als die teutſchen Ordensritter das Schloß Bartenſtein mit fünfhundert Mann beſetzten, leiſtete dieſer Miligedo ihnen Hülfe. Die Preuſſen, welche dieſes Schloß unter der Anführung ihres Oberſten Mattingus belagerten, hielten den Miligedo allein für ſtärker, als die Hälfte aller übrigen Mannſchaft, die auf dem Schloſſe zur Beſatzung lag. Sie ſannen alſo darauf, ihn aus dem Wege zu räumen. Dieß verſuchten ſie zuerſt mit Gewalt: auch bei ihnen fand ſich ein ſehr großer ſehr ſtarker Mann, welcher Wango hieß. Dieſer mußte in's Feld treten, und den Miligedo zu einem beſondern Kampfe herausfodern. Er ließ ſich nicht lange nöthigen, und kam in völliger Rüſtung auf den Platz. Unter andern Gewehren trug er eine große Keule, deren Knopf voll Blei gegoſſen war. Sobald er ſeinem Gegenkämpfer ſich näherte, ſchlug er, ehe Wango ſeine Waffen gegen ihn richten konnte, ihn dergeſtalt mit ſeiner Keule auf den Kopf, daß er ihm den Helm und zugleich den Hirnſchädel zerſchmetterte. Kaum war dieß geſchehen, ſo ſprangen zwanzig

Preuſſen aus dem Gebüſche hervor, die den Miligedo zugleich anfielen. Aber auch mit dieſen ward er bald fertig; fünfzehn von ihnen blieben auf dem Platz; die übrigen begaben ſich auf die Flucht, und Miligedo zog triumphirend auf die Burg zurück.

Unerhörte Mißhandlung der kaiſerlichen Majeſtät.

Schwerlich giebt es in der Geſchichte der neuern Regenten ſolche Beiſpiele von Derbheit und Grobheit gegen Fürſten, und ſolche Beiſpiele von Gelaſſenheit und Sanftmuth der Fürſten gegen vermeſſene Untergebeue, als die folgenden ſind. Sie bezeichnen charakteriſtiſch die Sitten der Vorzeit, die ganz das Gegentheil der heutigen, vielleicht zu verfeinerten Welt iſt, und nöthigen uns ein gutmüthiges Lächeln ab.

Otto der Große, Kaiſer der Teutſchen, feierte einſt das Oſterfeſt zu Pavia. Ein junger Prinz von Schwaben, der den großen Reitzen eines auf der kaiſerlichen Mittagstafel bereits aufgeſetzten, wohl ausgebackenen, und mit den ſchönſten Ingredienzien verſehenen Oſterkuchen nicht länger widerſtehen konnte, brach ohne weitere Umſtände, ehe noch der Kaiſer zur Tafel ſaß, ein derbes Stück davon ab,

und ſtillte vorläufig damit ſeine Eßluſt. Der Truchſeß, der die Beſorgung der Tafel hatte, nahm dem ſchwäbiſchen Prinzen dieſe unzeitige Naſchhaftigkeit ſo übel, daß er ihm einen derben Schlag auf den Kopf verſetzte, nach welchem Blut hervorſtrömte.

Heinrich von Kempen, des Prinzen Hofmeiſter, ergrimmte über dieſe, ſeinem fürſtlichen Zöglinge zugefügte Beleidigung, und brachte wiederum zur Vergeltung dem Truchſeß mit dem Degen einen ſo unglücklichen Hieb bei, daß dieſer, ohne weitere Lebensſpur, todt zur Erde ſank. Kaum war dieß geſchehen, ſo trat der Kaiſer in's Zimmer, und ſah mit Entſetzen die Blutſcene vor ſeinen Augen. Als er den Hergang der Sache erfahren hatte, befahl er, im äuſſerſten Unwillen über die Entweihung des kaiſerlichen Zimmers, dem von Kempen auf der Stelle den Kopf abzuſchlagen. Dieſer bat um die Vergünſtigung, ſeine Vertheidigung vortragen zu dürfen: allein der Kaiſer wollte ſie nicht hören, und wiederholte den Befehl ſeiner Hinrichtung. In einer Art von verzweifelnder Raſerei fiel jetzt von Kempen auf den Kaiſer, ſchlug ihm ein Bein unter, daß er zu Boden fiel, raufte ihm den ganzen Bart aus, daß die ehrwürdigen Trümmer deſſelben überall herumflogen, gieng von dem Bart zu den Haaren des geſalbten Hauptes über, die er gleichfalls weidlich zerzauste, und mißhandelte die kaiſerliche Mäjeſtät ſo derb, daß ſie

noch lange die Spuren dieſes Kampfs trug. Es war nicht möglich, die wüthenden Kämpfer, die ſich ſo feſt gepackt hatten, aus einander zu reiſſen, bis endlich mehrere Trabanten den von Kempen grimmig in die Rippen ſtieſſen, aufhoben, fortführten, um ihn dem Henker zu übergeben.

Der Kaiſer, der ſich etwas verſchnauft hatte, ließ den Verurtheilten in's Tafelgemach zurückbringen, ſtand ihm die Vertheidigung zu, welche dieſer folgender geſtalt führte: Er habe das ſeinem jungen ihm anvertrauten Prinzen zugefügte Unrecht nur in dem Maaße, als ihm ſolches widerfahren ſey, rächen wollen, ohne ſich dabei des Vorſatzes einer Ermordung bewußt geweſen zu ſeyn. Da aber der Kaiſer ſeine Entſchuldigung nicht habe anhören wollen, ſo habe er freilich den Entſchluß gefaßt, die ihm unbillig zuerkannte Todesſtrafe an dem Kaiſer ſelbſt zu verſchulden, um die liebe Gerechtigkeit in deſſen Urtheil zu bringen.

Otto ließ dieſe Vertheidigung gelten, die ſich allerdings hören ließ, und legte vor allen Anweſenden folgendes, nicht minder merkwürdiges Zeugniß ab: Nicht der von Kempen, ſondern Gott ſelbſt habe ihn durch Kempens Fäuſte derb gezüchtiget, und ihm die Lehre gegeben, keinen Menſchen unerhört zu verdammen, der Schein möchte auch ſeyn, wie er wolle. — Kempen kam ohne Strafe davon, nur der Hof wurde ihm verboten. Nach dieſer Juſtiz=

verhandlung ſetzten ſich die Gäſte zur Tafel, von der ſie ziemlich bezecht wieder aufſtanden.

Faſt einen ähnlichen Vorfall erzählt die polniſche Geſchichte von Kaſimir, der nach Mizislav regierte. Er war ein leidenſchaftlicher Liebhaber des Brettſpiels, und ſpielte es unter andern häufig mit einem Hofmanne, Namens Konar. Doch war der König geübter als Konar. Dieſer verlor einſt im Spiele faſt ſeine ganze Habe gegen den König. Als Konar bei einem neuen Spiele, in der Hoffnung, das Verlorne wieder zu gewinnen, das Letzte ſeines Vermögens aufſetzte, und auch dieß verlor, gab er im erſten Verdruß über ſein Mißgeſchick dem Könige eine laut ſchallende derbe Ohrfeige. Das auf das Geſchrei des Königs in's Zimmer eindringende Militair bemächtigte ſich des hitzigen Hofmanns, der ſogleich verhaftet wurde. Die Richter erklärten dieſe Ohrfeige für ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät, und ſprachen dem Inquiſiten das Leben ab. Kaſimir aber ſprach ihn von aller Strafe los, und erklärte ſogar, daß ihm ganz Recht geſchehen ſey, weil er ſelbſt durch Eigennutz beim Spiel ſeine Würde verächtlich gemacht habe.

Fürſtliche Großmuth.

Im Jahr 1314. wurde Ludwig, genannt der Baier, ein eben ſo edler als tapferer Fürſt, auf dem gewöhnlichen Wahlfelde vor Frankfurt am Main, zum teutſchen Kaiſer gewählt.

Friedrich der Schöne, Herzog von Oeſterreich, gab ſich alle Mühe, dieſe Würde an ſich zu reiſſen, und wurde wirklich von einigen Wahlfürſten zum teutſchen Könige gewählt und gekrönt. Er konnte ſich aber als ſolcher nicht behaupten, und erklärte deswegen Ludwig dem Baier den Krieg, welcher ſieben Jahre dauerte, bis es endlich zu einer entſcheidenden Schlacht kam. Zu dieſer Schlacht hatten ſich Friedrich, die übrigen öſterreichiſchen Provinzen, und ſeine Bundesgenoſſen ein ganzes Jahr gerüſtet. Sie brachten ein Heer von dreiſſig tauſend Mann zuſammen, und rückten, mit einer ſolchen Zuverſicht auf ihre Macht, in Baiern ein, daß es ſchien, als wären ſie vielmehr gekommen, ein bereits erobertes Land in Beſitz zu nehmen, als erſt um den Sieg zu kämpfen. Friedrich und die Seinigen rückten auch wirklich, ohne den geringſten Widerſtand zu finden, bis nach Mühldorf vor. Sein ganzes Heer war voll Muth und Freudigkeit. Ludwig rückte ihm entgegen. Als er aus ſeiner Haupt-

ſtadt München auszog, begleiteten ihn alle Bürger und Handwerker, welche Waffen führen konnten, und unterwegs ſtrömten die Einwohner der Landſtädte und Dörfer herbei, mit der Entſchloſſenheit, für ihren Landesherren, und den Ruhm ihrer Nation, zu ſiegen zu oder ſterben. Auch ſeine Freunde und Bundesgenoſſen eilten ihm zu Hülfe, und es kam am acht und zwanzigſten September 1322., auf der ſogenannten Vechwieſen, zwiſchen Ampfing und Mühldorf, zu einer mörderiſchen Schlacht.

Ludwig der Baier erfocht durch die Klugheit und Entſchloſſenheit ſeines Feldherrn, Seyfried Schweppermann *), eines gebornen Nürnbergers, den vollſtändigſten Sieg, nahm fünfzehnhundert Oeſterreicher von gutem Geblüte gefangen, und unter dieſen befand ſich Friedrich der Schöne ſelbſt. Als man dieſem hohen Gefangenen ankündigte, daß man ihn vor den Kaiſer Ludwig führe, erſchrack er heftig, denn er glaubte, daß er

*) Als am Abend nach der Schlacht Kaiſer Ludwig mit ſeinen Generalen zu Nacht ſpeiste, und ſich dabei ein Mangel an Eiern zeigte, ſo, daß jeder Anweſende nur Ein Ei bekam, legte Ludwig ſeinem Oberfeldherren zwei mit den Worten vor: „Jedem Ein Ei, nur Schweppermann zwey! denn ihm haben wir's zu danken, daß wir heute im Lager ſpeiſen.“

nun fürchterliche Rache an ihm nehmen werde. Allein Ludwig ſah den Gefangenen, als man ihn vorführte, mit freundlichem Blicke an, und ſprach: „Ich ſehe Sie gerne bei mir, lieber Vetter! Nur guten Muth gefaßt, Sie haben den Tod nicht zu fürchten, das Leben ſey Ihnen zugeſichert.“ Friedrich ſenkte das Angeſicht zur Erde und ſprach: „Das Schickſal hat mich in Ihre Hände geliefert, ich bin zufrieden.“

Am folgenden Tage ließ der Kaiſer den gefangenen Herzog Friedrich nach Trausnitz, einem Schloſſe in der Oberpfalz, abführen. Nicht lange nachher begab ſich Ludwig, des Krieges ſatt, ſelbſt nach Trausnitz, und ſetzte den gefangenen Herzog, der ſich bei ſeiner Ankunft vor Schrecken nicht faſſen konnte, durch ſeine Anrede, freundliche Begegnung und Großmuth in Erſtaunen, indem er ihm nicht nur ohne alle Bedingung eines Löſegeldes die Freiheit ſchenkte, ſondern ihm zugleich den Vorſchlag that, aus Liebe zum Frieden, die Reichswürde mit ihm ſo zu theilen, daß ſie beide dem teutſchen Reiche mit gleichem Anſehen vorſtehen, und die Stände dazu anhalten wollten. Er führte darauf den tief gerührten Friedrich mit ſich nach München, wo beide Fürſten eine ordentliche Urkunde ausfertigten, und ſie mit wechſelſeitigen Zeugen bekräftigten, ſich aber darin jetzt dahin verſtanden, daß Ludwigen die Reichsregierung in Teutſchland, Friedrichen

aber in Italien überlaſſen werden ſollte. Kaiſer Ludwig machte dieſen Entſchluß den Reichsſtänden bekannt; allein dieſe bewilligten es nicht, ſondern beſtanden darauf, daß Ludwig allein die ganze teutſche Reichsregierung behalten mußte.

Blinder Religionseifer.

Wilhelm, Prinz von Oranien, hatte den Holländern die Freiheit von der ſpaniſchen Tyrannei erworben, und den Grund zu ihrem nachmaligen Flor gelegt. Philipp der Zweite, König von Spanien, dieſer abergläubiſche und blutdürſtige Tyrann, war der Raſerei nahe, da er wahrnahm, daß dieſe Niederländer, die er Bettler zu nennen pflegte, ſich nicht nur von ſeinem Joch losgeriſſen und frei gemacht, ſondern auch die Lehre der Ketzer angenommen hatten. Er bot daher alle Bubenſtücke der Hölle auf, um dem Verfechter der holländiſchen Freiheit, den Prinzen Wilhelm, ſeinen Grimm fühlen zu laſſen. Eines von dieſen ſataniſchen Mitteln, die er wählte, war, daß er demjenigen zwei Tonnen Goldes verſprach, der dieſen Helden todt oder lebendig in ſeine Hände liefern würde.

Dieſer glänzende Lohn reitzte einen Spanier, Namens Johann Jauregay, ſeine Menſchlich-

keit aufzugeben: Er ſchoß im Jahr 1582. nach dem edlen Prinzen, verwundete ihn aber blos durch den Kinnbacken, und wurde von den Trabanten Wilhelms auf der Stelle mit Lanzen durchſtochen.

Philipp fügte zu den zwey Tonnen Goldes noch fünfzig tauſend Thaler, und die Verheiſſung des Adelsbriefes hinzu, wenn jemand es wagen wollte, die Rolle eines Teufels beſſer zu ſpielen, als dieſer Mörder. Da meldete ſich Balthaſar Gerhard, ein Burgunder, und verſprach, dem blutdürſtigen König das ſehnlich gewünſchte Opfer zu bringen. Zu dem Ende nahm er die Maske eines Heiligen an, und gieng an den Hof Wilhelms, der damals zu Delft war. Hier gab er vor, er ſey ein Proteſtant, und habe als ſolcher aus Frankreich fliehen müſſen. Der Prinz erwies ihm viele Güte, und gab ihm, als er ſich ſtellte, daß er abreiſen wolle, ein anſehnliches Reiſegeld. Der Unhold nahm's und kaufte ſich ein paar Piſtolen, lud ſie mit drei vergifteten Kugeln, ſchlich ſich wieder an den Hof, wo er bisher jeden Winkel kennen gelernt hatte, und erſchoß zwei Tage nachher, nämlich am dreiſſigſten Junius 1584., ſeinen Wohlthäter, da dieſer eben von der Tafel gieng, durch's Herz. Im Verhör geſtand er, daß er ſchon ſeit ſechs Jahren die Abſicht gehabt habe, die Mordthat zu begehen, und fügte hinzu, daß ihn drei Jeſuiten dazu aufgemuntert, ihm auch vorläufig die Abſolution ertheilt hät-

ten. Das Ungeheuer ließ nicht die geringſte Reue ſpüren, im Gegentheil bekannte er dem Schließer oft, er wolle den Prinzen, im Fall dieſer nicht recht getroffen worden, noch einmal anfallen, und wenn er auch mit tauſend Trabanten umgeben wäre: „denn, ſetzte der Unmenſch hinzu, wenn auch tauſendfache Martern mich erwarten, ſo erhalte ich doch für meine Heldenthat eine deſto glänzendere Belohnung im Himmel.“ — Aber, wer ſollte wohl noch einem Himmel verlangen, in welchem ſolche Würger wohnen? Bei grauſenvoller Hinrichtung, oder vielmehr Zerfleiſchung dieſes Unglücklichen, gab er keinen Laut von ſich, ja er zog nicht einmal die geringſte Miene.

Strenge Rechtspflege.

Georg Schwerhammer, ein Teutſcher, war im Jahr 1386. Bürgermeiſter der Altſtadt Prag. Er wohnte ohnfern der Kirche St. Martini, dem Hauſe des Herzogs von Burgund gegenüber, an der Ecke der Gaſſe, die zur Bethlehems-Kapelle führt, wo etwa zwanzig Jahre ſpäter Huß gewöhnlich zu predigen pflegte. Eines Tages, da er vom Rathhauſe kam, badete ſein Weib ihr Kind in dem Zimmer, wo er ſeine Kleidung ablegte, und das er

gleich darauf verließ, um an andere Geſchäfte zu gehen. Das Kind ſchrie im Bade; die Mutter ſuchte im Zimmer umher, nach einem Spielwerke, es zu beſänftigen, und da ihr nichts zur Hand lag, grief ſie in die Taſche der Kleidung, welche ihr Mann abgelegt hatte, fand hier das Siegel der Stadt, nahm es heraus, und gab es dem Kinde zum ſpielen. Als ſie dieß darauf aus dem Bade genommen hatte, vergaß ſie des Siegels, womit es geſpielt hatte; es blieb im Waſſer liegen, und ſie ſchüttete es mit demſelben aus dem Badegefäße auf die Gaſſe.

Nach einer kleinen Weile gieng ein Bürger vorüber, fand das Siegel, und trug es zu Jacob Wölflin, dem erſten Rathsmanne, (der Stadtwirth wurde ein ſolcher genannt), und übergab es demſelben. Wölflin begab ſich am folgenden Tage auf's Rathhaus, zeigte das Siegel den übrigen Schöffen und Rathsmännern, bevor der Bürgermeiſter erſchienen war, rathſchlagte mit denſelben über die Strafe, welche dieſer wegen ſeiner Verwahrloſung verdiene, und ſie erkannten — auf die Todesſtrafe! Sofort erhielt der Scharfrichter Befehl, ſich zur Vollziehung derſelben anzuſchicken.

Unterdeſſen erſchien Georg Schwerhammer auf dem Rathhauſe. „Wo haſt du das Stadtſiegel?“ redete Georg Wölflin ihm an. Er grief in ſeine Taſche, ſuchte, fand es nicht, und bat um Erlaubniß, nach Hauſe zu gehen und es du holen.

Er ſtund nämlich in der Meynung, daß er es dort vergeſſen habe. Man hieß es ihm bringen. Als er die Stiege jedoch hinab war, machte der Rathswirth mit den übrigen Männern vom Rathe mit dem Scharfrichter ſich auf, und ihr Zug folgte ihm nach ſeinem Hauſe.

Unterdeſſen ſuchte Schwerhammer das Siegel in ſeiner Wohnung überall vergeblich, und weil er es endlich nicht finden konnte, wollte er ſich zurück auf das Rathhaus begeben; da traf er unten in ſeinem Hauſe den Rath verſammelt, der das Siegel ihm vorzeigte, das Vorgefallene vorwarf, und ihm ſein Urtheil verkündigte. Kein Erbarmen, kein Aufſchub fand ſtatt. Die Rathsherren hießen ihn binden, vor das Haus führen, und zur ſelbigen Stelle und Stunde ward das Haupt ihm abgeſchlagen. An der Mauer des Kirchhofes der St. Martinskirche wurde er begraben. Auf der Stätte ſeiner Enthauptung errichtete man am dritten Tage nach derſelben ein ſteinernes Kreuz. Noch gegenwärtig heißt das Haus, welches er bewohnte, zum ſteinernen Kreuz.

Keiner Veranlaſſung zu dieſer gerichtlichen Greuelthat, keiner Folgen für diejenigen, die ſie verübten, welche ſie nach ſich gezogen hatte, thut die Geſchichte Meldung. Wahrſcheinlich lag Haß zwiſchen den Teutſchen und Böhmen dabei zum Grunde, der

um jene Zeit mancherlei Reibungen veranlaßte. Die Böhmen waren darüber ergrimmt, daß König Wenzel, auf Anrathen ſeiner Teutſchen Räthe, viele Stadtämter mit Teutſchen beſetzt hatte.

Preiswürdige Eigenſchaften eines teutſchen Kaiſers.

Maximilian der Erſte, der von 1493. bis 1519. auf dem teutſchen Kaiſerthron ſaß, verband mit vielen andern großen Eigenſchaften, auch eine feurige Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften. Gewöhnlich hatte er Gelehrte und Künſtler um ſich, mit denen er, zu ſeiner eigenen Belehrung, ſich auf's Huldreichſte unterhielt. In müſſigen Stunden erluſtigte er ſich durch die Muſik, und hielt ſich eine eigene Hofkapelle. Da er, unter andern nützlichen Kenntniſſen, vorzüglich die Wichtigkeit einer guten vaterländiſchen Geſchichte wohl erkannte, ſo ſuchte er in Klöſtern und Kanzleien die vaterländiſchen Geſchichten auf, und ergötzte ſich an den Nachrichten ſeiner großen Ahnherrn bis an ſeinen letzten Lebensfunken. Zu dieſem Endzwecke bereiste auf ſeine Koſten ſein Rath Jakob Manlius Teutſchland, Italien und Frankreich, um in verſteckten Winkeln der Klöſter und Bibliotheken koſtbare geſchichtliche

Werke aufzuſuchen. Er ſelbſt ſchrieb mancherlei, das von ſeinen Talenten zeugt, und durch ſeiner Zunge Gewalt feſſelte und gewann er ſchnell die Gewalt der Hörer.

Da Maximilian die Gelehrten und Künſtler wie ſeine würdigſten Freunde behandelte, in freien Stunden ſich mit ihnen unterhielt, ſie in den größten Staatsangelegenheiten zu Rathe zog, und ſich ihrer zu Geſandtſchaften und Unterhandlungen bediente, ſo konnten die Adelichen ihren Aerger darüber nicht verbergen. Da ſie ſich häufig um Hofdienſte bewarben, ohne ſich um jene Eigenſchaften und Geſchicklichkeiten zu bewerben, die zu Geſchäften erfordert werden, ſo mußte ſich der Kaiſer öfters darüber erklären. Einmal ſagte er: „Man muß diejenigen überall vorziehen, welchen Gott, die Natur und ihr Fleiß, Vorzüge gegeben hat.“ Zu einer andern Zeit, da man ihm zu verſtehen gab, daß Adeliche eher als Schreiber (ſo hießen damals Gelehrte) und Pfaffen, als Geſandte verſchickt werden ſollten, gab er zur Antwort: „Die kann ich brauchen; faule, eitle and ungeſchickte Leute helfen mir nichts.“

Im Gefolge des Kaiſers befand ſich ein adelicher Jägermeiſter, der allemal vor Aerger roth wurde, wenn er einen Gelehrten ſah. Der ſtolze, unwiſſende Mann machte ſich ein eigenes Geſchäfte daraus, die Gelehrten, die er bei dem Kaiſer an=

traf, zu necken, und, indem er Nachrichten von ihrem Privatleben aufſuchte und erzählte, ſie zum Gegenſtande des Gelächters zu machen. Dieſe ertrugen den rohen Uebermuth des unerzogenen und unwiſſenden Ahnenmannes mit Stillſchweigen; der Kaiſer aber lächelte über die unzeitigen Scherze, und ſchien das Kränkende derſelben nicht zu bemerken. Eines Tages aber, da eine große Menge vornehmer Herren und Damen verſammelt, und der Jägermeiſter nach ſeiner Gewohnheit wieder ganz damit beſchäftigt war, ſich über einen anweſenden Gelehrten, der eben eine Urkunde zum Ausarbeiten übernommen hatte, luſtig zu machen, kehrte ſich Maximlian plötzlich zu dem Jägermeiſter, und, indem er dem Gelehrten die Urkunde abnahm, und ſie jenem vorhielt, fragte er ihn: „Sagt mir doch, wackerer Ritter Jägermeiſter, was hier geſchrieben ſteht?“ Der gute Mann wollte ſich entſchuldigen; aber da half nichts: er ſollte leſen. Endlich mußte er denn mit der größten Verwirrung geſtehen — daß er nicht leſen könne. „Dacht ich's doch immer, ſo oft ich euch ſpotten hörte, ſagte der Kaiſer, daß ihr über eine Sache ſpottetet, wovon ihr nichts verſtündet. Es iſt auch freilich leichter, ſetzte er hinzu, und ließ den Mann ſtehen, zehn Jägermeiſter, als Einen Gelehrten zu finden.“ —

So ſehr Maximilian die Gelehrten ſchätzte, ſo verſäumte er doch darüber das Kriegsweſen nicht.

Er führte bei ſeinem Heere mehrere weſentliche Verbeſſerungen ein, und an Muth und Tapferkeit in ritterlichen Uebungen konnt' es im niemand zuvor thun. Von ſeiner Geſchicklichkeit in Waffenhandwerk zeugt, unter vielen andern, folgenden Vorfall.

Als im Jahre 1495 Maximilian zu Worms einen Reichstag hielt, ſtellte der viel berühmte franzöſiſche Ritter Claudius von Batre in ſeiner Herberge unter das Fenſter ſeinen Schild aus, mit der ſtolzen Ankündigung: er wolle mit jedem Teutſchen, wenn er Muth genug hätte, eine Lanze brechen. Maximilian, der ſtets gefaßte Held, entbrannte vor Zorn, da niemand zu dieſem Heldenwerk ſich meldete. Er thats. Die Schmach des teutſchen Volks tilgend, hieng er neben des ſtolzen Franzoſen Schild die Wappen Burgunds und Oeſterreichs, und ließ ausrufen: Ein Teutſcher habe ſeine Herausfoderung angenommen. In der feſtgeſetzten Stunde traten beide Streiter, in vollkommener Rüſtung und mit verſchloſſenen Helmen, in den Schranken auf. Jeder ſchwieg, und bei dem dritten Trompetengetön rannten Beide gegen einander. Als bald die Lanzen entzwei ſplitterten, ergrief jeder das Schwerdt, und nach langer Unentſchiedenheit, empfieng Maximilian eine Bruſtwunde. Grimm und Schmerzensgefühl entbrannte ſein tapferes Gemüth; mit der höchſten, wildeſten Anſtrengung drang er noch einmal auf den Feind, und nach kurzem Hin- und Her-

drängen, warf er den ſtolzen Fremdling zu Boden. Hochlauter Beifallsruf ſchallte dem unbekannten Ritter entgegen, und als dieſer ſeinen Helm öffnete, und man den Kaiſer erkannte, da durchwallte die höchſte freudigſte Rührung die erſtaunte Menge.

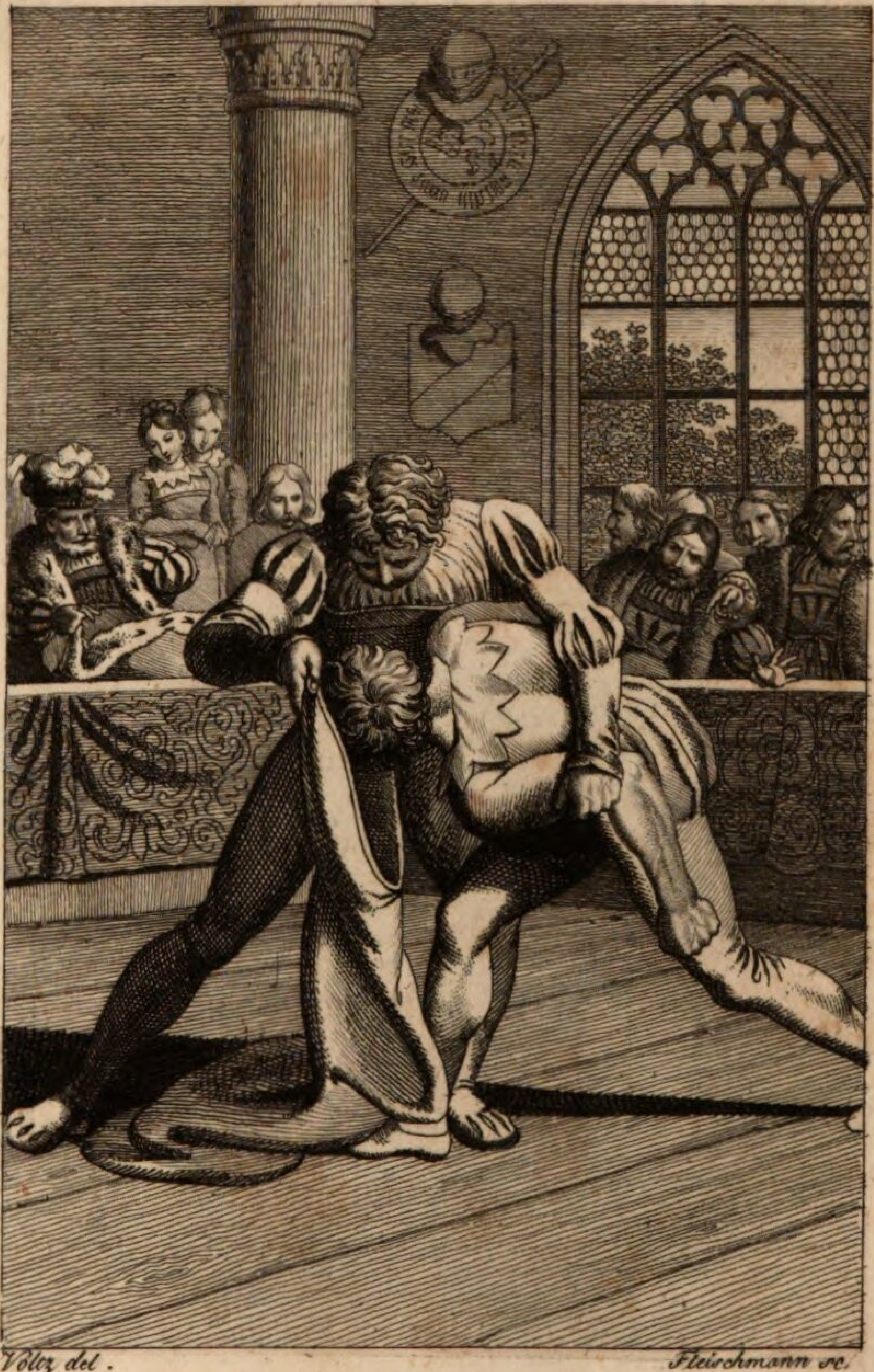
So gab Maximilian überall die höchſten Beweiſe von Muth und Entſchloſſenheit. In ſeiner Jugend war er einſt zum Beſuch bei ſeiner Schweſter, der Herzogin. Dort rieß er einem eingeſchloſſenen Löwen den Rachen auf, und hielt mit der Hand die Zunge feſt. Zu ſeinen Hauptvergnügungen gehörte die Jagd, auf welcher er manche Gefahr ritterlich beſtund. Vorzüglich liebte er die Gemſenjagd, wo er ſich einmal in den tyroliſchen Gebürgsklüften, an der ſogenannten Martinswand, ſo verſtieg, daß er, verlaſſen von aller menſchlichen Hülfe, ſich ſchon zum Tode bereitete. Endlich aber erſchien ihm, zur Freude ſeiner Jagdgenoſſen, und ihm ein Wunder, ein Jüngling aus dem Gebirge, leitete ihn auf verborgenen Pfaden aus der einſamen Wildniß, und ſo kam er glücklich gerettet bei den Seinigen an.

Maximilian ſtarb am eilften Januar 1519. in einem Alter von 59 Jahren. Als ſeine letzte Stunde herannahete, bat er ſeinen Beichtvater, ihn nicht mehr Kaiſer, ſondern ſchlechtweg Maximilian zu nennen. Er war ſo ſchaamhaft, daß er befahl, man möge ihm das Weißzeug, das er

ſich kurz vor ſeiner Todesſtunde geben ließ, nicht mehr ausziehen. Deswegen verordnete er, man ſollte ihm nach ſeinem Tode die Haare abſchneiden, die Zähne ausbrechen, zerſtoßen und vor Jedermanns Augen in die Lüfte ſtreuen, um daran die Vergänglichkeit aller Dinge und aller ehemaligen Größe zu zeigen. Sein Leichnam ruht in der St. Stephanskirche in Wien.

Ein Ritterkampf, einzig in ſeiner Art.

Helene Scharſegine, natürliche Tochter Kaiſer Marimilian des Zweiten, ward zu ihrer Zeit für das ſchönſte Mädchen Teutſchlands gehalten. Natürlich brachte dieſe anziehende Eigenſchaft mehrere auf den Einfall, dieſen Phönix der Jungfrauen zu beſitzen. Rauber, ein teutſcher Baron, und ein vornehmer ſpaniſcher Edelmann, warben um ſie, und jeder ſchmeichelte ſich, der beglückte Schwiegerſohn des Kaiſers zu werden; denn Rauber war ſein Günſtling, und der Spanier ein Mann vom erſten Range. Aber gerade dieſe Konkurrenz ſetzte den Kaiſer in die größte Verlegenheit. Er wollte keinen durch eine abſchlägige Antwort beleidigen,



Voltz del. Fleischmann sc.

Ein Ritterkampf, einzig in seiner Art.

und doch fand er mit allem ſeinem Hin- und Herſinnen kein Mittel, dieß möglich zu machen. Endlich gab ihm ſein guter Rittergenius den Einfall ein, es darauf ankommen zu laſſen, wer den andern mit ſeiner Liebe in den Sack ſtecken würde. Es ward ein Tag zum Zweikampf angeſetzt, und jedem ein Sack, nach der Länge ſeines Gegners angemeſſen, zugeſtellt.

Man denke ſich zwei Athleten, in der Blüthe ihrer Jahre, und einen Kampf um einen ſolchen Preis, als die ſchöne Scharſegine war. Alle Kräfte, Kunſtgriffe und Kämpferſtreiche wurden aufgeboten, um den hohen Sieg zu erreichen. Keiner wurde des andern mächtig! Endlich nahm der gewandte Teutſche die Gelegenheit wahr, umſchlang den Grandes mit gewaltigen Armen, und ſteckte ihn mit ſeiner brennenden Liebe und ganzen ſpaniſchen Grandezza in den Sack, den er ſich ſelbſt hatte anmeſſen laſſen. Der Kaiſer freute ſich über das Wohlverhalten ſeines Landsmannes, und lohnte den Sieg mit dem Beſitz der ſchönen Helene Scharſegine. Der Spanier ſchlich ſich beſchämt von hinnen.

Die Hunde im Krieg.

Die Spanier hatten bei der Eroberung von Amerika weder von der Artillerie noch von der Reiterei ſo viele Vortheile, als von ihren Doggen und Jagdhunden, welche die Eingebornen Tag und Nacht aufſpürten und verfolgten. Mehr als zwei tauſend Amerikaner wurden von den Hunden erwürgt, die den Vaſco Nunnez begleiteten. In der Schlacht bei Caramalka wurde die erſte Linie in dem kleinen Heere des Pizarro von einer Reihe Hunden formirt, die ſo heftig und tapfer über die armen Peruaner herfielen, daß der ſpaniſche Hof, über ihre Heldenthaten entzückt, die Veranſtaltung traf, daß man ihnen ſo gut wie den übrigen Truppen einen regelmäßigen Sold auszahlen mußte, der allemal demjenigen Soldaten zufiel, von dem jedes dieſer Thiere unterhalten wurde. Man findet in einem alten Kriegsetat dieſes Zeitraumes, daß der Dogge Vercillo „für ſeine der Krone geleiſteten Dienſte" monatlich zwei Realen erhielt. Unter dem Heere des Ferdinands Soto, das bei der Eroberung von Florida gebraucht wurde, war ein großer Jagdhund, mit Namen Brutus. Dieſes ungeſchlachte Geſchöpf wurde endlich nach ſchrecklichem Blutvergießen, wie ein ſpaniſcher Geſchichtſchreiber ſich ausdrückt, zum großen Leidweſen der Chriſten getödtet — als ob

man ein Chriſt wäre, wenn man, mit Ungerechtigkeit und Gewalt ausgerüſtet, ein fremdes Land anfällt, auf harmloſe Menſchen mit reiſſenden Thieren Jagd macht, und Raubthiere mit Menſchenfleiſch füttert.

Der falſche Prophet.

Michael Stiefel, ein guter Rechenmeiſter und Prediger bei Wittenberg, hatte aus 22 Gründen entdeckt, daß das Ende der Welt Montags den dritten October 1533. Morgens acht Uhr kommen würde. Die Bauern ließen, als ſie das hörten, ihre Arbeit liegen, verkauften und verſchenkten ihre Häuſer und liegenden Gründe, wie er es auch ſelbſt mit ſeinem Hausgeräth und ſeinen Büchern machte, ohne Zweifel, um derer zu ſpotten, die etwas im Tode ſo unnützes noch annahmen, und thaten ſich vor ihrem Ende noch etwas zu gute. Aus Brandenburg, Schleſien und entfernteren Provinzen ſtrömten ganze Haufen glaubiger Seelen zu ihm; er hatte die letzten Tage nichts anders zu thun, als den ganzen Tag Beichte zu ſitzen. Als endlich der dritte October kam, beſtieg er die Kanzel, um im Gebet und Geſang den jüngſten Tag zu erwarten. Aber die angedeutete Stunde und der ganze Vormittag ver-

giengen, ohne daß irgend eine Veränderung ſich zeigte. Endlich erinnerten die leeren Magen die Glaubigen, daß ſie noch lebten, aber ihre leeren Häuſer und Scheuren ſagten ihnen, daß ſie zu leichtgläubig geweſen wären. Jetzt brach ihr Unwille gegen den falſchen Propheten los. Sie riſſen ihn von der Kanzel, banden ihn, ſchleppten ihn ſo nach Wittenberg, fiengen einen Proceß an, und foderten Schadloshaltung. Nur Doctor Luther beſänftigte noch die aufgebrachten Gemüther, und der beſchämte Rechner bekam eine Dorfpfarre nahe bei Königsberg in Preuſſen.

Leibesſtärke.

In der Mark Brandenburg gab es ehedem auſſerordentlich große und ſtarke Leute. Zu dieſen gehörte Joachim von Schapelow, der in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, unter dem Churfürſten Johann Georg lebte. Schapelow mußte ſich einſt, auf Befehl des Churfürſten, mit einem andern ebenfalls ſehr großen und ſtarken Manne, der ſich gerade in Berlin aufhielt, in einen Kampf einlaſſen. Ohne ſich lange zu beſinnen, warf Schapelow ſeinen Gegner nieder, ergrief ihn wieder, hielt ihm die Hände feſt, und hatte nichts gerin=

geres im Sinne, als ihn aus dem Fenſter zu werfen, was jedoch nicht verſtattet wurde. Der Churfürſt, um ſeine Stärke auf eine andere Art zu erproben, erlaubte ihm, ſo viel Wein aus ſeinem Keller zu nehmen, als er mit einem male heraus tragen könnte. Schapelow nahm ein volles Faß unter den rechten, und eines unter den linken Arm; dann faßte er mit den vier Fingern einer jeden Hand, eines beim Spundloche, und alſo zuſammen vier Fäſſer. Ohne zu ermüden, brachte er die ſchwere Laſt weiter, und gieng damit fort. „Dießmal, rief ihm der Churfürſt zu, mag's geſchehen; ich werde mich aber wohl hüthen, dich wieder in meinen Weinkeller zu ſchicken.“

Fürſtliche Lebensweiſe und Geſinnung.

Friedrich Wilhelm, Herzog von Weimar, Stammvater der altenburgiſchen Linie und Adminiſtrator von Churſachſeu, beſorgte, auſſer ſeinen Regierungsgeſchäften, ſein Hausweſen ſo fleißig, daß er alle täglichen Geſchäfte und Verrichtungen, mit eigener Hand in den Kalender ſchrieb. In einen derſelben, vom Jahr 1585., findet man beim Auguſt folgende Nachricht: „Heute bin ich mit meiner Gemahlin nach Hartisleben gereiſet, und habe laſſen

einführen, auch zur Luſt, ſowohl Vor- und Nachmittags, das Getraide helfen auf- und abladen."

Kurz vor ſeinem Ende (er ſtarb den ſiebenten Julius 1602.) ließ der Herzog alle ſeine Kinder zu ſich kommen, und ermahnte ſie zur Gottesfurcht und Frömmigkeit. Hier ſagte er zum älteſten Prinzen, damals „ein Herrlein von fünf Jahren:" „Hans Lips, ließ fromm und ſtudiere fleißig, ſo wirſt du mit der Zeit einen Regenten geben, der Land und Leuten nutze ſeyn wird, und habe den Schwarzkopf — damit meinte er den Kanzler Gerſtenberger, welcher hinter ihm ſtand — in Acht, er hat mehr bei mir gethan, als ich und ihr demſelben vergelten können." Hierauf wendete er ſich gegen den Kanzler ſelbſt, und ſprach zu ihm: „Thut bei meinen Kindern, was ihr bei mir gethan, und ich um euch wohl verdient habe."

Kindliche Geſinnung.

Der Churfürſt Auguſt von Sachſen hatte einen Obriſten, Wolf Tiefſtätt genannt, in ſeinen Dienſten, der von Profeſſion, wie ſein Vater, ein Meſſerſchmidt war. Seine Tapferkeit brachte ihm Geld und Ehre, und erwarb ihm ſogar den Ritterſchlag. Dieſer wackere Mann ſtand einſt hinter dem

Churfürſten, als dieſer an der Tafel ſaß, und wurde kaum von ihm bemerkt, als er ihm zurief: „Wolf geh herbei, und ſetze dich hieher zu meiner Rechten.“

Der Oberſte weigerte ſich höflich. Als aber der Churfürſt ſeinen Befehl einigemal wiederholte, ſagte jener: Er wünſche eine Bitte thun zu dürfen, und die Verſicherung zu erhalten, daß ihm der Churfürſt die Gewährung derſelben nicht abſchlagen wolle. Der Churfürſt gab ſein Wort „Gnädiger Herr, ſagte Wolf, ich habe einen alten Vater, dem ich mein zeitliches Leben und mein Handwerk zu verdanken habe. Wollt ihr wohl dieſen an meiner Stelle an der Tafel ſitzen laſſen? Hier iſt er.“

Dieſe Bitte gefiel dem Churfürſten ſehr wohl, und er ſagte: „Es iſt brav, Wolf, daß du dich deines ehrlichen Vaters nicht ſchämſt. Er ſetze ſich zu mir.“ Der alte Meſſerſchmidt mußte ſich an die Tafel neben dem Churfürſten ſetzen, und nach derſelben beſchenkte der milde Fürſt den Alten noch obendrein gar ſtattlich.

Wie wunderbar das Verbrechen ans Licht kommt.

Es war im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts, als der Ritter Glovers die Stelle eines engliſchen

Geſandten in Conſtantinopel verſah. Er hatte vor einiger Zeit einen gebornen Engländer, Namens Dibbins, in ſeine Dienſte genommen, der von der Inſel Candia aus in der türkiſchen Hauptſtadt angekommen war. Der junge Menſch, der ein empfehlendes Aeuſſeres hatte, verſah alle ſeine Geſchäfte mit nicht gemeinem Fleiß, und hielt ſich überhaupt ſo brav, daß der Ritter ihn beſonders liebgewann, und ſich freute, ihn in ſeinem Dienſte zu beſitzen.

Es iſt bekannt, daß nicht allein das gemeine rohe Volk der Türken, ſondern ſelbſt die Großen des Landes, voll Stolz auf ihre Nationalität und den Propheten Mahomed, nicht ſelten mit der empörendſten Geringſchätzung auf alles herabſehen, was nicht Moslemim (Rechtglaubiger) iſt. Daher geſchieht es öfters, daß der geringſte Schein von Beeinträchtigung, von Seiten der dort ſich aufhaltenden Chriſten, augenblicklich benutzt wird, um für eine vermeintliche Beleidigung oder Gewaltthätigkeit, die ungerechteſte, und manchmal wohl gar eine blutige Genugthuung zu verlangen. Die Bedienten des Geſandten, die dieß recht wohl wußten, gaben daher wohl auf ſich Acht, nie mit einem Türken in Zwiſt zu gerathen, und vermieden ſo viel möglich jede Gemeinſchaft mit denſelben. Sie hielten ſich einträchtig beiſammen, und ſuchten einander die Langeweile zu vertreiben, ſo gut ſie es vermochten.

Der Herbſt des Jahres 1611. war vorüber. Selten härtet in einem warmen Klima der Froſt zur Winterszeit der Erde, und noch ſeltener fällt viel Schnee, was man dann als ein Wunder anſtaunt. Doch gerade in dem Winter des angegebenen Jahres war es der Fall. Die Bedienten des engliſchen Geſandten glaubten, beim Anblick des tiefen Schnees, die Fluren ihrer Heimath zur Zeit des Januars zu erblicken, und ihrer bemächtigte ſich eine unwiderſtehliche Luſt, ein Spiel zu treiben, was freilich eigentlich nur den Kinderjahren angehört — ſie warfen einander mit Schneebällen. Es gieng laut und luſtig unter den frohen Kämpfenden her, und keiner derſelben ahnete, daß dieß unſchuldige Vergnügen einem unter ihnen den Tod bringen würde.

Mehrere der vorübergehenden Türken blieben ſtehen, und ſahen dem kleinen Schneeballgefechte zu. Unglücklicherweiſe traf aber ein, vielleicht zu hart gedrückter, Ball einen vorübergehenden Janitſcharen ſo heftig in's Auge, daß es, was auch von Seiten der Engländer geſchehen mochte, dem Verwundeten Hülfe zu leiſten, bald als gänzlich unbrauchbar ſich zeigte. Aber nicht allein eingebüßt hatte der Türke auf dieſe Art ſein Auge; es ſchlug, der Himmel weiß, durch welchen Zufall, oder durch welche ungeſchickte, ärztliche Behandlung, der Brand dazu, der dem Janitſcharen das Leben koſtete. So etwas war noch nie erhört worden, und machte ſchon des-

wegen großes Aufſehen. Daß aber die That von einem Chriſten herkam, und dieſer der Mörder eines Janitſcharen war, das verſchlimmerte die Sache ſehr. Freilich war es offenbar, daß nur ein unglücklicher Zufall, nicht aber der Wille eines Bedienten des Geſandten, den Wurf nach dem Auge des Türken gerichtet hatte. Allein darauf wurde gar keine Rückſicht genommen, vielmehr durchlief der Lärm ein Quartier nach dem andern, und vergrößerte ſich zuſehends.

Daß unter dieſen Umſtänden der Dienerſchaft des Geſandten nicht wohl zu Muthe war, läßt ſich leicht denken. Niemand wußte, wer von ihnen den Wurf gethan hatte? Auf keinen allein konnte, ihrer Meinung nach, die Schuld fallen; aber ihrem geliebten, wohlwollenden Herrn konnte von Seiten der türkiſchen Regierung dieſe Sache die höchſte Verdrüßlichkeit zuziehen. So war ihre Meinung. Bald ſollte ihre Beſorgniß in Angſt und Bangigkeit ſich wandeln.

Der Anführer der Janitſcharen begab ſich, ſobald der Verwundete wirklich an den Folgen des verletzten Auges geſtorben war, zum Großvezier, ſtellte ihm die Sache als eine geſchehene Gewaltthat, als eine beabſichtigte Mordthat vor, ſchilderte ihm die Wuth der über den Tod ihres Kameraden aufgebrachten Krieger, die laut um Rache ſchrieen, und erklärte, daß von Seiten des engliſchen Geſandten

eine Genugthuung geleiſtet werden müſſe, um die aufgebrachten Janitſcharen zufrieden zu ſtellen.

Das Korps der Janitſcharen in Conſtantinopel war nicht ſelten der Regierung fürchterlich, und führte manche blutige Thronrevolution herbei. Man ſucht daher bei jeder Gelegenheit dieſe rohen und wilden Krieger in einer guten Stimmung zu erhalten, und vermeidet es, ihr Mißvergnügen zu erregen. Ihre einmal angefachte Wuth kennt nämlich keine Grenzen, und löſcht ſich meiſtens nur in Mord und Aufruhr. Demnach zeigte der Großvezier ſich ſogleich bereitwillig, auf die verlangte Genugthuung bei dem engliſchen Geſandten zu dringen. Er verlangte von ihm die Auslieferung des Thäters und blieb, ungeachtet der Geſandte betheuerte, daß derſelbe nicht auszumitteln, und daß der Wurf auch ganz offenbar in keiner feindſeligen Abſicht geſchehen ſey, feſt und unerbittlich bei der einmal gethanen Erklärung. Da der Geſandte hierauf ſich nochmals weigerte, denjenigen auszuliefern, der den unglücklichen Wurf gethan hatte, weil weder er noch jemand von ſeinen Leuten ihn mit Gewißheit angeben könnte, ſo verſammelte ſich bald ein Haufe Pöbel und Janitſcharen, der ſich rüſtete, das engliſche Geſandſchaftshaus zu ſtürmen. Um ein wahrſcheinlich noch größeres Unglück zu verhüten, ſah ſich der Ritter Glovers endlich gezwungen, nachzugeben, und wußte verſprechen, wenn der Schuldige unter

ſeinen Hausgenoſſen erkannt würde, ihn ſogleich auszuliefern.

Die ganze Dienerſchaft im Hauſe des Geſandten mußte nunmehr vortretten. Man kann denken, mit welcher Bangigkeit ſich dieſe armen verfolgten Menſchen zu einer ſolchen Muſterung ſtellten. Das Leben eines, vielleicht mehrerer von ihnen, ſtand auf dem Spiel; wer ſollte das Opfer ſeyn?

Unüberſehbar war der vor dem Geſandtenhauſe verſammelte Haufe des tobenden Pöbels und der wüthenden Janitſcharen. Ihre Rache ſchnob nach einem Opfer. Kaum ſtand die engliſche Dienerſchaft in einer Reihe, mit Todesangſt in dem Herzen da, als ſogleich mehrere Türken, die bei jenem Schneeballtreffen zugeſehen hatten, auf Dibbins losſtürzten, ihn aus der Zahl der übrigen hervorzogen, und es, nebſt noch einigen andern Janitſcharen, beſchworen, daß dieſer und kein anderer der Thäter ſey. Der menſchenfreundliche Geſandte, der natürlich nun das Schlimmſte befürchten mußte, ſetzte alles daran, was er nur vermochte, Dibbins zu retten. Er betheuerte, was auch völlig gegründet war, daß Dibbins an dem Tage, wo ſeine Dienerſchaft ſich mit Werfen der Schneebälle beluſtigte, gar nicht zugegen, ſondern in Geſchäften für ihn (den Geſandten) weggeſchickt worden ſey. Einen größern Beweis für die Unſchuld konnte er gar nicht führen; aber er ließ es auch dabei nicht bewenden,

ſondern er erbot ſich, eine groſse Summe ſogleich auszuzahlen, wenn man Dibbins in Freiheit ſetzen und ihn wieder zurück geben wolle. Doch weder jener ſonnenklare Beweis für die Unſchuld der Eingekerkerten, noch das gebotene Geld vermochte Dibbins zu retten. Man erwiederte, daß jene Verſicherung erdichtet ſey, und das gebotene Löſegeld wurde nicht angenommen. Es war voraus zu ſehen, daß endlich, bei fortgeſetzter Weigerung, vielleicht noch mehrerer Perſonen Leben auf das Spiel geſetzt, oder gar eine völlige Stürmuug und Plünderung des engliſchen Geſandtſchaftshauſes durch die Barbaren veranlaßt werden konnte.

Ritter Glovers ſah ſich in die Nothwendigkeit geſetzt, nachzugeben, und indem er ſich überzeugt hielt, daß er einen völlig Unſchuldigen aufzuopfern gezwungen ſey, fühlte er in dem edlen Herzen eine Wehmuth, die nicht jeder Reiche und Vornehme bei dem Unglück eines Bedienten empfunden haben würde. Der brave Geſandte beruhigte ſich nicht blos bei dem Bewußtſeyn der Unmöglichkeit, ferner etwas zur Rettung ſeines Dieners unternehmen zu können; er wollte wenigſtens die letzten Stunden des Bedauernswerthen durch Bezeugung ſeiner aufrichtigen und herzlichen Theilnahme verſüßen. „Eilen Sie, ſagte er dem Geſandtſchaftsſecretair, in das Gefängniß zu dem unglücklichen Dibbins, und ſagen Sie ihm, daß ich ſchmerzlich gerührt ſey über

ſein Unglück, deſſen Milderung in das Reich der Unmöglichkeit gehöre. Sagen Sie ihm, daß ich noch dieſen Augenblick einen großen Theil meines Vermögens mit Freuden aufopfern würde, wenn das ſeine Rettung bewirken könnte. Eilen Sie und retten Sie den armen Menſchen, ſo gut Sie es vermögen.“

Der Geſandtſchaftsſecretair begab ſich unverzüglich nach dem Gefängniß. Unterdeſſen gieng der edle Glovers, tief bewegt und innig erſchüttert, in ſeinem Zimmer auf und ab Er dachte ſich den Unglücklichen, wie er von ihm, ſeinem Herrn, die Rettung ſeines Lebens erwarte, und ſich getäuſcht finde, und ſeinen Tod durch Henkershand vor Augen ſehe. Er hörte die Seufzer deſſelben, und es klopfte ihm das Herz bei dem Gedanken an ſeinen Todeskampf. Bereits zwei Stunden waren vorüber, und der edle Ritter befand ſich noch in derſelben Unruhe, denn der abgeſchickte Tröſter war noch nicht heimgekehrt. Endlich ließen ſich Tritte über die Hausflur hören; Glovers horchte auf, es ſtieg jemand die Treppe herauf, und er eilte, den Kommenden die Thür zu öffnen.

Es war der ſehnlich erwartete Secretair. Kaum konnte dieſer athmen, ſo eilig war er umgekehrt, dem mitleidigen Herrn Bothſchaft zu bringen. „Reden Sie, ſagte er etwas ſtürmiſch, was macht der

arme Dibbins? Haben Sie ihn getröſtet, war er des Troſtes fähig.

„Nicht wenig ſtaunen werden Euer Excellenz, verſetzte der Secretair, nachdem er ſich geſammelt hatte, wenn ich verſichere, daß Dibbins des Troſtes gar nicht bedurfte.“

Glover. Wie ſo? Wie iſt das zu verſtehen?

Secretair. Er iſt ganz gefaßt, er iſt völlig ruhig, und trägt mir auf, Euer Excellenz für alle Güte herzlich zu danken.

Glover. Das bleibt mir unbegreiflich. Bangt ihm denn nicht vor —

Secretair. Vergönnen Sie, gnädigſter Herr, daß ich Ihnen etwas mittheile, was Sie gänzlich beruhigen kann, und was niemand erwartet hat. — Ich komme an das Gefängniß; ich werde eingelaſſen, trete voll Wehmuth auf den unglücklichen Landsmann zu, ich finde ihn ſeines Todes gewiß überzeugt und doch beruhigt. Ich bezeuge ihm meine Verwunderung, als er, nachdem ich die mitleidigen Grüße ſeines Herrn ihm mitgetheilt, mit Gelaſſenheit mich anlächelte. Er that mir hierauf zu meinem großen Befremden folgende Eröffnung:

„Zwar leide ich den Tod unſchuldig, wie am Tage liegt, denn ich war nicht bei dem Scherzgefechte gegenwärtig: aber dennoch habe

ich den Tod verdient. Beruhigen Sie alſo den Herrn Geſandten meinetwegen, und ſagen Sie ihm, daß ich geſtehe, in England einen Mord begangen zu haben; daß ich deswegen aus dem Vaterlande entwichen und nach Candia entflohen bin. Ich ſehe in dem Schickſale, welches mich betrifft, die Rache des Himmels, die mich ereilt, den gerechten Lohn des Verbrechens das ich verübt habe. Beſſer, daß mich, einen Mörder, die Wuth der Janitſcharen zum Opfer erkohr, als einen andern. Leben Sie wohl. Ruhig erwarte ich den Tod."

So erzählte der Secretair dem überraſchten Geſandten. Man denke ſich des letzten Staunen bei einer ſo unerwarteten Bothſchaft. Der Edle durfte ſich nun gänzlich beruhigen. Schon etliche Stunden darauf drängte ſich eine zahlloſe Menge Volks und jubelnder Janitſcharen in die Straſſe herein. Dibbins ward herbeigeführt. Noch einige Augenblicke — und er war an der Thür des Geſandtſchaftshauſes aufgeknüpft.

Des Tonkünſtlers Schickſal.

Aleſſandro Stradella aus Neapel war nicht nur ein trefflicher Tonſetzer, ſondern auch ein großer Violiniſt, und beſaß überdieß eine ſchöne Stimme und einen feinen Geſchmack im Geſange. Seine Kompoſitionen, alle für den Geſang, übertreffen die meiſten, die im ſiebenzehnten Jahrhundert geſchrieben wurden. Unter andern war er einer der erſten Komponiſten, welcher das Recitativ in Singſtücken einführte und gebrauchte.

Da Stradella ſchon in den Blüthenjahren des Lebens durch ſeine Talente einen großen Ruf erlangt hatte, ſo wurde er von einem venezianiſchen Edelmanne zum Geſanglehrer für ein junges Frauenzimmer aus einer adelichen römiſchen Familie, Namens Hortenſia, angenommen. Auſſer ihrer vornehmen Abkunft dankte ſie der Natur eine reitzende Geſtalt und eine herrliche Stimme für den Geſang. Das Vergnügen, welches ſie an der Muſik fand, und die Bewunderung der Talente ihres Lehrers, weckten bald in ihr eine Zuneigung zu ihm, welche durch die häufigen Beſuche zur Leidenſchaft wuchs. Ihre hohe Abkunft und der Stolz ihrer Famile legte aber der gegenſeitigen Neigung Hinderniſſe in den Weg, die nicht zu beſiegen waren. Im Einverſtändniß

wechſelſeitiger Liebe beſchloßen daher Beide, Venedig heimlich zu verlaſſen, und nach Rom zu flüchten.

Als der Vormund eines Morgens hörte, ſeine Nichte ſey mit dem Tonkünſtler unſichtbar geworden, gerieth er in die heftigſte Wuth. Ohne ſich lange zu beſinnen, beſtellte er mit beträchtlichen Geldſummen zwei Meuchelmörder, und verſprach ihnen noch gröſſere Belohnungen, wenn ſie ſeine Rache durch Ermordung der Flüchtlinge befriedigt haben würden. Die Banditen eilten nach Neapel, als Stradella's Geburtsorte, und von da nach Rom, wo ſie nach manchen Nachforſchungen den Aufenthalt der Liebenden, die als Ehegatten zuſammen lebten, erfuhren. Sie meldeten dieß dem Vormunde, und verſprachen ſeinen Auftrag zu vollziehen, wenn er ihnen ein Empfehlungsſchreiben an den venetianiſchen Geſandten in Rom verſchaffte, um ihnen eine Freiſtätte zu gewähren, ſobald die That vollbracht wäre. Mit dieſem verſehen, beſchloſſen ſie die verruchte That zu verüben. Da ſie erfuhren, daß Stradella an einem der nächſten Abende in einer Kirche ein Oratorium von ſeiner Kompoſition aufführen, und darin nicht nur ſpielen, ſondern auch die Hauptſtimme ſingen würde, ſo beſchloſſen ſie den Mord zu vollziehen, wenn er des Nachts mit ſeiner Geliebten nach Hauſe gehen würde.

Das Oratorium hatte bereits angefangen, als ſie in die Kirche kamen. Die Vortrefflichkeit der

Muſik und der Aufführung, verbunden mit der Rührung aller Anweſenden, machte einen erweichenden Eindruck ſelbſt auf die Felſenherzen dieſer Unmenſchen, ſo daß ſie zur Schonung des Lebens eines Mannes geneigt wurden, deſſen Genie und Talente ganz Italien bezauberten. Als ſie ſich dem Tonkünſtler auf der Straſſe näherten, nachdem er die Kirche verlaſſen hatte, rühmten ſie nicht allein ſeine geiſtvolle Kompoſition, ſondern vertrauten ihm auch die Urſache ihrer Abſendung mit dem Zuſatze, daß ſie, bezaubert durch ſeine Muſik, ihr Vorhaben aufgäben, und die ihnen verheiſſene Belohnung fahren ließen. Dem Vormunde wollten ſie melden, der Verfolgte habe heimlich mit ſeiner Geliebten Rom verlaſſen, und ſie könnten ihm nicht auf die Spur kommen.

Stradella, voll Entſetzen über dieſe Eröffnung, verließ noch in derſelben Nacht Rom, und eilte mit Hortenſien nach Turin. Die Banditen kehrten nach Venedig zurück, und erklärten, daß ſie ſich mit der Sache nicht weiter befaſſen könnten. Dieß hielt indeſſen den Edelmann nicht von neuen Verſuchen ab, ſeine Rache zu ſtillen. Er bedung zwei andere Mörder, und da er den Aufenthalt der Verfolgten erfahren hatte, ſandte er ſie, als Kaufleute mit guten Empfehlungsſchreiben, nach Turin.

Die damals regierende Herzogin von Savoyen, eine Freundin und Kennrein der Tonkunſt, hatte

von Stradella's Flucht aus Rom und von ſeiner Ankunft in Turin Nachricht erhalten. Auch die Gefahr war ihr nicht verborgen geblieben, in der er mit ſeiner Geliebten ſchwebte. Voll Mitleids mit dem Schickſale der Verfolgten, brachte ſie Hortenſien in ein Kloſter, und behielt den Stradella als Kapellmeiſter in ihrem Pallaſte. Dieſer, im Vertrauen auf den Schutz, deſſen er genoß, ließ allmählich alle Furcht ſchwinden, und ſehnte ſich nur nach der Wiedervereinigung mit ſeiner Geliebten. Als er aber eines Abends auf den Wällen der Stadt ſpatzieren gieng, ward er unverſehens von zwei Banditen angefallen, von denen jeder ihm einen Dolchſtich in die Bruſt gab. Augenblicklich ergriefen ſie die Flucht, und ſuchten eine Freiſtätte in dem Pallaſte des franzöſiſchen Geſandten.

Viele Menſchen, die eben ſpazieren giengen, waren Zeugen des Ueberfalls geweſen. Es entſtand ein ſolcher Aufruhr in der Stadt, daß die Nachricht bald der Herzogin zu Ohren kam. Sie ließ ſogleich die Thore ſperren, und verlangte von dem franzöſiſchen Geſandten die Auslieferung der Mörder. Dieſer verweigerte ſie aber, unter Berufung auf die Privilegien, welche Männern ſeines Standes nach dem Völkerrechte zukämen. Um fernern Anmuthungen vorzubeugen, ließ er die Mörder heimlich entfliehen, die auch wirklich dem Arme der Gerechtigkeit entgiengen.

Stradella's Wunden waren gefährlich, doch nicht tödtlich, und er genaß allmählich wieder. Aber ſo unbeſiegbar war die Rachſucht des Venetianers, daß er Spione zu Turin unterhielt, um den Tonkünſtler immer im Auge zu behalten. Ein Jahr war nach der Heilung ſeiner Wunden verfloſſen, als er ſich von fernern Nachſtellungen frei glaubte. Die regierende Herzogin, die ſich für das Glück zwei ſo bedrängter und für einander wie geſchaffener Perſonen lebhaft intereſſirte, ließ in ihrem Pallaſte ihre Trauung vollziehen. Einige Zeit nachher wurde Stradella, zur Kompoſition einer Oper, nach Genua berufen. Er reiste in Geſellſchaft ſeiner Gattin dahin, mit dem Vorſatze, zur Zeit des Carnevals wieder in Turin einzutreffen. Allein der Venetianer, von dieſem Wechſel des Aufenthalts unterrichtet, ſchickte ihnen Mörder nach, welche früh Morgens in ihr Zimmer drangen, und beide durchbohrten. Die Böſewichte entflohen auf einer im Hafen beſtellten Barke, und blieben unentdeckt. Dieß geſchah im Jahr 1670.

Ungleiche Belohnung.

Als Ludwig der Eilfte, König von Frankreich, bei Lebzeiten ſeines Vaters vom Hofe entfernt lebte, wurde er in Burgund mit einem Bauer, Namens Conon, bekannt, der ein ſehr einfältiger, aber dabei ehrlicher Mann war. Der Prinz war gern in ſeinem Hauſe, und ließ es ſich zuweilen ſogar gefallen, Rüben mit ihm zu eſſen. Als er nach ſeines Vaters Tode die Regierung angetreten hatte, wurde Conon von ſeiner Frau beredet, den König, ſeinen alten Gaſt, einmal zu beſuchen, und ihm ein Geſchenk von Rüben zu überbringen.

Der Bauer ſträubte ſich eine Weile gegen dieſen Vorſchlag, doch endlich gab er den Zunöthigungen ſeines Weibes nach, und gieng mit einem Kober voll Rüben nach Paris. Auf der Reiſe kam ihn aber ſo oft der Appetit an, daß er alle ſeine Rüben, bis auf eine einzige, von vorzüglicher Größe, aufzehrte. Der König erkannte ihn, erinnerte ſich mit Vergnügen ſeines ehemaligen Wirthes, nahm das Geſchenk mit Dank an, und befahl es in ſeinem Kabinete gut aufzubewahren. Er ließ den Conon mit ſich ſpeiſen, und befahl zugleich, ihm nach der Tafel für ſeine Bemühung tauſend Goldkronen auszuzahlen.

Die Freigebigkeit des Königs gegen den Bauer wurde am ganzen Hofe bekannt, und wer hätte nicht wünſchen mögen, ebenfalls Beweiſe davon zu erhalten? In dieſer Hoffnung kam daher einer von den Höflingen, und brachte Sr. Majeſtät ein ſehr ſchönes Pferd zum Geſchenke.

Ludwig merkte die Abſicht des Gebers, ſtellte ſich aber ſehr erfreuet, und fieng an, mit einigen Hofkavalieren ſich zu berathſchlagen, wie er wohl ein ſo vortreffliches Pferd ſeinem bisherigen Beſitzer vergüten könnte? Mit jeder Minute wuchs deſſen Erwartung, und er dachte bei ſich ſelbſt: was wird der König nicht für ein ſolches Pferd geben, da er eine ſchlechte Rübe mit tauſend Goldkronen bezahlt hat! — Nach einer langen, vergeblichen Berathſchlagung ſagte endlich der König: „Eben jetzt beſinn' ich mich auf eine Belohnung, die eines ſolchen Geſchenkes würdig iſt.“ Zugleich rief er einen der Anweſenden zu ſich, und ſagte ihm in's Ohr, daß er das herbringen ſollte, was er im Kabinet an einem bezeichneten Orte, in einem ſeidenen Tuche eingewickelt, finden würde. Dieſer brachte das Tuch dem Könige, und Ludwig gab es dem Höflinge, mit der Bemerkung, er hoffe das Pferd mit einem Kleinode, für das er tauſend Goldkronen bezahlt habe, hinlänglich vergütet zu haben.

Voll brennender Begierde, ſeinen Schatz zu ſehen, riß der Empfänger das Tuch weg, und fand —

eine dürre Rübe! Zu dem Verdruß vereitelter Hoffnung, kam nun auch der Spott und das Hohngelächter des ganzen Hofes. Niemand hatte ſeitdem mehr Luſt, die Freigebigkeit des Königs auf die Probe zu ſetzen.

Spaniſche Gravität.

Als die Herzogin Anna von Oeſterreich, die Braut König Philipps des Vierten von Spanien, auf ihrer Reiſe nach Madrid durch eine ſpaniſche Stadt kam, wo man ſehr gute Röcke, Leibchen und ſeidene Strümpfe verfertigte, machte ihr der Magiſtrat der Stadt ein Geſchenk mit einer Menge von dieſen Waaren. Aber der Major Dome der Königin, ein Mann von ächter ſpaniſcher Gravität, erzürnte ſich höchlich über dieſe Verwegenheit, nahm alle die Pakete mit Strümpfen, und warf ſie den Deputirten der Stadt vor die Füße, indem er ihnen die Lehre mit auf dem Weg gab: „Merkt euch, daß die Königinnen von Spanien keine Beine haben.“ Er wollte nämlich ſagen, ſie wären durch ihren Stand ſo erhaben, daß ſie nicht, wie andere ihres Geſchlechts, die Erde mit ihren Füßen berührten, oder ſie auch nur ſehen ließen. Allein die junge Königin, welche die Wendungen der Spanier

in ihren Ausdrücken noch nicht hinlänglich kannte, und dieß im buchſtäblichen Sinne nahm, fieng an zu weinen und ſagte: ſie würde ſich nimmermehr zu dieſer Reiſe haben bewegen laſſen, wenn ſie vorher gewußt hätte, daß man ihr die Beine abhacken wollte. Es hielt nicht ſchwer, ihr den Irthum zu benehmen, und ſie ſetzte ihren Weg ruhig fort. Da ſie nach Madrid kam, erzählte man dem Könige die Naivität ſeiner Gemahlin, der ſie ſo drolligt fand, daß er ein wenig lächelte. Dieß war etwas auſſerordentliches, denn Philipp behauptete eine ſolche Gravität, daß man ihn in ſeinem ganzen Leben nur dreimal lachen ſah.

Künſtlerliſt.

Rameau, einer der größten franzöſiſchen Tonkünſtler, geboren zu Dijon 1683., zeichnete ſich durch ſein Kunſttalent ſo ruhmvoll aus, daß er bald einen ehrenvollen Ruf als Organiſt an die Domkirche zu Clermont erhielt. Allein er ſehnte ſich wieder nach Paris zurück, woher er gekommen war, um da, in Hoffnung eines glänzenderen Erfolges, der Kunſt zu leben. Verſchiedene male hatte er ſchon um ſeine Dienſtentlaſſung gebeten; allein vergebens, denn das Domkapitel verlor ihn ungern. In dieſer

Verlegenheit nahm er zur Liſt ſeine Zuflucht. Er ſpielte einmal in der Frühmette nur zur erſten und zweiten Strophe des Liedes die Orgel, ſchlug dann die Thüren mit Geräuſch zu, und gieng fort. Man war geneigt, die Schuld auf die Bälgentreter zu ſchieben, und der Vorfall machte kein beſonderes Aufſehen. In der Veſper aber konnte man ſich nicht wieder irren, ſondern mußte wohl merken, daß Rameau abſichtlich Mißvergnügen erregen, und das ſeinige an den Tag legen wollte. Er zog da die unangenehmſten Regiſter, und wühlte in allen möglichen Diſſonanzen umher. Vergebens gab man ihm das gewohnte Zeichen zum Aufhören; man ſah ſich gezwungen einen Chorknaben an ihn abzuſenden. Sobald dieſer kam, verließ Rameau die Orgel, und gieng zur Kirche hinaus. Uebrigens hatte er doch bei dieſer Gelegenheit mit ſo vieler Kunſt geſpielt, daß die Kenner ſagten, nur Rameau könne auf dieſe Art unangenehm ſpielen. Das Domkapitel ließ ihm wegen ſeines Benehmens einen Verweis geben, er antwortete aber: er werde nie anders ſpielen, wenn man ihm noch länger den Abſchied verſage. Und ſo ſah man ſich genöthigt, in ſein Begehren zu willigen. Der Contract wurde aufgehoben, und am folgenden Tage bewies Rameau dadurch ſeine Erkenntlichkeit, daß er ſich mit den vortrefflichſten Stücken auf der Orgel hören ließ, und den Donnerſtag, da er zum letztenmale ſpielte,

übertraf er ſich ſelbſt. Er brachte ſo viel Zärtliches, Feines, Starkes, Glänzendes und Harmoniſches in ſein Orgelſpiel, daß er in den Zuhörern alle die von ihm beabſichtigten Empfindungen erregte, und das Bedauern, Ihn verlieren zu müſſen, nur noch mehr verſtärkte. In Paris erlangte er wirklich, was er erwartet hatte: er wurde der königliche Kabinets-komponiſt, und erhielt den Ritterorden des heiligen Michael.

Welch ein König!

Philipp der Fünfte, König von Spanien, ein bigotter Schwächling, legte bei einem heftigen Anſtoße ſeiner gewöhnlichen Hypochondrie, im Jahr 1724. auf einige Zeit die Krone nieder, um, wie er ſagte, ganz allein für ſein geiſtliches Wohl zu ſorgen. Das Scepter übergab er einſtweilen ſeinem älteſten Sohne erſter Ehe, dem ſiebenzehn jährigen Prinzen Ludwig. Niemand war mit dieſer königlichen Entſchließung weniger zufrieden, als Philipps zweite Gemahlin, die herrſchſüchtige Eliſabeth von Parma. Inzwiſchen trat nach einiger Zeit eine Veränderung ein, an die niemand gedacht hatte. Der junge König Ludwig bekam die Pocken, und ſtarb im neunten Monate ſeiner Herrſchaft.

Philipp kam jetzt nach Madrid zurück, entſchloſſen die Krone wieder anzunehmen, wenn er von ſeinen vornehmſten Unterthanen darum gebeten würde. Doch zu dieſen Bitten hatte die Junta oder der Staatsrath, welcher dem jungen Könige Ludwig von ſeinem Vater bei der Abdankung zugeordnet war, keine Neigung. Sie hoffte, während der Minderjährigkeit ihres nächſten Regenten, die königliche Gewalt zu mindern, und die frühere Herrſchaft der Großen wieder einzuführen. Gewonnen von dieſer Junta, äuſſerte Bermudes, der königliche Beichtvater, daß es zum Seelenheil und zur Gewiſſensruhe des Monarchen unumgänglich nöthig ſey, die vornehmſten Doctoren zu verſammeln, und ihrer Entſcheidung es zu überlaſſen: ob man eine niedergelegte Krone wieder annehmen dürfe? Philipp war ſchwach genug, dieſe Schulgelehrten zu berufen, und als dieſe nach den Wünſchen der Junta ſprachen, erklärte der beſchränkte Monarch: daß er bereit ſey, nach St. Ildefonſo (ſeinem bisherigen Ruheorte) zurück zu kehren. Vergebens, daß beſſere Diener ihm vorſtellten, der Vortheil ſeines Sohnes mache es durchaus nöthig, daß er ſtandhaft beim erſten Vorſatz beharre. Der indolente Fürſt begnügte ſich mit der Antwort: daß er Gott dafür ſorgen laſſe.

Die Königin wandte alles an, den ſchändlichen Plan des Beichtvaters zu vernichten. Selbſt im

Beiſeyn ihres Gemahls nannte ſie ihn einen Judas, und betheuerte, daß, wenn ſie in dieſem Augenblicke die Welt verlaſſen mußte, ſie lieber ohne Sakramente ſterben, als ſie aus den Händen eines ſolchen Treuloſen empfangen wollte. Der König war zwar hierdurch erſchüttert, allein er änderte ſeinen Vorſatz nicht. Tiefer war dagegen der Eindruck, den die Reden einer andern Frau auf ihn machten, die freilich dem Stande nach tief unter der Königin ſtund. Das war Donna Louiſia, weiland ſeine Amme, eine Frau von Geiſt und Herz. Als in ihrer Gegenwart von der Sache die Rede war, ſagte ſie dem Könige unter die Augen: es ſey ſchändlich für einen Fürſten, ſich von einem Schurken regieren zu laſſen, und ſeinen minderjährigen Sohn einer herrſchſüchtigen Junta preis zu geben, die alles anwenden würde, um die königliche Gewalt gänzlich zu zertrümmern. Sie ſprach dieß mit einem Eifer, daß der König todtenbleich zu werden anfieng, und die Königin ihr zu ſchweigen gebot, weil ſie ihren Gemahl tödten könne. — „Und wenn er auch ſtürbe, antwortete die kühne Frau, dann wäre ja doch nur ein Mann verloren. Da hingegen, wenn er die Regierung Preis giebt, ſein Volk, ſeine Kinder, zuſamt ſeinem Reiche verloren gehen."

Philipp fühlte das Große in dieſer Rede, und das Kleinmüthige in ſeinem Betragen. Noch vor Sonnenuntergang beſtimmte der päbſtliche Nun=

cius ihn ganz: es ergrief abermals die Zügel der Regierung, oder vielmehr — er lieh der neuen Regierung ſeinen Namen wieder.

Der Herr und ſein Diener.

Eine Inquiſitionsgeſchichte.

Jahrhunderte lang übte die Inquiſition in Spanien und Portugal eine Gewalt, die namenloſes Elend verbreitete. Tauſende, die in ihre Hände geriethen, wurden auf's ſchrecklichſte gequält, gefoltert, verbrannt. Die geringſten Muthmaſſungen, unbedeutende Uebereilungen, eingebildete oder erdichtete Verbrechen, dienten zu einem rechtskräftigen Vorwand, um eine Menge unſchuldiger Leute in's Gefängniß zu werfen, zu beſchimpfen und zur Verzweiflung zu bringen. Durch das unrechtmäſſigſte Verfahren ſprach man ihnen Gut, Ehre und Leben ab. Der Beklagte kannte niemals ſeinen Ankläger, und ward nie mit demſelben zuſammen geſtellt. Er mußte das Verbrechen, deſſen er ſchuldig ſeyn ſollte, errathen. Wie man durch die nichtswürdigſte Angeberei in die Hände der Inquiſition fallen konnte, zeigt folgende Geſchichte, die eines der geleſenſten engliſchen Journale erzählt.

Don Eſtevan de Xeres hatte ſich in Merico große Reichthümer geſammelt, und war im Jahr 1702. auf dem Wege, ſich nach Spanien, welches er in früher Kindheit verlaſſen hatte, zurück zu begeben. Das Schiff, welches ihn und ſeine Schätze trug, lief in dem Hafen von Liſſabon ein, und Eſtevan ſah ſich genöthiget, einige Zeit daſelbſt zu verweilen. Sein Hauswirth, geblendet von dem Golde ſeines Miethmannes, faßte den Entſchluß, ſich einen Theil deſſelben zuzueignen, und er beſchloß, die Inquiſition bei ſeinem Bubenſtücke zu Hülfe zu nehmen. In der Verwirrung, welche die Anklage und die Feſtnehmung Eſtevans zur Folge haben mußte, hoffte er, einen Theil von den Schätzen deſſelben bei Seite zu bringen. Sein Sohn, der ſelbſt in Merico geweſen war, und der Don Eſtevan dort gekannt hatte, ſollte anzeigen, daß dieſer einer Amerikanerin zu Liebe ſich zur Anbetung der Sonne verſtanden habe, der Vater aber ſollte hinzufügen, daß ſein Miethsmann keinen Gottesdienſt beſuche, und ſich oft in ſeinen Zimmern verſchloſſen halte, vermuthlich um Aberglauben zu treiben. Dieſe Angabe wurde dadurch noch beſtätiget, daß Eſtevan aus Amerika viele ſonderbare Figuren mitgebracht, und die Bedienten im Hauſe gewarnt hatte, ſie nicht zu berühren.

Die Anklage geſchah, und wurde angenommen, denn der Ruf von Eſtevans Reichthümern war ein

mächtiger Köder. Er wurde des andern Tages auf offener Straſſe angehalten, und abgeführt. Sein Diener, ein Neger, welchen Eſtevan erzogen hatte, und der ſeinen Herrn kindlich liebte, folgte ihm von ferne, und ſah, daß man ihn in die Gefängniſſe des heiligen Gerichts brachte.

Zamora, ſo hieß dieſer treue Diener, war ein heller Kopf, und begriff ſogleich, daß es auf die Schätze ſeines Herrn abgeſehen war. Um vor der Hand einen Theil derſelben zu retten, eilte er ſogleich nach Hauſe, bemächtigte ſich eines Käſtchens mit Edelſteinen, und einer Brieftaſche, in der, wie er bemerkt hatte, große Schätze enthalten waren. Er verfügte ſich damit zu dem franzöſiſchen Konſul, welcher ein Freund ſeines Herrn war, und foderte ihm zu deſſen Rettung auf. Dieſer ließ unter dem Vorwande, daß der größte Theil von Eſtevans Gütern von franzöſiſchen Kaufleuten verſichert worden wäre, um ſeine Landsleute vor dem Verluſte zu verwahren, ſogleich Beſchlag auf alle Effecten legen, welches ihm von der Regierung nicht verweigert werden durfte.

Der größte Theil des Vermögens befand ſich nunmehr in Sicherheit. Jetzt aber war die Rede, davon, den Herrn ſelbſt zu retten, nnd dem furchtbaren Gerichte zu entreiſſen. Zamora beſchloß das Aeuſſerſte zu wagen, und mit ſeinem Herrn zu ſterben, wenn ſeine Verſuche mißlingen ſollten. Nach-

dem er einen Plan entworfen hatte, begab er ſich nach dem Pallaſte des heiligen Gerichts, und verlangte mit dem Großinquiſitor zu ſprechen. Man fragte ihn nach ſeinem Anliegen, und er ſagte, daß er der Diener Don Eſtevans ſey, und etwas ſeinen Herrn Betreffendes zu hinterbringen habe. Da man etwas Wichtiges zu erfahren hoffte, ſo wurde er eingelaſſen, und zu dem geheimen Secretair, welcher des Inquiſitors ganzes Vertrauen beſaß, gebracht. Der fromme Mann war ſo eben beſchäftigt, ſeine Chokolade zu trinken, und beurlaubte eine junge Frau mit den Worten: „Gehe hin, meine Tochter, und ſündige nicht wieder!“

Zamora machte nun ſeinen Vortrag. Er ſagte, daß ſein Herr ihm ſeit langer Zeit die Taufe verſprochen habe, welches aber durch Hinderniſſe verſchiedener Art bisher verſchoben worden ſey. Gerne wollte er ſeine geſparten Pfennige (hier ließ er einen wohlgefüllten Beutel blicken) opfern, wenn er dieſes Glück je eher je lieber erlangen könnte. Zugleich äuſſerte er den Wunſch, da er jetzt ohne Herrn ſey, in die Dienſte des heiligen Gerichts zu treten. Der Secretair fragte ihn nach ſeinen Kenntniſſen, und Zamora erwiederte, daß er etwas von der Koch= und Gärtnerkunſt verſtehe, übrigens aber voll Thätigkeit und gutem Willen ſey. Dieſe Verſicherungen ſchienen dem geiſtlichen Herrn recht wohl zu gefallen; er ließ den Haushofmeiſter rufen, und

übergab ihm den jungen Menſchen mit dem Auftrage, gute Sorge für ihn zu tragen.

Der treue Neger wendete die erſten Wochen dazu an, ſich überall beliebt zu machen. Er ſtudirte ſeinen Katechismus fleißig, und that alles, ſogar den leiſeſten Winken ſeines Beſchützers zuvorzukommen. Dieſer ſtellte ihn dem Großinquiſitor vor, welcher ihm ebenfalls ſeine beſondere Gnade zuſicherte. Uebrigens war er zuvorkommend gegen alle im Hauſe, aß und trank mit ihnen, verhelte gerne ihre Thorheiten und that alles, was ihnen Freude machte. Vorzüglich aber hielt er ſich an den Oberſten der Gefangenwärter. Dieſer Mann hatte eine Geliebte, und Zamora, welcher ihm bereitwillig manche ſeiner Dienſtverrichtungen abnahm, verſchaffte ihm dadurch Gelegenheit, ſie öfter zu beſuchen. Wenn die Wächter müde waren, ſo wachte er für ſie, unterhielt ſie mit Erzählungen von ſeinem Vaterlande, und, was ihnen am angenehmſten war, bewirthete ſie oft mit Wein. Auf ſolche Weiſe erwarb er ſich volles Zutrauen, und er hatte ſchon den Zutritt in mehr denn fünfzig Kerker erhalten, ohne noch den ſeines Herrn zu entdecken.

Einſt befand ſich Zamora in der Halle der Wächter, als der Oberſte derſelben, nachdem er ein Billet erhalten hatte, die Waffen zu ergreifen befahl. Dieß geſchah jedesmal, ſo oft ein Gefangener zum Verhör geführt werden ſollte. Er wollte ſich

entfernen, der Alkalde aber hieß ihn bleiben. „Komm mit uns, ſprach er, in das obere Stockwerk, du haſt es doch noch nie geſehen.“ Zamora folgte ihm mit einem Herzen, das vor Furcht und Freude zitterte, denn er hoffte vielleicht etwas von ſeinem Herrn zu erfahren. Seine Hoffnung trog ihn wirklich nicht; denn kaum waren einige ſtark verriegelte Thüren geöffnet, als er Don Eſtevan in der Mitte zweier Wächter den langen Gang daherkommen ſah. Zamora ſtellte ſich ſo, daß ihn ſein Herr erblicken mußte, und legte den Finger auf den Mund. Eſtevan ſchien ihn verſtanden zu haben, denn er gieng ruhigen Schrittes vorüber, ohne die mindeſte Ueberaſchung merken zu laſſen.

Die Zeit, welche Eſtevan im Verhör zubrachte, benutzte Zamora, den offen ſtehenden Kerker ſeines Herrn zu betrachten. Er bemerkte mit einem Blicke, daß er durch ein einziges, ſtark vergittertes Fenſter, welches in den Garten gieng, erleuchtet wurde, und als Eſtevan nach einigen Stunden wieder zurückgeführt wurde, ſtand Zamora wieder auf ſeiner vorigen Stelle. Der Alkalde begleitete den Gefangenen ſelbſt, um ihn in ſeinem Kerker zu verſchließen; doch der dienſtfertige Zamora lief herbei, und überhob ihn dieſer Bemühung. Mit großem Geräuſche ſchloß er Thüren und Riegel, und überreichte die Schlüſſel, nachdem er durch die Oeffnung, durch welche den Gefangenen die Speiſe ge-

reicht wird, unbemerkt ein Zettelchen geworfen hatte, auf welchem blos die Worte ſtanden: „Muth, Geduld, und — vor allem, dieſes vernichtet.“

Zamora war ſchon lange, ſo wie mit allen im Hauſe, auch mit dem Gärtner bekannt geweſen; an dieſen ſchloß er ſich jetzt vorzüglich an. Er half ihm arbeiten, erzeigte ihm hundert kleine Dienſte, und machte ſich ihm bald unentbehrlich. Es ſchmeichelte überhaupt einem jeden, den Schützling des geheimen Secretairs, und ſogar des Großinquiſitors, zum Freund zu haben. Der Gärtner war ein alter Mann, der die ſtarken Getränke liebte, und Zamora verſorgte ihn reichlich damit. In wenig Wochen hatte er es dahin gebracht, daß er des Mannes volles Zutrauen beſaß, und zu jeder Stunde in den Garten gehen konnte Während dieſer Zeit hatte Zamora ſeine übrigen Freunde keinesweges vernachläßiget. Er leiſtete überall hülfreiche Hand, und ſeit mehreren Wochen begleitete er die Gefangenwärter, um den Gefangenen Mittags und Abends das Eſſen zu bringen.

Eines Abends fand Eſtevan ein Zettelchen mit den Worten: „Morgen, zu der nämlichen Stunde, aufgemerkt!“ Zamora fand ſich an dieſem Tage frühe in der Küche ein, wo für die Gefangenen ihre Mahlzeit zugerichtet wurde. Er bemächtigte ſich des Brodkorbes, wie er ſchon öfters gethan hatte. Es gelang ihm, eines der Brödchen

bei Seite zu ſchaffen, und ein anderes, ganz ähnliches, in welchem eine Feile verborgen war, dafür hin zu thun. Mit klopfenden Herzen trat er ſeine Wanderung an, gab jedem Gefangenen ſein Brödchen, nnd dem Eſtevan glücklich das für ihn beſtimmte. Die Angſt hatte ihn indeſſen angegriffen, daß er bald darauf ohnmächtig nieder ſank. Alle ſeine Freunde ſtürzten herbei, und ſein Beſchützer, der Secretair, welchem der Vorfall gemeldet wurde, reichte ihm ſelbſt die Hand. Er erholte ſich inzwiſchen bald wieder, und dieſes Ereigniß hatte weiter keine Folgen.

Es verfloſſen nun zwei Monate, von einer Seite in der quälendſten Erwartung, von der andern in vorſichtiger Thätigkeit. Endlich, am Vorabend vor Weihnachten, erhielt Eſtevan auf dem gewöhnlichen Wege einen Zettel, des Inhalts: „Wenn alles bereit iſt, ſo laſſen Sie Morgen Ihre Flaſche unberührt ſtehen.“ Die Flaſche kam wirklich unberührt zurück, und Eſtevan erhielt dafür ein Zettelchen mit den Worten: „Morgen, zwiſchen Mitternacht und ein Uhr, laſſen Sie die Schnur aus dem Fenſter herab.“ Ein Bündel Schnüre war dem Zettelchen beigefügt. An dem Weihnachtsfeſte lebte alles in dem Hauſe hoch. Der Grosinquiſitor ſchmauste mit den Seinigen, und ſie tranken nach Verhältniß. Nach zehn Uhr war alles ſtill. Der Oberſte dqr Wächter geſtand Zamoren, daß

er einen Beſuch bei ſeiner Geliebten verſprochen habe, und bat ihn, an ſeiner Stelle zu wachen. Zamora verſprach es. „Ich habe zwar, ſagte er, dem Gärtner mein Wort gegeben, eine Flaſche Wein mit ihm zu trinken, allein der Dienſt ſoll nicht darunter leiden.“ Der Alkalde gieng zu ſeiner Geliebten; Zamora bewirthete die Wächter reichlich mit Wein, trank dem Gärtner tapfer zu, und brachte es bald dahin, daß alle ſchnarchten.

Nun war die entſcheidende Stunde gekommen. Zamora holte eine Strickleiter, welche er gemacht und ſorgfältig verborgen hatte. Nachdem es Mitternachtgeſchlagen hatte begab er ſich unter Eſtevans Fenſter; die Schnur kam herab, die Strickleiter wurde aufgezogen und befeſtiget. Der Gefangene ſtieg glücklich herab, und Herr und Diener lagen einander in den Armen. Sie entkamen glücklich aus dem Hauſe, und begaben ſich zu dem Konſul, welcher ſchon alles zur Abreiſe in Bereitſchaft geſetzt hatte. Ohne zu ſäumen ſchifften ſie ſich nach Bordeaux ein, wo Eſtevan, da er ſich nicht nach Spanien getraute, ſeine übrigen Tage in Ruhe verlebte, und nach Jahren in den Armen Zamora's, welchen er zum Sohne angenommen hatte, entſchlummerte.

Eine Heirathsgeſchichte, einzig in ihrer Art.

Jakob Füllebeck, ein geborner Hamburger, war ein armer Knabe, als er nach Amerika kam, und zu Philadelphia in dem Hauſe eines begüterten Kaufmanns angenommen wurde. Er widmete ſich den Handlungsgeſchäften mit Fleiß und Redlichkeit, und wußte ſeinem wunderlichen Herrn ſo nach Gefallen zu leben, daß ihn dieſer, der Wittwer und kinderlos war, bei ſeinem Tode zum einzigen Erben ſeines beträchtlichen Vermögens einſetzte.

Von dem Tage an war Jakob plötzlich ein ſehr reicher Mann geworden. Dabei iſt nichts zu verwundern, denn ſo etwas geſchieht öfters; aber was ſelten geſchieht iſt dieß, daß niemand Jakobs Glück beneidete; im Gegentheil freute man ſich deſſen, weil er es mit Beſcheidenheit hinnahm, und in ſeinem ganzen Thun und Weſen der Alte blieb. So hatte er das dreiſſigſte Jahr erreicht und war ein ſtattlicher Mann geworden, ohne an das Heirathen zu denken, obgleich ſich manche reiche Kaufmannstochter, manche junge Wittwe nach ihm umſchaute. Sein verſtorbener Gönner ſchien ihm von ſeinen Sonderbarkeiten einen leiſen Anflug zum Erbtheile hinterlaſſen zu haben. Als ihn daher einige Freunde

darauf aufmerkſam machten, daß es nun wohl Zeit ſey, ſich eine Frau in die Wirthſchaft zu nehmen, fiel ihm die Erinnerung ſchwer auf's Herz. Er gieng deshalb mehrere Tage mit ſich zu Rathe, und beſchloß endlich, ſich mit einer Landsmännin zu verbinden, gleichviel mit welcher, wenn ſie nur drei Eigenſchaften in ſich vereinigte, nämlich wenn ſie nur arm, brav und nicht häßlich wäre. Ohne ſich von ſeinem Entſchluſſe etwas merken zu laſſen, ſchrieb er an einen Korreſpondenten in Hamburg, und ſchloß den Geſchäftsbrief mit folgenden Worten:

„Auch belieben E. E. mir mit dem erſten Schiffe und nebſt den beſagten Waaren, ein Mädchen anhero zu ſpediren, das zwiſchen zwanzig und vierundzwanzig Jahren alt, mittlerer Statur, lieblichen Angeſichts, tadelloſen Charakters und dauerhafter Conſtitution iſt. Auf letzteres wäre beſonders zu achten, damit ſie fähig ſey, der Veränderung des Clima Widerſtand zu leiſten, und ich nicht in den Fall komme, dieſen Artikel noch einmal verſchreiben zu müſſen, maſſen ſein Transport mit zu viel Riſico verbunden iſt. Vermögen darf ſie durchaus keines beſitzen. Als ein blutarmer Junge hab' ich einſt meine Vaterſtadt verlaſſen; darum ſoll nun auch die Braut, ſo ich von dannen beziehe, mir nichts zur Mitgabe bringen, als ein mackelloſes Herz. Wenn nun dieſelbe ſo conditionirt allhier anlangt und Gegenwärtiges von E. E. ſo indoſſirt vorweiſet, ſo

werd' ich es als einen Wechſel honoriren und vierzehn Tage nach Sicht die Trägerin zu meiner Ehegattin nehmen."

Der Hamburger Kommiſſionair ſchüttelte freilich den Kopf, als er dieſen ſeltſamen Auftrag las; allein ſeit mehreren Jahren mit den Eigenheiten ſo wohl, als mit der Ordnungsliebe und Pünktlichkeit ſeines Korreſpondenten bekannt, beſann er ſich nicht lange, ſondern ſchritt gleich zum Werke, ſich ſeines Auftrages beſtmöglichſt zu entledigen. Aber wo ein ſolches Mädchen finden, das den gemachten Foderungen entſpräche? — Nach vielen vergeblichen Nachforſchungen gelang es ihm endlich.

Louiſe Brinkmann, ſeit zehn Jahren eine vater- und mutterloſe Waiſe, ein Engel an Geiſt und Körper, hatte bis in ihr zwei und zwanzigſtes Jahr unter der Geißel einer milzſüchtigen Tante gelebt, und wurde ſtets nach deren Namen Rippenberg genannt. Die Tante ſtarb; jedermann freute ſich, das gute Mädchen aus den Klauen dieſes Drachen erlöst und durch ihre Hinterlaſſung für vieljährige Drangſale entſchädigt zu ſehen; — aber ſiehe da! kurz vor dem Tode der Alten hatte ſich ein geiſtlicher Vetter in ihre Gunſt geſchlichen, den ihr Teſtament als Univerſalerben bezeichnete. Kaum ließ er der armen Louiſe einige Kleidungsſtücke und Wäſche verabfolgen. Was Wunder, daß ſie den amerikaniſchen Antrag nicht von ſich wies. Der

Amerikaniſche Kaufmann wurde ihr als Biedermann gerühmt, dem ſie volles Vertrauen ſchenken dürfe. Sie entſchloß ſich alſo, die Reiſe zu unternehmen, weniger auf die ſeltſame Verbindung bauend, als vielmehr in der Hoffnung, einen Bruder ihres verſtorbenen Vaters zu erfragen, der, wie ſie ſich in ihrer Kindheit oft gehört zu haben erinnerte, in Amerika etablirt ſeyn ſollte. Man lud ſie nun mit andern Waaren, die gleiche Beſtimmung hatten, auf ein Schiff, und ſie wurde in den Faktura-Brief mit folgenden Worten eingetragen: „Item ein Mädchen, Namens Louiſe Rippenberg, zwei und zwanzig Jahre und ſechs Monate alt, von Charakter, Geſtalt und Sitten, wie ſie der Wechſelbrief erheiſcht und wie man gleich beim Auspacken wahrnehmen wird, auch mit allen erforderlichen Zeugniſſen nach beſter Form und Qualität verſehen. Wir hoffen, E. E. mit dieſem Artikel beſonders zu contentiren."

Die Zeugniſſe beſtanden in einem Taufſchein; in einem Schreiben des Paſtors, der ihre gute Aufführung beſtätigte; in einem ähnlichen von allen Nachbarn unterſchrieben, die ihr beurkundeten, daß ſie zwölf Jahre lang die Launen einer bösartigen alten Tante mit der größten Sanftmuth ertragen habe, und deshalb zu der Hoffnung berechtigte, daß ſie auch mit einem Manne, und wenn er der Teufel ſelbſt wäre, gut auskommen würde; und endlich

in einem Geſundheitsſchein, der ihre ſolide Conſtitution bezeugte, und von drei Aerzten unterzeichnet war.

So ausgerüſtet trat Louiſe die weite, gefährliche Reiſe an. Nach dem letzten Blicke auf die verſchwindende Vaterſtadt, nach der letzten Thräne, dem Andenken ihrer Eltern geweint, erfüllten freundliche Bilder einer ſchöneren Zukunft ihre ſchuldfreie Bruſt, und heitern Gemüthes beſtand ſie die mancherlei Ungemächlichkeiten einer langen Fahrt. Sie kam glücklich nach Philadelphia, und kehrte in dem erſten Gaſthofe ein. Nachdem ſie ſich ein wenig erholt, die Kleider gewechſelt und ſich ſelbſt Muth eingeſprochen hatte, ließ ſie ſich in die Wohnung des Herrn Jakob Füllebeck führen. Der Gedanke, daß er in ſeinen Werbungen unglücklich geweſen ſeyn müſſe, weil er ſich ein Weib aus der Ferne verſchrieb, flößte ihr eben nicht die vortheilhafteſte Idee von ſeinem Ausſehen ein, und dieſe Idee gewann noch mehr Stärke, als ſie ſeine pallaſtähnliche Wohnung betrat, und überall, zwar nicht glänzenden Luxus, aber um ſo mehr ſolide Pracht und prunkloſen Wohlſtand bemerkte. Man führte ſie auf das Comtoir, wo Herr Füllebeck mit zwölf Gehülfen arbeitete. Welcher iſt es? fragte ihr klopfendes Herz. Da trat ein Mann, dem der Diener in's Ohr geſprochen hatte, auf ſie zu mit einfachem, aber edeln Anſtande, mit freundlichem Wohlwollen

im Blick. „Sie begehren mich zu ſprechen?“ — „Wenn Sie Herr Füllebeck ſind.“ — „Ich bin es.“ Und ſomit nahm er ſie bei der Hand, und bat ſie, in ein Nebenzimmer zu treten.

Louiſe hatte ihr n ganzen Muth wieder gefunden. „Ich habe hier, ſprach ſie zu ihm, nachdem ſie allein waren, mit niedergeſchlagenen Augen und nicht ohne Errötheu, einen Wechſel auf ſie abzugeben. Werden Sie ihn wohl honoriren?“ Mit dieſen Worten überreichte ſie ihm ſeinen eigenen Brief, den der Hamburger Kaufmann indoſſirt hatte, nebſt den Beilagen. Füllebecks Auge verweilte mit ſichtbarem Wohlgefallen auf dem herrlichen Mädchen, das durch den erhöheten Wangenpurpur nur noch ſchöner geworden war. Schweigend durchlief er ſchnell die Papiere, ſtutzte aber bei dem Taufſchein, und verglich ihn kopfſchüttelnd mit dem Briefe ſeines Korreſpondenten. „Mademoiſelle, hub er an, ich habe noch nie einen Wechſel auf mich proteſtiren laſſen, und ich müßte mich ſchämen, mit dieſem den Anfang zu machen. Der Wechſel iſt gut und von keinem andern zahle ich mit ſo viel Vergnügen die Valuta, wie von dieſem. Doch erlauben Sie mir, vor allem um Aufklärung eines zweifelhaften Punkts zu bitten. Mein Korreſpondent heißt Sie in ſeinem Briefe Louiſe Rippenberg, und im Taufſchein werden Sie Louiſe Brinkmann genannt. Welches iſt nun Ihr rechter Name?“ — „Der letztere;

denn dieſen gab mir mein Vater, jenen befahl mir meine Tante zu tragen.“ — „So ſo! Hatte Ihr ſeliger Vater keine Geſchwiſter?“ — „Nur einen Bruder, Namens Philipp, der aber, wie mein Vater oft erzählte, in früher Jugend nach Amerika gieng, und nichts mehr von ſich hören ließ.“ — „So, ſo! war alles, was Füllebeck erwiedern konnte; denn eine heftige innere Bewegung, die er umſonſt zu unterdrücken ſtrebte, raubte ihm die Sprache. Louiſe bemerkte es zwar, wußte ſich es aber nicht zu erklären. Jetzt bat er ſie, mit ihm zu gehen: ſie folgte. Er zeigte ihr nun alle Gemächer des weitläuftigen Gebäudes, öffnete alle Käſten und Schränke, die von Gold und Silber, Effecten und Weißzeug ꝛc. ꝛc. ſtrotzten; dann ſchloß er einen ungeheuern eiſernen Kaſten auf, der mit baarem Gelde, Banknoten und Wechſeln angefüllt war.

Louiſens Erſtaunen wuchs mit jedem Schritte, aber nicht ſowohl über die unermeßlichen Reichthümer, die ſie erblickte, als über die befremdende Prahlerei eines Mannes, der ſeine Schätze vor ihr auskramte, und dem ſie dieſe kleinliche Knickerei nicht zugetraut hätte. Füllebeck las in ihrer Seele, ergrief ihre Hand und ſagte: „Meinen Wechſel kann ich zwar nicht honoriren, Mademoiſelle; aber alles, was Sie hier geſehen haben, iſt von dieſem Augenblicke an ihr Eigenthum.“ Ehe Louiſe noch

antworten konnte, war er mit ihr in das Comtoir-Zimmer getreten. „Meine Herren, fuhr er da fort, ich ſtelle Ihnen hier die Nichte meines verſtorbenen Gönners und Freundes, Philipp Brinkmann, vor. Er hinterließ mir ſein Vermögen, weil er ſich ohne Verwandte glaubte. Dieſe Dame iſt ſeine einzige rechtmäßige Erbin, und ich gelobe, ihr alles, was ich an ihrer Stelle beſaß, zurück zu erſtatten. Ja, ja, Mademoiſelle, ſprach er nun zur verſteinerten Louiſe, Ihr Eigenthum ſoll Ihnen bis zum letzten Pfennig ausgeliefert werden.“

Sie konnte nicht reden; ihr Buſen war beklommen, ihre Augen ſchwammen in Thränen. Endlich gelang es ihr, ſich zu faſſen, und ſtammelnd liſpelte ſie ihm zu; „Und Ihren Wechſel wollen ſie nicht ſaldiren?“ — Er ſchwieg und ſah zur Erde. Sie flog an einen Schreibtiſch und ſchrieb. Alle ſtanden in Erwartung. Sie drückte ihm das Blatt in die Hand. Er las: „A dato nach Belieben reiche ich gegen dieſen Sola dem Herrn Jakob Füllebeck, dem redlichſten der Menſchen, meine Hand vor dem Altare. Werth einverſtanden. Louiſe Brinkmann.“ Sie lag in ſeinen Armen. Er drückte ſie als Braut an ſein Herz. Schon am andern Morgen wurde der Wechſel präſentirt, noch an demſelben Tage ſaldirt.

Franzoſenhaß.

Ermüdet und entkräftet durch mehrere Gewaltmärſche langte das Regiment, zu welchem der Kapitain Korff gehörte, während des letzten Revolutionskrieges vor dem Kloſter zu Figueras in Spanien an. Der Oberſte des Regiments, ein Franzoſe, ſchickte einen Officier hinein, um von dem Prior die nöthigen Erfriſchungen, ſowohl für das Regimant als den Stab zu verlangen, der aus ungefähr zwanzig Officieren beſtand. Der Prior kam mit einigen Mönchen heraus, gieng dem General entgegen, und verſicherte ihn, daß die Einwohner von Figueras für die Soldaten ſorgen, daß er ſelbſt aber für den Stab ein frugales Mahl zurechte machen laſſen werde. Man nahm das Anerbieten des Mönchs an. Der Kapitain Korff bekam vom General einige Aufträge für das Regiment, und ungefähr eine Stunde darauf ward von dem Prior gemeldet, das Eſſen ſey im Speiſeſaale des Kloſters aufgetragen.

Der General, der wohl wußte, daß die Franzoſen in Spanien bei den Speiſen und Getränken, die ſie von den Eingebohrnen bekämen, Urſache ten, auf ihrer Hut zu ſeyn, lud den Prior ein, mit ihnen zu eſſen. Dieſer und zwei andere Mönche nahmen die Einladung auf eine ſolche Art an, da

man glauben mußte, ſie fühlten ſich ſehr dadurch geſchmeichelt. Nachdem die Officiere ihre Sitze eingenommen hatten, ſprach der Prior ein Tiſchgebet, legte vor, aß von jedem Gerichte zuerſt, und trank mit ſeinen beiden Mönchen, die Wein einſchenkten, reichlich von demſelben. Erſt gegen das Ende der Mahlzeit kam der Kapitain Korff zurück, weil er durch die Aufträge des Generals länger aufgehalten worden war, als er geglaubt hatte. Unterdeſſen hatte er Gelegenheit gehabt, einige Erfriſchungen zu genießen, und nahm blos an der lebhaften Unterhaltung der Geſellſchaft im Kloſter Antheil. Beſonders äuſſerte der General ſeine Zufriedenheit gegen den Prior, deſſen gefällige Aufnahme alle Erwartung übertroffen hatte. Auf einmal aber verwandelte ſich die Heiterkeit des Priors in die größte Ernſthaftigkeit. Er ſtand von ſeinem Sitze auf, dankte der Geſellſchaft für die Ehre, die ſie ihm erwieſen habe, und ſchloß mit der Frage: ob jemand noch etwas auf dieſer Welt zn beſorgen habe? „Dieß, meine Herrn, iſt die letzte Mahlzeit, die Sie auf dieſer Erde gehalten haben; in einer Stunde werden wir vor dem Richterſtuhle der Gottheit ſtehen.“

Kaltes Entſetzen ergrief die erſtaunten Gäſte; denn der Prior und ſeine beiden Mönche hatten den Wein vergiftet, den ſie den franzöſiſchen Officieren zugetrunken hatten. Man holte ſogleich franzöſiſche

Aerzte, aber alle Mittel waren vergebens. Es war noch keine Stunde verfloſſen, ſo hatten bereits alle zu leben aufgehört.

Dienſtpflicht eines engliſchen Kapitains, auf einem brennenden Schiffe.

William Todd, Kapitain auf dem engliſchen Admiralſchiffe, die Königin Charlotte genannt, ſegelte am ſiebenzehnten Mai 1797. von Livorno ab, wo es vor Anker gelegen hatte. Das Schiff führte ein hundert und zehn Kanonen, und hatte eine Beſatzung von zwölf hundert Mann. Kaum hatte es ſich zwei Seemeilen vom Hafen entfernt, ſo gerieth es in die drohendſte Gefahr. Durch ein, in's Heu gefallenes, brennendes Stück Lunte entſtund Feuer, und die Flamme grief ſchnell um ſich, daß keine Rettung möglich war.

Todd, ein Mann von ſeltener Faſſung und Kaltblütigkeit, verlor auch bei dieſem furchtbaren Unglücke die Beſinnung nicht. Er ließ ſogleich die Pulverkammer mit Waſſer anfüllen, und traf alle möglichen Anſtalten, das große mit ſo vielen Menſchen angefüllte Schiff zu retten. Die Flamme grief aber ſo ſchnell um ſich, daß alle Theile des Schiffes in

Brand geriethen; auch die Kanonen wurden nach und nach angezündet, und giengen los. Unter dieſen Umſtänden konnte von auſſen her nur geringe Rettung kommen; denn die auf Booten, aus der übrigen im Hafen liegenden engliſchen Flotte, herbeieilenden Seeleute befürchteten mit gutem Grunde, die losgehenden Kanonen, die jedoch nur mit Pulver geladen waren, möchten ihre ſchwachen Fahrzeuge zertrümmern, und ſomit ihnen den Untergang bereiten. Somit wagten ſich nur diejenigen an das brennende Schiff, die vom Geiſte ihres großen Landsmannes Todd beſeelt waren. Unter dieſen letztern zeichnete ſich ein Matroſe, durch ſeine edle Liebe zu ſeinen unglücklichen Landsleuten, ganz beſonders aus. Er ſchwamm nämlich von ſeinem Boote aus fünfmal an's brennende Schiff, packte jedesmal einen herunterſpringenden Landsmann, und trug ihn ſchwimmend auf ſeinem Rücken an das Boot. Als er dieſe edle That zum ſechſtenmal verrichten wollte, ward er ohnmächtig, ſank unter, und — ertrank.

So wurden durch angeſtrengte Bemühungen noch zwei hundert und neun Menſchen gerettet. Auch Todd hätte auf dieſem Wege dem ſchrecklichſten Tode entgehen können; aber der heldenmüthige Officier hielt es für ſeine Pflicht, als erſter Mann des Schiffs der Letzte darauf zu bleiben, und zur Rettung deſſelben auch das letzte Mittel zu verſuchen. Der Eifer für ſeine Pflicht und ſeine Vaterlandsliebe

waren ſo groß, daß er, rings von Flammen umgeben, mit kaltem Blute den Bericht an den Admiral Keith, über die Entſtehung dieſes Unglückes, ſchriftlich, und zwar doppelt aufſetzte, und beide Papiere zwei ſich rettenden Matroſen einhändigte. So fand endlich auch Todd ſelbſt den Heldentod in den Flammen, und mit ihm kamen achthundert und ſieben und dreiſſig Mann auf eine eben ſo traurige Art um's Leben. Unter ihnen befanden ſich viele blühende Jünglinge aus den angeſehenſten engliſchen Häuſern, die ſich, um den Seedienſt zu lernen, auf dieſes Schiff begeben hatten.

Unmenſchliche Verbrechen.

In Riga wurden im Jahr 1716. zwölf Menſchen lebendig gerädert. Ihr Verbrechen war folgendes.

Ein Gaſtwirth in einem Hauſe vor einem der Stadtthore, der zugleich eine eigene Windmühle hatte, entdeckte, daß ihn einer von ſeinen Knechten verſchiedentlich beſtohlen hatte. Er jagte ihn, wie billig, weg, und behielt, um ſich wenigſtens einigermaßen ſchadlos zu halten, ſeinen Lohn zurück. Beim Weggehen grollte der Knecht ſeinem Herrn, es ſollte ihn ſchon gereuen, daß er ihm ſeinen Lohn nicht

ausgezahlt hätte. Bald darauf vereinigte er ſich mit zwölf Böſewichtern, die eben ſo ſchlimm waren, als er ſelbſt. Einige Tage nachher begaben ſie ſich in der Nacht zu dem Gaſthofe. Im Hofe fanden ſie ein Mädchen, welches Waſſer holen wollte. Sie ermordeten es, und ſteckten den Leichnam unter das Eis. Nun giengen ſie in das Haus und in die Ställe, ermordeten noch die andern drei Mädchen und fünf Knechte. Dann drangen ſie auch in die Kammer des Wirths, und ermordeten drei von ſeinen Kindern vor ſeinen Augen; das vierte, ein Knabe von fünf Jahren, verſteckte ſich während des Getümmels unvermerkt unter das Bette. Nun mußte ihnen der Wirth alle ſeine Schränke und Käſten öffnen, und ſie trugen alles aus dem Hauſe fort, was ſich tragen ließ und nur einigen Werth hatte. Nachher banden ſie den Wirth an den Fuß eines großen Tiſches, ſetzten ſich um denſelben herum, und aſſen und tranken das Beſte, was im Hauſe zu finden war. Als ſie ſatt waren, trugen ſie in alle Zimmer Stroh und Heu, um das Haus in Brand zu ſtecken, und den Wirth, nebſt allen übrigen ermordeten Perſonen, zugleich mitzu verbrennen. Um ganz ſicher zu gehen, holten ſie auch den Leichnam des zuerſt ermordeten Mädchens unter dem Eiſe hervor, und legten ihn neben den noch immer lebenden Gaſtwirth, ſteckten, damit ſo geſchwind als möglich jede Spur ihrer Mordthat verlöſcht werden

ſollte, nun das Haus in Brand, und entflohen mit ihrem Raube.

Der kleine Knabe, der während der ganzen Zeit unter dem Bette gelegen hatte, ward nun von dem Rauche aus ſeinem Schlupfwinkel hervorgetrieben. Der Vater ſah ihn kaum, ſo rief er ihm zu: er ſolle ein Meſſer aus der Taſche ziehen, und ihm die Stricke von den Händen ſchneiden. Der Vater war bald frei, nahm ſeinen Sohn auf den Arm, rettete ihn und ſich glücklich durch die Flammen. Er lief ſogleich in den bedeckten Weg der Stadt, aus Furcht, es möchte ihn noch einer oder der andere Räuber entdecken.

Da das Haus mit allen Nebengebäuden auf einmal in vollen Flammen ſtand, ſo ließ der Gouverneur der Stadt die Thore öffnen, und ſchickte Leute hinaus, um noch ſo viel als möglich aus dem Brande retten zu laſſen. Ehe ſie aber hinkamen, war ſchon alles bis auf den Grund abgebrannt, und hätte die Vorſehung nicht das Kind und den Vater ſo wunderbar erhalten, ſo würde die That vielleicht auf immer ein Geheimniß geblieben ſeyn. Der Wirth entdeckte ſich dem Officier, der das Detaſchement anführte, und bat, man möchte ihn ſogleich insgeheim vor den Gouverneur bringen. Hier erzählte er die ganze Geſchichte. Es ward ſchnell Befehl gegeben, daß am nächſten Morgen alle Leute, die zur Stadt kämen, feſtgeſetzt und genau exami=

nirt werden ſollten. Die Verbrecher glaubten, ſie wären vor jeder Möglichkeit einer Entdeckung ſicher, kamen dreiſt zur Stadt, und waren in wenig Stunden alle entdeckt.

Der Engländer und der Franzoſe.

Als Lord Cheſterfield ſich in Venedig aufhielt, lernte er daſelbſt den berühmten franzöſiſchen Gelehrten Montesquieu kennen. Beide ſprachen und ſtritten öfters mit einander über den Vorzug ihrer Nation; der Engländer erhob die kalte Vernunft ſeiner Landsleute, der Franzoſe gab der Lebhaftigkeit und Munterkeit des franzöſiſchen Geiſtes den Vorzug.

Eines Tages trat ein Fremder in Montesquieu's Zimmer, der damals Materialien und Beobachtungen zu ſeinem unſterblichen Werke über den Geiſt der Geſetze ſammelte. „Ich bin, ſprach der Fremde, ein Freund Ihrer Landsleute, denn ich habe lange daſelbſt gelebt, und man hat mir überall ſo viel Wohlwollen bewieſen, daß ich gern jedem Franzoſen dienen möchte. Dieß iſt auch die Abſicht meines Beſuchs. Sie haben, fuhr er fort, eine gefährliche Neugierde, die man nirgends weniger verzeiht, als in Venedig. Man hat bemerkt,

daß Sie nach allem fragen, was vorgeht; Sie wollen Geheimniſſe ausforſchen, und ich weiß, daß Sie vieles aufgeſchrieben haben — vielleicht zum Gebrauch irgend eines fremden Hofes. So beurtheilt wenigſtens das geheime Inquiſitionsgericht Ihr Betragen, und hat deswegen heute früh beſchloſſen, Sie bei der erſten guten Gelegenheit aufheben zu laſſen. Denken Sie auf ihre Sicherheit, und verachten Sie meine Warnung nicht.“

Der Fremde gieng weg. Montesquieu, ganz beſtürzt, warf alle ſeine Papiere ohne Zeitverluſt in's Feuer, und lief zu Cheſterfield, um ihm den Vorfall zu erzählen. „Ich glaube, ſagte dieſer nach einigem Nachdenken, daß die Begebenheit wohl unſern Streit entſcheiden dürfte, denn ein gelaſſener Engländer hätte die Sache genauer unterſucht.“

Montesquieu. Und ſich muthwillig einer großen Gefahr ausgeſetzt.

Cheſterfield. Die mir aber nicht ſo dringend vorkommt. Denn, bedenken Sie doch, ob es wahrſcheinlich ſey, daß ein Vertrauter der Staatsinquiſition einem Fremden ihre Entſchlieſſungen verrathen, daß er aus Dankbarkeit für die franzöſiſche Urbanität in Italien ſeinen Kopf wagen würde.

Montesquieu. Was aber könnte des Menſchen Abſicht ſeyn?

Cheſterfield. Sie zu betrügen, vermuthlich. Vielleicht war es ein Glücksritter, der Bekanntſchaft, der Gelegenheit ſuchte, der Sie beſtehlen wollte. —

Montesquieu. Das iſt ihm alſo nicht gelungen.

Cheſterfield. Aber doch haben Sie Ihre Papiere verbrannt. Das war allzuübereilt. Mit ein wenig engliſcher Kälte hätten Sie lieber den ganzen Vorfall für einen Scherz gehalten.

Montesquieu. Für einen Scherz?

Cheſterfield. Allerdings, lieber Baron, denn mich koſtet der Spaß zwei Zechinen. Es war mein Schneider, und er hat ſeine Rolle nur allzugut geſpielt.

Schreckliche Todesart.

In der Schlacht bei Keſſelsdorf, eine Meile von Dresden, wo die Preuſſen am 15. October 1745. einen großen Sieg erfochten, wurde der Fähnrich eines churſächſiſchen Infanterie-Regiments von ſeinem General als Adjutant gebraucht. Da dieſem das Pferd unter dem Leibe todtgeſchoſſen wurde, ſtieg der Fähnrich ab, und überließ das ſeinige dem

General, der ihn, bei einer nothwendigen Veranlaſſung, zu Fuß wegſendete. Indem er ſeinen Auftrag mit möglichſter Genauigkeit ausrichten will, verändert ſich die Stellung der Armee; er wird von ſeinem Regimente abgeſchnitten, und ſieht keine Möglichkeit ſich durchzuſchlagen. Um nicht den Feinden in die Hände zu fallen, beſteigt er eine Eiche, und ſucht ſich auf derſelben zu verbergen. Die Eiche iſt von oben herab hohl, und er fällt hinunter, um hier eines ſchrecklichen Todes zu ſterben.

Die Wehklagen des unglücklichen jungen Mannes, und ſeine oft wiederholten Ausrufungen: „Helft, helft!“ konnten in den Gemüthern der benachbarten Landleute, welche zwar die Stimme deutlich hörten, aber doch keinen Menſchen ſahen, keinen andern Gedanken erwecken, als daß dieſes Jammergeſchrei von den auf dem Schlachtfelde gebliebenen Soldaten herkomme. Furcht und Aberglaube bildete dieſe Meinung, wo möglich, noch ſchrecklicher aus.

Der vermißte Fähnrich wurde inzwiſchen unter die Todten gezählt, und der traurende Vater wendete viele Koſten auf, um wenigſtens ſeinen Leichnam zu erhalten, und anſtändig begraben zu laſſen; aber umſonſt. Nach einigen Jahren wurde die Eiche, das Grab des jungen Officiers, umgehauen. Man fand in ihr Menſchenknochen, und den Reſt von einer Uniform. Eine Schreibtafel, in

der verſchiedene Nachrichten, auch einige Briefe waren, ſetzten es auſſer Zweifel, daß es dieſer unglückliche Fähnrich geweſen, der in der Todesangſt, und in der Hoffnung, noch gerettet zu werden, jene Klagetöne ausgeſtoſſen hatte.

Der geizige Krämer.

In einem Landſtädtchen in Franken lebte ein Krämer, der weit umher wegen ſeiner Filzigkeit und ſeines Goldhungers verrufen war. Er hatte durch allerlei Mittel ein ziemliches Vermögen erworben. Alles war daher begierig als im Jahr 1795. die Franzoſen feindlich heranrückten, wie er es anfangen würde, ſeinen Mammon aus der Schlinge zu ziehen. Er grief es liſtig an. Es fiel ihm ein, daß einſtens bei einer Reparatur, tief im Hintergrunde ſeines Hauſes, ein Kellergewölbe entdeckt worden ſey. Die Sache war ſeitdem lange vergeſſen, und der Eingang vermauert In ſtiller Nacht, da alles ſchlief, begiebt er ſich ſonach mit einem einzigen Gehülfen, einem Schloſſer, vor das Gewölbe, und bricht die Wand ab. Dieß wird einige Nächte in möglichſter Stille fortgeſetzt; bald iſt das beſte Vermögen des Harpagons an Geld und Waaren in dem Geklüft, und der Eingang verſchloſſen und verrammelt.

Nur einige der gangbarſten Artikel nebſt Victualien, ließ er ſchlau für den erſten Andrang der Feinde im Hauſe zurück, ſagte keiner Seele, ſelbſt ſeiner Frau den Ort nicht, wo er ſeinen Schatz verwahrt hatte, und erwartete ſo gefaßt den kommenden Sturm.

Er kam. Die ſeidenen Tücher und Strümpfe wurden von den franzöſiſchen Langfingern zuſammengepackt, die Lebensmittel verzehrt, das ganze Haus durchſucht. Mann, Frau, Kind und Dienſtboten heulten und wehklagten: allein das Gewölbe fand niemand, und nach Verhältniß des Eigenthums hatte im Städtchen niemand weniger verloren, als der Krämer. Er fieng jetzt ſogar mit den immer durchziehenden Franzoſen, welche reichlich mit Beute aus größern Städten beladen kamen, einen ſo einträglichen Tauſchhandel an, daß ihm das Verlorne nicht nur zehnfach erſetzt wurde, ſondern auch von Zeit zu Zeit beträchtliche Nachlieferungen in den verborgenen Keller gemacht werden konnten. Unter andern kaufte er eine ſtarke Partie Kattun um ein Spottgeld auf, den die Franzoſen einem Augsburger Fuhrmann abgenommen hatten, brachte die Waare in ſeinen Winkel, und ſetzte ſie in der Folge mit großem Gewinn ab.

Die Franzoſen wurden aus Teutſchland vertrieben, und der Krämer ſetzte ein Waarenlager aus, das alle ſeine vorigen weit übertraf. Dabei hatte

er in der Reſervekaſſe ſeines Kellers nach und nach einen Geldſchatz zuſammen gehäuft, der ſeine geizzigſten Wünſche übertraf. Daher geſchah es, daß er öfters des Abends, wenn er ſchon auf dem Wege war, eine Geſellſchaft zu beſuchen, umkehrte, und ſich im Stillen mit einer Blendlaterne zu ſeinen Götzen ſchlich.

Im November 1796. hatte er eines Abends, wie gewöhnlich ſich und das Abendeſſen ſeinem Weibe empfohlen, und ſchlenderte mit der Laterne der Schenke zu: als ihm unterwegs einfiel, daß er einige Goldſtücke in ſeine geheime Kaſſe zu befördern habe. Er kehrt ſofort um, glitſcht ſanft zur hintern Thür ſeines Hauſes hinein, öffnet entzückt das ſtille Gewölbe, und drückt, wie er gewohnt war, das Pförtchen hinter ſich zu. Es bedarf wenig Phantaſie, um ſich vorzuſtellen, wie wohlgefällig er ſeinen Mammon betrachtete. Aber — der Krämer kam nicht zum Abendeſſen; er kam die ganze Nacht nicht, zum Frühſtück nicht und auch nicht zum Mittagstiſch. Die Frau ſchickte, ließ fragen und gieng ſelbſt, aber er war weder in der Schenke noch bei irgend einem ſeiner Bekannten zu erfragen. Sie beruhigt ſich inzwiſchen mit dem Gedanken: er werde, wie er ſonſt ſchon gethan, eine geheime Berufsreiſe zu Fuß angetreten haben, und unverſehens wieder kommen. Nur der Umſtand wollte ihr nicht ein, daß er ihr kein Wort von ſeiner Wanderung geſagt

hatte, was doch ſonſt jedesmal geſchehen war. Sie wartete drei, vier, fünf Tage. Ihre Ungeduld wuchs; ſie ſchickte Boten aus an einige Orte der Nachbarſchaft, wo ſeine Kundleute wohnten; man hatte ihn nicht geſehen. Als endlich auch der neunte Tag verfloſſen war, ließ ſie ſeine Entweichung in die Zeitungen ſetzen.

Eines Abends tritt ein Schloſſergeſell in ihre Stube, und bittet ſie allein zu ſprechen. Mit todtblaſſem Geſicht und wankenden Knieen geht ſie mit ihm in's Seitenzimmer. Der Geſelle ſpricht: „Hab' in der Zeitung Ihre Anzeig geleſen, geehrte Frau: da hat mich's plötzlich angewandelt wie der Schlag, es könne ein Unglück geſchehen ſeyn, und ich müſſe Ihr etwas Wichtiges entdecken.“ Er erzählte ihr nun, wie ihm ihr Mann zwar einen Eid abgenommen, auch Geld zugeſteckt habe, daß er's nicht offenbaren ſolle; daß er es aber doch nicht länger verbergen könne. Im Hintertheil ihres Hauſes ſey ein Gewölbe, wozu er Thür und Schlüſſel gemacht, und wohin ihr Mann häufig des Abends und bei Nacht gegangen. Er habe da, zur Zeit der Franzoſen, wie er bemerkt, viel Koſtbares verwahrt. Sie ſolle jetzt ſogleich eine Laterne nehmen, und mit ihm an den Ort gehen.

Nach kurzem Beſinnen gieng die Frau, und folgte dem vorleuchtenden Schloſſer, welcher ein Brecheiſen bei ſich hatte. Sie kamen vor die Thür

des Gewölbes, an welchem der Schlüſſel ſteckte. Der Schloſſer öffnete: da lag der Krämer todt ausgeſtreckt am Eingange. Die Thür konnte von innen ohne den Schlüſſel nicht geöffnet werden, und dieſen hatte er auſſen ſtecken laſſen. Er hatte ſich die Hände abgefreſſen, die Kleider zerriſſen, und das Geld durch das ganze Geklüft verſchüttet. Sein Geſicht war ſcheußlich und voll Blut, das Hemde und der Boden desgleichen. Er war mitten unter ſeinem Mammon verſchmachtet.

Königliche Herablaſſung.

Als König Friedrich der Zweite von Preuſſen, während des ſiebenjährigen Krieges, in ſeinem verſchanzten Lager bei Schweidnitz eingeſchloſſen war, ließ er alle Nacht die Zelte abbrechen, begab ſich ſelbſt auf eine Batterie, und erwartete unter freiem Himmel den Morgen. Einſt ſaß er, in ſeinen Mantel gehüllt, beim Feuer auf der Erde, und man ſah ſehr deutlich, daß er müde ſey, und zu ſchlafen wünſche. Ein Soldat vom Wolfersdorfiſchen Regiment, der dieß bemerkte, ſagte zum Könige: „Ich will Ew. Majeſtät ein Kopfkiſſen machen!“ — „Wie willſt du das anfangen?“ fragte der König. Der Soldat nahm hierauf ſeinen Torniſter ab, und

S. 492.

Voltz del. *Fleischmann sc*

Königliche Herablaſsung.

legte ihn ſo, daß der König ſeinen Kopf darauf legen konnte. Allein Friedrich konnte, ſo ſehr er es auch wünſchte, den Schlaf nicht finden. Er ſchlug die Augen wieder auf, und ſprach mit dem Soldaten über mancherlei Dinge, über ſein Vaterland, ſeine Dienſte und dergleichen. Dieſer wurde dadurch beherzter, und legte dem Könige verſchiedene dreiſte Fragen vor, die auch mit der größten Herablaſſung beantwortet wurden. Unter andern entſtand zwiſchen ihnen folgendes Geſpräch:

Soldat. Wenn Ew. Majeſtät nun einmal gefangen genommen würden, wie müßten Sie ſich wohl auslöſen, da Sie König ſind?

König. Als General; nicht anders.

Soldat. Hm! das glaub' ich nicht; Sie ſind doch mehr als General.

König. Nein; bei der Armee bin ich nur General.

Soldat. (ſchüttelt den Kopf). Man würde doch bei Ihnen ſchöne Beute finden.

König. Wahrhaftig nicht, denn ich habe keinen Groſchen bei mir.

Soldat. Das machen Ew. Majeſtät einem Andern weiß. — Sie würden kein Geld bei ſich haben!

König. Nein, ſag' ich dir, nicht einen Kreutzer. (Hiemit kehrte der König die Taſchen um). Da, ſiehſt du nun, daß ich recht habe.

Soldat. Das iſt beſonders. Aber — da haben Sie einen ſchönen Ring, der wird doch gewiß etwas werth ſeyn?

König. Nun — und was meinſt du denn, daß er werth ſey? — rathe einmal. (Der König hielt ihm den Ring zum Beſehen hin).

Soldat. Der Ring mag wohl ſeine zehn tauſend Thaler koſten.

König. Ich will ihn dir für fünfhundert Thaler laſſen, und ich habe doch noch Profit.

Soldat. Das werd' ich in alle Ewigkeit nicht glauben. Das iſt nicht wahr.

König. Gewiß! — Siehſt du, ich will es dir berechnen: Dieſe kleinen Steine hier werden ohngefähr dreihundert und einige Thaler werth ſeyn. Der mittelſte große iſt ein Tafelſtein, der höchſtens dreiſſig Thaler koſtet, und weiter iſt, auſſer der geringen Faſſung, nichts an dem ganzen Ringe.

Soldat. Das hätt' ich nicht geglaubt.

Indeß war der Morgen angebrochen. Der König ſtand auf, und befahl einem Adjutanten, der eben mit Rapport gekommen war, dem Soldaten einen Friedrichsd'or zu geben. „Da ſiehſt du nun, daß ich kein Geld habe.“

Der kluge Schäferjunge.

Im ſiebenjährigen Kriege ſtahl ein ruſſiſcher Soldat, zu Längenfuhr bei Danzig, einem Schäferjungen einen Hammel von der Weide weg. Der Junge war unvermögend, ſich mit Gewalt zu widerſetzen, er legte ſich daher auf's Bitten, fiel vor dem Soldaten auf die Kniee, und bat, er möchte ihm ſeinen Hammel laſſen. Umſonſt, der Soldat ließ ſich nicht erweichen, ſondern ſchleppte den Hammel fort. Der Junge klagte es ſeinem Schäfer, und dieſer gieng zum Chef des Regiments, der in der Langenfuhr im Quartier lag, und in dem Rufe ſtand, daß er keine Ungebühr an ſeinen Soldaten dulde.

Das Gerücht hatte dießmal die Wahrheit verbreitet. Der gerechtigkeitsliebende Chef verſprach, ſobald er die Klage vernommen hatte, den Thäter exemplariſch zu beſtrafen, ſobald man ihm denſelben anzeigen könnte. Der Schäferjunge, welcher auch mitgelaufen war, erwiederte: „Wenn ich ihn nur ſehe, ſo kenn' ich ihn gewiß.“ — „Gut, antwortete der Chef, dieſen Nachmittag ſoll ſich hier das ganze Regiment verſammeln, und dann komm, und zeige mir den Dieb.“

Als das Regiment aufmarſchirt war, ſprach der Chef zum Schäferjungen: „Nun, ſo zeige dem Herrn Adjutanten dem Hammeldieb, und ſieh Mann

vor Mann recht genau an, daß er dir ja nicht entgeht.“ — „Ja, Herr!“ erwiederte der Junge, gieng aber hinter die Glieder, und beſah Mann für Mann von Hinten. — „Hm, ſprach der Chef, ſo wirſt du ihn nicht erkennen; an Steiß ſieht einer wie der andere.“ — „Gewiß nicht, ſagte der Junge mit vieler Lebhaftigkeit, der den ich ſuche ſieht anders.“ Zwei Glieder waren von hinten durchſucht, und der Thäter befand ſich nicht dabei. Alle Officiere waren derſelben Meinung, daß nämlich das Geſchäft vergebens wäre; doch der Knabe war im dritten Gliede nicht weiter als bis zum ſechſten Manne gekommen, da rief er plötzlich: „der iſt's; das iſt der Hammeldieb!“

Der Soldat mußte vor die Fronte, und der Junge ſollte ihn von Geſicht nochmals anſehen, und ſagen, ob er's ſey? — „Das hilft nichts, ſprach er, im Geſicht kenn ich ihn nicht, aber wohl von hinten.“ — „Und wie kannſt du ihn von hinten kennen?“ fragte der Chef. Jetzt zog der Junge Rothſtift aus der Taſche. „Sehen Sie, mein Herr, ſagte er, mit dieſem Röthel zeichnen wir unſere Hämmel, und damit hab' ich ihm hinten einen Strich auf ſeine Degenkoppel gemacht, als ich ihn fußfällig bat, mir meinen Hammel zu laßen. Sehen Sie nur her, hier iſt der Strich. —

„Bravo, rief der Chef, dein Einfall iſt einen Dukaten werth.“

„Ja, ſprach der Junge, aber wer gäbe mir ihn davor?“

„Ich!“ fiel der Officier ein, zog ſeine Börſe, gab dem Schäferjungen einen Ducaten, der Soldat hingegen empfieng eine empfinliche Züchtigung.

Vermählung König Georgs des Dritten mit der Prinzeſſin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz.

Die Jammerſcenen, welche der ſiebenjährige Krieg über Mecklenburg brachte, verurſachten der Herzogin ſo viel Kummer, daß ſie den Grund zu der Krankheit legten, welche ihr das Leben koſtete. Sie half den entblößten Unterthanen, ſo lange ſie konnte; aber bei dem überhäuften Elende waren ihre Mittel bald erſchöpft. Als der König von Preuſſen am dritten November 1760. zu Torgau den Marſchall Daun beſiegt hatte, ſchienen ſich die Sachen ändern zu wollen. Während der allgemeinen Freude über dieſe Begebenheit faßte die Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz, Charlotte, den muthigen Entſchluß, an den König von Preuſſen zu ſchreiben.

Sie ſtellte ihm das Elend, in welches das Herzogthum Mecklenburg-Strelitz geſtürzt war, vor, und bat Sr. Majeſtät das Loos des unglücklichen Ländchens zu mildern.

Was dieſer Brief bei Friedrich gewirkt haben mochte, weiß man nicht. So viel iſt gewiß, das General Bebling bald nachher einen allgemeinen Befehl erhielt, hinfort mehr Mannszucht und Ordnung in der Armee beobachten zu laſſen. Von dieſem Brief der Prinzeſſin Charlotte von Strelitz giengen Abſchriften an den Höfen herum, und eine gerieth in die Hände der verwittweten Prinzeſſin von Wales, die ihn mit deſto mehr Vergnügen las, da ſie den Krieg in Teutſchland und den König von Preuſſen haßte; doch mußte ſie ſchweigen, weil nicht nur Georg der Zweite, ſondern ganz England den König von Preuſſen bewunderte, und die Allianz mit ihm für nothwendig hielt. Georg der Zweite hatte auch ſeit langer Zeit eine Nichte Friedrichs zur Gemahlin ſeines Enkels beſtimmt, und Friedrich bot alles auf, damit dieſe Verbindung zu Stande kommen möchte. Allein die Prinzeſſin von Wales ſetzte ſich immer dagegen, unter dem Vorwande, daß ihr Sohn noch zu jung ſey, im Grunde aber, weil ſie die Denkart des preuſſiſchen Hofes mißbilligte. Der bejahrte Georg der Zweite ſuchte den Prinzen durch das Verſprechen eines glänzenden Hofſtaates zu gewinnen, aber dieſer

lehnte die Verbindung mit einer preuſſiſchen Prinzeſſin immer ab.

Mittlerweile lebte der Erbe des brittiſchen Thrones ganz im Stillen mit ſeinen übrigen Geſchwiſtern und ſeiner verwittweten Mutter, welche viele Kränkungen von Seite des Königs erdulden mußte. In dieſer Lage war ihr das gehorſame, liebevolle und äuſſerſt muſterhafte Betragen des Sohnes ein unbeſchreiblicher Troſt. Es mochte damals unter den Prinzen der Erde wenige geben, die ihre Mutter aufrichtiger verehrt und zärtlicher geliebt hätten. Auf einmal ſtarb Georg der Zweite im Jahr 1760. da er ein Alter von ſieben und ſiebenzig Jahren erreicht hatte. Gerade um dieſe Zeit wurde der obengedachte Brief der jüngſten Prinzeſſin von Mecklenburg bekannt. Er machte einen tiefen Eindruck auf die verwittwete Prinzeſſin von Wales und auf den jungen König. Beide, vornämlich die Mutter, wünſchten zu erfahren, ob die Briefſtellerin der vortheilhaften Meinung entſpräche, welche man aus dem Briefe von ihr zu faſſen geneigt war. Es wurden deswegen heimlich am Strelitzer Hofe die genaueſten Erkundigungen eingezogen, ohne daß weder dort noch in England jemand etwas davon erfuhr. Die Antworten fielen ſehr günſtig für die Prinzeſſin Charlotte aus. Nun ſchickte die Mutter des Königs ebenfalls ganz unter der Hand den General Gräme mit einem Briefe an die Herzogin von

Mecklenburg = Strelitz, worin der Heirathsantrag förmlich gemacht wurde. Es läßt ſich erachten, wie ſehr die Herzogin über den Antrag erſtaunen mochte.

Am Strelitzer Hofe war gerade damals ein ſchottiſcher Herzog, welcher um die Hand der älteſten Prinzeſſin Chriſtiana warb. Die Unterhandlung war ſchon weit gediehen, als dieſer glänzende Antrag der jüngſten Schweſter dazwiſchen kam. Beide junge Perſonen mußten zu ihrem größten Leidweſen Verzicht auf die erwünſchte Verbindung thun, und beide blieben auf immer ledig. Inzwiſchen wurde der Briefwechſel der Höfe von England und Mecklenburg immer geheim fortgeſetzt, bis endlich der junge König ganz unerwartet, am achten Julius 1761, dem Staatsrathe die Wahl ſeiner Braut anzeigte. Am ſechsten September landete die Prinzeſſin Charlotte in England.

Die Serenade.

Gottſched, Profeſſor der Philoſophie in Leipzig, wo er 1766. ſtarb, verlor vier Jahre vor ſeinem Tode ſeine Gattin, die gelehrte Victorie Kulmus. Sein Schmerz über dieſen Verluſt war ſehr groß; allein trotz deſſelben, und trotz ſeiner längſt ergrauten Haare, war er dennoch in wenigen Mo=

naten wieder Bräutigam, und ſchritt noch vor Verlauf eines Jahres zur zweiten Ehe.

Am Hochzeitabend, als das Brautpaar und die Gäſte noch bei der Tafel ſaßen, entſtand plötzlich vor der Hausthür ein merkwürdiges Getöſe. Man eilte ans Fenſter und ſah, daß auf der Straſſe Tiſche hingeſetzt, Lichter angezündet, Muſikpulte und Inſtrumente herbeigebracht wurden. „Ach, ſieh da, ſagten Ihro Magnificenz: man bringt aus eine Serenade! Das iſt brav, recht brav! Ohne Zweifel iſt dieß eine Aufmerkſamkeit meiner Herren Zuhörer, die ich allerdings verdient zu haben mir ſchmeicheln darf.“ Alle Gäſte ordneten ſich nach beſter Möglichkeit an den Fenſtern. Eine beträchtliche Anzahl junger Männer umgab die Tiſche; viele derſelben ergriffen die Violine, und begannen zu ſtimmen. Eine Menge Volks umringte ſie, oben und unten war man voll Erwartung. Aber dieſes Stimmen währte verzweifelt lange, ſo daß die Wartenden da und dort endlich verdrüßlich wurden. Die Gäſte ſetzten ſich wieder, mit dem Vorſatze, dann erſt aufzuſtehen, wenn die Serenade anfangen würde. Noch einige Minuten tönte das Klimpern, und dann ward es — ganz ſtille.

Nun, glaubte man, werde mit einem gewaltigen Kraftſtrich die Symphonie anheben. Doch, da nach geraumer Friſt immer noch kein tönendes Lüftchen ſich regte, gieng wieder jedermann ans Fenſter;

und, ſiehe da, auf der Gaſſe war alles — ſtill, die Lichter verlöſcht, die Tiſche hinweggetragen, die Zuſchauer verſchwunden. Die Gäſte nahm dieß mächtig Wunder; Gottſched vorzüglich begriff nicht, wie das zugehe. Erſt am andern Morgen erklärte es ihm ein Briefchen, welches man unverſiegelt in ſeinem Vorſale fand, mit den Worten: „Verdient die Hochzeit eines Zweiundſechzigers eine andere Abendmuſik, als eine ſolche, bei welcher nur geſtimmt wird.“

Der Lehrer in Wort und That.

Der Profeſſor Gellert in Leipzig galt bekanntlich für einen Mann, welcher die Moral nicht blos lehrte, ſondern auch übte. Einer ſeiner Zuhörer, welcher ſich davon überzeugen wollte, beſchloß zu erforſchen, ob bei dem Manne, der ſo trefflich lehrte — Lehre und That in Harmonie ſey. In einem Aufzuge, wie nur die bitterſte Armuth haben kann, gieng er zum Profeſſor Gellert. Es entſtand zwiſchen ihnen bald folgender Dialog.

Gellert. Was ſteht zu Ihren Dienſten?

Student. Ach, lieber Herr Profeſſor, Sie müſſen es mir ſchon anſehen, was ich will. Ich bin in den elendeſten Umſtänden, in denen ein Studi=

render nur ſeyn kann. Schon früher war ich arm, indeſſen konnt' ich mich doch nothdürftig vom Abſchreiben nähren; aber jetzt werd' ich von einem harten, unbarmherzigen Gläubiger bedrängt. Auch die kleinſte Friſt verſagt er mir, und obgleich die Summe gering iſt, ſo seh' ich doch vor der Hand keine Möglichkeit, den Hartſinnigen zu befriedigen. Ich bin hier ein Fremdling, und Sie, lieber Herr Profeſſor, ſind der einzige, an den ich mich in meiner drükkenden Noth wenden kann.

Gellert. Wie viel brauchen Sie?

Student. Zwanzig Thaler.

Gellert. So viel werd' ich ſchwerlich aufbringen können, aber was ich habe, ſollen Sie erhalten. (Nachdem Gellert in ſeinem Schreibtiſche geſucht hatte, fuhr er fort): Nehmen Sie das! ich freue mich, daß es ausreicht. Hier haben Sie zwanzig Thaler; gerne gäb' ich Ihnen mehr, wenn ich wirklich dazu im Stande wäre.

Student. Ehe ein Monat verfließt, will ich Ihnen das Geld mit dem größten Danke zurück geben.

Gellert. Aengſtigen Sie ſich nur nicht, es hat Zeit; ich will ſchon warten, bis der liebe Gott Ihnen ein kleines Glück zuſchicken wird.

Länger konnte es der Student nicht aushalten. Mit Thränen im Auge warf er ſich dem braven Lehrer um den Hals. „Ach, ſagte er, Sie ſind es werth, junge Leute in der Moral zu unterweiſen.

Verzeihen Sie mir das Mittel, das ich wählte, die Wahrheit zu erforſchen. Es fehlt mir nicht an dem Nothwendigen zu meinem Fortkommen; hier verehrungswürdigſter Lehrer, iſt Ihr Geld wieder. Ich wählte dieſe Kleidung blos, um mich von Ihrer edlen Geſinnung recht gewiß zu machen."

„Ich weiß nicht, verſetzte Gellert, wie Sie nur einen Augenblick an meiner Neigung, Bedrängten beizuſtehen, haben zweifeln können? Sie glaubten alſo, ich ſey unempfindlich gegen die wahren Freuden des Lebens? Unſere Seele bedarf ja dieſer wohlthätigen Empfindungen, ſo wie der Körper der leiblichen Nahrung. Lieber junger Freund, könnt' ich die Noth meiner Nebenmenſchen nicht mehr erleichtern, dann würd' ich wirklich leiden, und zu ſterben wünſchen."

Im Innerſten gerührt verließ der Student den edlen Lehrer, bei dem Wort und That im ſchönſten Bunde ſtanden.

Das älteſte Geſetz.

Auf der Univerſität zu Wittenberg ſtarb ein junger Profeſſor, noch ehe er ſein Lehramt angetreten hatte. Er war von einem entfernten Orte berufen

worden, hatte ſich auf der Reiſe eine Unpäßlichkeit zugezogen, und wurde bald nach ſeiner Ankunft an dem Orte ſeiner Beſtimmung ein Raub des Todes. Seine Wittwe, die kein eigenes Vermögen beſaß, wendete ſich an die Akademie, und bat um den Gehalt, der jährlich den Wittwen dortiger Profeſſoren ausgezahlt wird, und der ein beträchtlicher Beitrag zur Erhaltung der verlaſſenen Wittwe war. Die meiſten Profeſſoren meinten, es ſey nicht rathſam, ihr dieſe Bitte zu gewähren, weil nur die Wittwen ſolcher Profeſſeren, die nach wirklichem Antritte ihres Amtes geſtorben ſind, auf die Beiträge des Wittwenfiſkus Anſpruch machen könnten. Als aber die Reihe des Votirens an den menſchenfreundlichen Profeſſor Schröckh kam, ſprach er: „Sie haben Recht, meine Herren, die Geſetze begünſtigen die Bitte der bedauernswürdigen Frau allerdings nicht — aber wir haben ein älteres Geſetz als die akademiſchen: das Geſetz der Menſchenliebe.“ Dieſe Worte fanden Eingang, und die Bitte der unglücklichen Wittwe ward erfüllt.

Die Wohlthätigkeit des Weiſen.

Franklin hatte ſehr beherzigenswerthe Grundſätze über die Art und Weiſe, wie man Wohlthaten ſpenden müſſe. Sie ſind in dem nachſtehenden Briefe enthalten, den er von Paris am 22. April 1784. an Herrn Benjamin Webb ſchrieb:

„Mein werther Herr. Ihren Brief von 18 v. M. mit der Beilage, hab' ich richtig erhalten. Die Schilderung, die Sie mir von Ihrer Lage machen, geht mir zu Herzen, und ich ſchicke Ihnen hier eine Anweiſung auf zehn Louisd'or. Ich habe nicht die Abſicht, Ihnen mit dieſer Summe ein Geſchenk, ſondern nur ein Darlehen zu machen. Wenn Sie mit einem guten Rufe in Ihr Vaterland zurück kehren, ſo kann es nicht fehlen, daß man Sie zu irgend einem Geſchäfte zulaſſen wird, wodurch Sie in den Stand geſetzt werden, alle Ihre Schulden zu bezahlen. Wenn Ihnen, in dieſem Falle, ein braver Mann aufſtoſſen ſollte, der ſich in einer ähnlichen drückenden Verlegenheit befinden ſollte, als in der Sie jetzt ſich befinden, ſo können Sie dadurch Ihre Schulden an mich abtragen, wenn Sie ihm die nämliche Summe mit der Bedingung vorſchießen, daß er in der Folge ſolche, auf eine ähnliche Weiſe, berichtige, wenn er dazu vermögend genug iſt, und

ſich ihm ein Hülfsbedürftiger zeigt, der nicht minder einer ſolchen Unterſtützung werth iſt. Ich hoffe, daß dadurch dieſe kleine Summe durch viele Hände gehen wird, ehe ſie an Einen kommt, der ſo unredlich denkt, ſie für immer zu behalten. Dieß iſt ein Kunſtgriff, mit wenigem Gelde viel Gutes zu bewirken. Ich bin nicht reich genug, um viel der Wohlthätigkeit opfern zu können, und deshalb muß ich dieß Mittel anwenden, um mit Wenigem das Möglichſte zu bewirken."

Lebensregeln des Weiſen.

Franklin ſetzte für ſich folgendes Verzeichniß von Tugenden auf, wornach er ſeine Lebensweiſe einzurichten ſich beſtrebte.

Mäßigkeit. Vermeide Unmaaß mit Eſſen, das den Geiſt dumm macht, und Unmaaß im Trinken, das den Kopf erhitzt.

Verſchwiegenheit. Rede nur, was dir ſelbſt oder Andern nützlich ſeyn kann, und vermeide müſſiges Geſchwätz.

Ordnung. Weiſe jeder Sache ihren beſtimmten Platz an; vertheile deine Zeit verhältnißmäßig unter deine Geſchäfte.

Entſchloſſenheit. Faſſe den Entſchluß, das Ganze zu Stande zu bringen, was dir zu thun obliegt und laß keinen dieſer Entſchlüſſe unausgeführt.

Sparſamkeit. Vermeide unnütze Ausgaben für dich und Andere, oder hüte dich vor Verſchwendung.

Fleiß. Verliere die Zeit nicht. Sey immer mit etwas Nützlichem beſchäftigt. Gieb dich nicht mit unnützem Tand ab.

Aufrichtigkeit. Brauche nicht Umſchweife. Weiche nie von Wahrheit und Recht im Denken und Reden.

Gerechtigkeit. Thue Niemanden Unrecht, und leiſte Jedem das, was er von dir zu erwarten berechtigt iſt.

Mäßigung. Hüte dich vor allen Extremen. Sey für empfangene Beleidigungen ſo empfindlich nicht, als dir deucht, daß ſie wohl verdienen möchten.

Reinlichkeit. Dulde nichts Unreines an deinem Leibe, an deiner Kleidung, in deiner Wohnung.

Gemüthsruhe. Laß dich nicht durch Kleinigkeiten, oder durch gewöhnliche und unausweichliche Vorfälle auſſer Faſſung bringen.

Keuſchheit. Sey Herr deiner Triebe, und laß keine ſchnöde Luſt deine Geſundheit, deinen Frieden, deinen und Anderer guten Ruf ſtören oder gefährten.

Demuth. Sieh in Jeſus und Sokrates deine Vorbilder.

Sonderbarer Einfall eines Gelehrten.

Der berühmte Baſedow hatte, ſeiner großen Verdienſte um das Schul- und Erziehungsweſen unbeſchadet, manchmal gar ſeltſame Einfälle. Während er als Director des berühmten, von ihm gegründeten Philanthropins, in Deſſau lebte, hatte er ſeine Tochter in Hamburg erziehen laſſen. Nach einer Abweſenheit von einigen Jahren kehrte ſie in das väterliche Haus zurück.

Als die Zeit der Rückkehr näher kommt, fällt es Baſedow'n ein, wie leicht der Charakter ſeiner Tochter durch ein unvorſichtiges Benehmen ſeiner Deſſauer Freunde und Bekannten gegen ſie, verderbt werden könne; z. B. durch Aeuſſerungen, die ſie ſich gegen dieſelbe über ihre angenehme Geſichtsbildung, ihr artiges Benehmen, ihre erworbenen Kenntniſſe und dergleichen, erlauben möchten. Der Gedanke fährt ihm wie ein Donnerſchlag durch die

Seele, und ohne ſich nun lange zu bedenken, ſetzt er ſich hin und ſchreibt eine

Anweiſung für ſeine lieben Mitbürger, deren Verhalten gegen ſeine aus der Erziehungsanſtalt zu Hamburg in die Vaterſtadt zurückkehrende Tochter betreffend nieder, die er ſofort zum Druck befördern und in der Stadt vertheilen will.

Zum Glück kommt Baſedows ruhiger überlegende Gattin dabiatet, ehe noch die Handſchrift in die Druckerei abgegeben iſt. Sie ſtellt ihm vor, daß er ſich durch dieſe Maaßregel lächerlich machen werde, ſucht ihm zu beweiſen, daß er auf andere Art ſeinen Zweck erreichen könne, bittet ihn flehentlich, doch den höchſt ſonderbaren Gedanken aufzugeben — aber Alles umſonſt; er beharrt auf ſeinem Sinne. In ihrer äuſſerſten Verlegenheit geht ſie zu dem Profeſſor Salzmann, der damals Liturg des Philanthropins war, trägt ihm die Sache vor, und erbittet ſich ſeinen Rath. Er überlegt, was zu thun ſey, und verſpricht endlich, noch denſelben Tag zu ihrem Manne zu gehen, und zu verſuchen, ob er ihn auf andere Gedanken bringen könne. Auch ſeinen Vorſtellungen giebt der Beharrliche anfangs kein Gehör, und behauptet nur immer, er müſſe die Vaterpflichten gegen ſein Kind erfüllen, die Welt möchte auch darüber urtheilen, wie ſie wollte.

Nach langen Debatten trift Salzmann, mit dem Baſedow überhaupt in beſſerm Vernehmen ſtand, als mit den übrigen Lehrern des Inſtituts, doch endlich das rechte Fleckchen. „Herr Profeſſor, ſagt er zu ihm, ich muß Sie auf noch etwas aufmerkſam machen. Jungen, unbärtigen Schriftſtellern ziemt es allenfalls, mit ihren Handſchriften, ſo wie ſie auf dem Papiere ſtehen, in die Druckerei zu eilen, und ſie unverweilt in die Welt zu ſchicken; aber von Männern, wie wir ſind, darf man es ſchon erwarten, daß ſie ihre zum Drucke beſtimmten Aufſätze erſt einige Monate wenigſtens in ihr Pult ſchließen, ſie noch ein paarmal mit Bedacht überleſen, und ihnen die möglichſte Vollendung zu geben ſich bemühen.“

Dieſer Wink wirkte. „Sie haben Recht!“ erwiederte Baſedow; verſchloß ſeinen ſonderbaren Aufſatz gleich vor Salzmanns Augen, und — dachte in der Folge nicht daran, ihn drucken zu laſſen.

Originelle Huldigung.

Ein Engländer kam in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf den Einfall, eine Reiſe nach Schweden zu machen, in der Hoffnung, einen alten Krieger aufzuſpüren, der noch unter Karl dem Zwölften gedient hätte. Seine Nachforſchungen waren lange vergebens, bis er endlich von einem Oberſten hörte, der noch unter dem kriegeriſchen Könige gefochten hatte, und der an einem kleinen Orte ganz in der Abgeſchiedenheit lebte. Der Engländer machte ſich auf den Weg, kam des Abends an Ort und Stelle, und ſuchte ſogleich die Wohnung des Oberſten auf. Der Kammerdiener weigerte ſich, ſo ſpät den Fremden zu melden, und als dieſer ihm den Grund ſeines Beſuchs ſagte, lehnte er doch die Erfüllung ſeines Wunſches ab, weil ſein Herr im Begriff ſey, zu Bette zu gehen; er beſchied ihn aber auf den folgenden Morgen zu einer gewiſſen Stunde, mit dem Zuſatze, daß er ihm dann etwas Sonderbares zeigen wolle.

Der Engländer fand ſich zur beſtimmten Zeit ein, und der Kammerdiener ſtellte ihn hinter eine Glasthüre, durch welche man in das Schlafzimmer des Oberſten ſehen konnte. „Was Sie hier ſehen werden, ſagte der Kammerdiener, geſchieht jeden

Morgen auf die nämliche Art.“ Nun gieng er, ſeinen Herrn zu wecken. Dieſer ſprang aus dem Bette, knieete nieder, und verrichtete ſein Gebet. Hierauf ließ er ſich in ſeiner völligen Uniform ankleiden, ſetzte den Uniformhut auf, und ſteckte den Degen an die Seite. Der Kammerdiener entfernte ſich, kehrte aber augenblicklich mit einem ſilbernen Teller zurück, auf welchem ein Piſtol lag, das er ſeinem Herrn darreichte. Der Oberſt öffnete das Fenſter, ſchoß das Piſtol ab und ſagte: „Karl dem Zwölften zu Ehren!“ Nachdem dieß geſchehen war, mußte der Kammerdiener ihn wieder auskleiden. Der Engländer wurde vorgelaſſen, der Oberſte bewirthete ihn mit einem Frühſtück und unterhielt ſeinen Gaſt auf eine ſehr intereſſante Weiſe.

Kaufmänniſcher Spekulationsgeiſt.

Ein junger Lyoner, jetzt ein reicher und angeſehener Kaufmann, reiste von etwa vierzig Jahren in Geſchäften eines Handlungshauſes nach Spanien, und hatte zufällig mit einem jungen Engländer Geſellſchaft gemacht, der in gleichen Geſchäften dieſelbe Straſſe reiste. Dieſer Engländer hatte Proben von Hüten bei ſich, die er Jedermann vorzeigte, und zu neun Franken das Stück zu liefern verſprach.

Der Lyoner, der ſich auf dieſen Handelszweig recht gut verſtand, konnte nicht begreifen, wie man ſo ſchöne Caſtorhüte ſo äuſſerſt wohlfeil verkaufen könne; denn neun Franken ſchienen ihm kaum zwei Drittel des wahren Werths zu betragen. Schon oft hatte er deshalb den Engländer um Erläuterung gebeten, der aber immer auswich. Endlich öffnete eines Tages der Wein ihm den Mund, und er erzählte, wie das Ding zugieng. In London hatte man nämlich erfahren, daß in dem Theile von Spanien, wohin ſie reisten, zwei Hutfabriken etablirt worden waren, welche in kurzer Zeit durch ihren Fleiß ſich ſehr emporgeſchwungen hatten: der Engländer war deshalb abgeſchickt worden, um dieſe Fabriken zu Grunde zu richten. Die engliſche Regierung nämlich munterte durch anſehnliche Prämien zu folgendem artigen und einfachen Manoeuvre auf: „Wir verkaufen, ſagte der Engländer, während zweier oder dreier Jahre Hüte, die fünfzehn Franken werth ſind, für neun. Es iſt unmöglich, daß die neuen Fabriken, die ſich ſelbſt überlaſſen ſind, und keine Unterſtützung von der Regierung genießen, dieſe Koncurrenz lange aushalten; ſie müſſen zu Grunde gehen. Dann vermehren wir von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat den Preis unſrer Hüte. Deßhalb werden doch keine neuen Fabriken wieder entſtehen, denn das Schickſal der erſten ſchreckt ab. Wir bleiben alſo im ausſchließenden Beſitz dieſes Handlungszweiges;

in fünf oder ſechs Jahren fordern wir zehn Thaler für das, was wir jetzt für neun Franken verſchleudern. So holen wir unſern Verluſt gar bald wieder ein, der ohnehin von der Regierung größtentheils getragen wird."

Körperſtärke.

Ein mecklenburgiſcher Landmann, Jonas, war im ganzen Lande als ein ungemein ſtarker Mann bekannt. Ein Thüringer, der in dieſe Gegend gerieth, nahm ſich, im Vertrauen auf ſeine Stärke, vor, ihn aufzuſuchen, und ſich mit ihm zu meſſen. Der Thüringer kam vor ſein Haus, ſah vom Pferde über die Hofmauer hinweg, einen Mann Holz ſpalten, und fragte: „Wohnt hier der ſtarke Jonas?" — Keine Antwort! Er ſtieg darauf vom Pferde, öffnete die Pforte, führte das Pferd hinein, und band es an die Mauer. „Höre, Jonas, ich will mich mit dir verſuchen" ſprach der Thüringer. Jonas, nach weggelegter Axt, ergreift den Thüringer, und wirft ihn ſogleich über die Mauer zurück. Nach einer halben Stunde, in der ſich der Thüringer, der anfangs das Aufſtehen vergeſſen hatte, wieder erholt ſah, rief er über die Mauer: „Lieber Jonas!" — „Was giebts?"

ſprach dieſer. — „Lieber Jonas, ſagte der Thüringer: ſey doch ſo gut, und ſchmeiß mir auch mein Pferd herüber.“

Ein merkwürdiger Prämientarif.

Sonſt hielt man gewöhnlich geſunde Glieder für ein unſchätzbares Gut; ſeitdem die Holländer aber den Werth derſelben ſo genau taxiren, wird man eines beſſern belehrt. Die Generalſtaaten publicirten nämlich im Jahr. 1781., bei Gelegenheit des gegen die Engländer zu eröffnenden Kriegs folgenden Prämientarif für diejenigen, welche im Seedienſte Schaden leiden würden.

Für den Verluſt	beider Augen zahlten ſie	1500	Gulden
— — —	des einen Auges —	350	—
— — —	beider Arme — —	1500	—
— — —	des rechten Armes —	450	—
— — —	des linken — — —	350	—
— — —	beider Hände — —	1200	—
— — —	der rechten Hand —	350	—
— — —	der linken — — —	300	—
— — —	der beiden Beine —	700	—
— — —	des einen Beins —	350	—
— — —	beider Füße — —	450	—
— — —	des einen Fußes —	200	—

Eine Mordgeſchichte,

durch einen Affen entdeckt.

Die Beiſpiele ſind nicht ganz ſelten, daß Hunde ihrem Herrn noch nach ſeinem Tode getreu blieben, und Entdecker ſeiner Ermordung wurden. Daß aber auch andere Thiere dieſes Geſchäfte einer rechtmäßigen Rache auf ſich nahmen, davon ſind die Erfahrungen weit ſeltener. Um ſo merkwürdiger iſt die Begebenheit, die ſich im Jahr 1794. in Ungarn zutrug.

Ein Mann, der ſeinen dürftigen Lebensunterhalt durch die armſeligen Künſte einiger Affen erwarb, zog mit dieſen Thieren durch einen dichten großen Wald. Unverſehens überfielen ihn hier Räuber, und tödteten ihn mit ſeiner ganzen thieriſchen Geſellſchaft; nur ein einziger derſelben war noch ſo glücklich zu entkommen. Tags darauf gieng ein Jäger in ziemlicher Entfernung von jenem gefahrvollen Orte durch den Wald, erblickte den geretteten Affen auf einem Baume, und wollte an ihm ſeine Geſchicklichkeit verſuchen. Schon hatte er ſein Gewehr zum Schuß angelegt, als der Affe, ohne von der Stelle zu weichen, eine ſo wehmüthig bittende Gebärde annahm, daß er den Jäger wirklich zum Mitleiden bewog. Er zog ſein Gewehr wieder ab, nahte ſich dem Baume, und in eben dem Augen-

blicke ſprang ihm der Affe auf die Achſel, liebkoſete und ſchmeichelte ihn.

Der Jäger ließ dieß geſchehen, und ſetzte ruhig und langſam mit ſeinem neuen Gefährten die Wanderung fort. Doch jetzt, nach einer langen Weile, ward er plötzlich in ſeiner bisherigen Sorgloſigkeit geſtört, denn der Affe ſprang ſchnell von ſeiner Schulter, lief wie raſend ein Stück Wegs im Buſch hinein, und jammerte und ſchrie, daß der ganze Wald wiederhallte. Der Jäger, dadurch in Verwunderung geſetzt, folgte dem Geſchrei: aber wie erſchrack er, als er den Affen bei einem blutigen Leichname ſitzen fand, um welchen rings herum andere todte Affen lagen. Was hier vorgegangen ſey, errieth er leicht, doch hier zu verweilen, fand er nicht rathſam. Er packte daher hurtig ſeinen Wegweiſer auf die Schulter, hielt ihn feſt, verdoppelte ſeine Schritte, und faßte den Entſchluß, im nächſten Städtchen die Geſchichte vor Gericht anzuzeigen. Er erreichte daſſelbe ohne weitere Abentheuer, führte ſeinen Vorſatz aus, und gieng dann in die Schenke. Ohngefähr eine halbe Stunde mochte er in der Schenke geſeſſen haben, als ein ganz gut gekleideter Mann zur Thüre herein trat. Ihn ſehen und mit der grimmigſten Wuth auf ihm losſpringen, war eines bei dem Affen. Ruhig hatte bisher das Thier geſeſſen, immer noch gleichſam tiefſinnig, keinen Menſchen beleidiget. Dieſen packte

es mit dem ſichtlichſten Zorne an, und konnte kaum von ihm losgeriſſen werden. Dieſes fiel dem Jäger auf; er ſchickte nach Gerichtsdienern; der Fremde ward verhaftet. Man forſchte und unterſuchte genauer. Ehe noch ein paar Stunden verliefen ergab es ſich, daß dieſer Verhaftete der Anführer einer Räuberbande ſey, die den Affentreiber gemordet hatte.

Der ſeltene Dieb.

In St Petersburg wurde 1796. ein Dieb getödtet — wegen einer bloßen Vermuthung, die auf ihm ruhte. Das ſcheint ungerecht, und doch fand die That allgemeine Billigung. Der Diebſtahl war auf keine andere Weiſe zu entdecken, als wenn man den vermuthlichen Thäter tödtete. Dazu kam, daß dieſer Todtſchlag anderweitig von den wohlthätigſten Folgen war. Er widerlegte einen andern Verdacht, der auf den wahrſcheinlichſten Gründen beruhte, der auf keine andere Art zu widerlegen war, und vielleicht nie widerlegt worden wäre, wenn nicht ein glücklicher Zufall auf den wahren Urheber des Diebſtahls, und auf den Entſchluß ihn zu tödten, geführt hätte.

Alles dieſes iſt räthſelhaft. Es wird aber klar, durch die Geſchichte ſelbſt, die dieſe Bemerkungen veranlaßte.

Ein Goldarbeiter in St. Petersburg hatte eine Anzahl Diamanten von verſchiedener Größe und Schönheit gekauft. Indem er aber beſchäftigt war, ſie auszuſuchen, rief man ihn zu Tiſche. Er verließ ſein Arbeitszimmer, ohne die Diamanten bei Seite zu legen, weil er ſicher zu ſeyn glaubte, daß ſich in ſeinem Hauſe niemand daran vergreifen würde, und jedem Fremden von auſſen der Zugang verſperrt war. Bei der Rückkehr in ſein Arbeitszimmer macht er aber die unerwartete Entdeckung, daß neun Diamanten von zwei bis drei Karat verſchwunden ſind. Beſtürzt über dieſe Entdeckung theilt er ſie ſeiner Familie und ſeinen Hausgenoſſen mit. Alles läuft herbei, um zu ſuchen, zu ſehen und aufzuräumen. Allein alles iſt vergebens; die Diamanten finden ſich nicht! Dieß bringt den Goldarbeiter auf einen Verdacht, den er zwar ungern faßt, der ſich ihm aber doch zu ſehr aufdringt, als daß er ihn unterdrücken zu können glaubt.

Ein Jüngling, der zwei Jahre den Unterricht des Goldarbeiters mit dem beſten Erfolg genoſſen hatte, und der eben ſo viel Jahre als Geſell unter ſeinen Augen arbeitete, war durch das Zimmer, wo die Diamanten lagen, und das in die Werkſtatt führte, gegangen — auſſer ihm keiner. Wer konnte

ſich daher der vermißten Diamanten bemächtigt haben, als eben der? — Für ſeine Unſchuld ſprach freilich ſehr viel: ſeine gute Erziehung, ſein bisher eben ſo gutes Betragen, ſeine Arbeitſamkeit, ſein Fleiß, ſeine Entfernung von allen verführenden Geſellſchaften, ſein eingezogenes Leben, ſeine Bemühungen, ſich in der Gunſt ſeines Lehrherrn immer feſter zu ſetzen, ſeine bisher verdachtloſe Treue, die ihm das ganze Zutrauen dieſes Mannes erworben hatte, und ſo ſehr erworben hatte, daß er ihn zum Aufſeher der andern Arbeiter machte, und daß ſchon oft die koſtbarſten Steine durch ſeine Hände gegangen waren. Eben ſo ſehr ſchien dieſen Jüngling die Vermuthung, daß er, wenn er auch den Entſchluß zum Diebſtahl gefaßt hätte, ihn nicht zu dieſer Zeit, bei der Gegenwart ſeines Lehrherrn, in ſeinem Hauſe und an einem Orte, wo er ſo leicht ertappt werden könnte, würde gewagt haben, von allem Verdacht zu befreien. Auf der andern Seite waren auch nicht wenig ſtarke Gründe wider ihn. Er konnte jetzt eben in üble Geſellſchaften gerathen, und zu dieſem Schritte durch Andere verführt worden ſey; er konnte vielleicht die Flucht haben nehmen wollen, und war früher, als er es vermuthete, überraſcht worden. Kein Fremder hatte ſich, ohne bemerkt zu werden, in das Zimmer ſchleichen können, und keiner war bemerkt. Wie ließ ſich daher die Unſchuld des Jünglings denken! Menſchenhände

mußten doch den Raub gewagt haben und keine an-
dere als die ſeinigen hatten ſich in dieſem Zimmer
beſchäftigen können; Gründe genug, den Verdacht
gegen ihn für wahrſcheinlich zu halten.

Dem Goldarbeiter blieb alſo nichts weiter übrig,
als dem Jünglinge das, was er vermuthen mußte,
zu entdecken. Er hört dieſe Vermuthung eben ſo
beſtürzt, als jener beim Verſchwinden ſeiner Dia-
manten geweſen war. Hohe Röthe färbt ſein Antlitz.
Der Verdacht wird dadurch vermehrt, und doch war
dieſe Erröthung, die ſonſt das Bewußtſeyn der Ver-
ſchuldung zu begleiten pflegt, dießmal ein trügliches
Kennzeichen. Der Gedanke: durch jene Vermuthung
eines Verbrechens beſchuldiget zu werden, deſſen
Strafbarkeit der Jüngling ganz fühlte, das er im-
mer verabſcheuet hatte, und in dieſem Augenblicke
gewiß noch mehr verabſchenete; die Ueberzeugung,
die er von ſeiner Unſchuld hatte; die Unmöglichkeit,
ſich wider den Verdacht, der auf ihn fiel, zu recht-
fertigen, da alle Umſtände ihn zu beſtätigen ſchienen:
alles dieß ſtürmte ſo ſehr auf ihn ein, daß er ſeine
Faſſung verlor, und bei der aufwallenden Hitze ſei-
nes Bluts eine unwillkührliche Erröthung nicht ver-
meiden konnte. Wie begreiflich wird dieß nicht,
wenn man ſich in ihm, wie er wirklich war, einen
Jüngling denkt, der bisher den beſten Ruf hatte,
mit dem ſein Lehrherr vollkommen zufrieden war,
der ſich nie zu einer ſchändlichen That erniedriget

hatte, immer mehr die Freude ſeiner Eltern ward, und nun auf einmal ſeinen guten Ruf verloren, ſein Glück zertrümmert und ſich unſchuldig mit Schande und Verachtung bedeckt ſieht.

Noch iſt jeder, am meiſten der betrübte und niedergeſchlagene Jüngling, in Verlegenheit und Unruhe. Endlich wird man auf eine Erſcheinung aufmerkſam, bei der man faſt immer gleichgültig war.

Ein Huhn, dem man die Freiheit erlaubte, ſich, wo es wollte, aufzuhalten, kroch aus dem Winkel, in den es ſich verborgen hatte, hervor. Der unſchuldige Jüngling erinnert ſich von einem Diebſtal geleſen zu haben, den man auch einem Unſchuldigen zur Läſt legte, und den ein Rabe begangen hatte. Bei dieſer ihm ſo willkommenen Erinnerung, dringt ſich ihm der Gedanke auf, daß dieſes Huhn die Rolle des Räubers könne geſpielt haben, und, vielleicht durch den Glanz der Steine angelockt, den Verſuch gemacht hätte, ſie mit ſeiner gewöhnlichen Koſt zu vertauſchen. Sein geſunkener Muth erhebt ſich wieder, und er fängt an zu hoffen, daß er ſeine Unſchuld werde retten können. Er entdeckt ſeine Vermuthung; man findet ſie nicht ungegründet, beſchließt den Tod des Huhns, ergreift es, und ſieht als es geſchlachtet war, daß es der Dieb geweſen ſey, der die Diamanten verſchluckt, und ſie noch in ſeinem vollgefüllten Kropfe aufbewahrt habe.

Jedermann war froh über dieſe Entdeckung, aber niemand mehr als der gerettete Unſchuldige. Ohne den Zufall, daß das Huhn noch in dem Zimmer war, wo es den Raub begangen hatte, und zu eben der Zeit, da man den Verluſt der Diamanten gewahr wurde, ſeinen Winkel verließ, wäre die Unſchuld des Jünglings vielleicht nie entdeckt worden. Der Verdacht des Diebſtahls hätte immer auf ihm gehaftet, und wenn er auch nicht zu einer gerichtlichen Unterſuchung gezogen worden wäre, ſo würde er doch den unwiderlegbaren Vorwurf der Verſchuldung getragen haben, und von den Meiſten für eben ſo ſtrafbar gehalten worden ſeyn, als wenn er über dieſem Raub wirklich ertappt worden wäre. — So wird die Unſchuld oft unvermuthet gerettet, ſo ſiegt ſie oft da, wo ihr Sieg beinahe unmöglich zu ſeyn ſchien.

Der Quäker und der Räuber.

Ein Quäker, der auf der Heerſtraſſe nach London ritt, wurde unfern der Stadt von einem berittenen Räuber angefallen. Er mußte ihm ſein Geld ausliefern, und weil ſein Pferd ſehr gut war, ſo beſtand der Räuber darauf, daß er mit ihm tauſchen ſollte. Nun hatte der Quäcker des Räubers Pferd

unter ſich, und ritt auf demſelben ganz gelaſſen nach der Stadt. Ganz ſicher brachte es ihn, da er es nach eigenem Willen gehen ließ, nach einem Stalle, wo Pferde gehalten und gefüttert werden. „Ihr kennt doch dieſes Pferd?“ ſagte der Quäker zum Stallknecht, wie er abgeſtiegen war. „Wie, ſoll ich's nicht kennen, erwiederte dieſer, es gehört ja Herrn N. zu.“ — „Wo wohnt denn Herr N. gleich?“ fragte der Quäker. — „In der und der Straſſe, war die Antwort, die Nummer des Hauſes iſt 65.

Der Beraubte gieng ſogleich dahin, und fand eine Frau zu Hauſe, die ihm ſagte: ſie erwarte ihren Mann erſt des Abends ſpät. Am folgenden Morgen verfügte er ſich unverzüglich zu ſeinem neuen Bekannten, der aber von der Treppe herabkam, wie er in's Haus trat. Sie kannten einander ſogleich. „Sey nicht beſtürzt, redete der Quäker den blaß werdenden Schurken an; du weißt, Freund, daß du geſtern neun Pfund dreizehn Schilling bei mir borgteſt; du wirſt ſie mir gewiß ſogleich wieder geben. Auch muß ich dir geſtehen, daß dein Pferd, welches du gegen das meinige vertauſchteſt, mir gar nicht gefällt, du wirſt daher mir ſagen, wo du es hingebracht haſt, damit ich's wieder hole; das deinige hab' ich in deinem alten Stall in gute Verwahrung gegeben.“

Geld und Pferd erhielt der Quäker ſogleich zurück, und der Räuber bat flehentlich, ihn nicht anzugeben. „Nein, erwiederte dieſer, das werd ich nicht thun, denn ich müßte vor Gericht ſchwören, und Gott zum Zeugen anrufen, daß du ein Spitzbube biſt, aber das verbietet mir meine Religion.“

Die engliſchen Wagehälſe.

Zu Alexandrien, dieſer berühmten Handelsſtadt in Egypten, ſieht man, auſſer verſchiedenen andern Ueberbleibſeln von dem prächtigen Kunſtwerken des Alterthums, auch noch die Säule des Pompejus*).

*) Dieſer Pompejus war ein ſehr tapferer römiſcher General, der dem römiſchen Staate 15 große Königreiche erfochten, der 2000 Schlöſſer, 900 Städte und 800 Schiffe erobert, dabei noch ein furchtbares Heer von Seeräubern bezwungen, und der römiſchen Kammer einen Schatz von 20 Millionen erbeutet hat. Dieſer Thaten wegen hieß er der Große. Er lebte im Jahr der Welt 3870. Nachdem er beinahe von der ganzen bekannten Erde angebetet worden war, gerieth er mit dem gleichfalls berühmten Römer Cäſar in einen ſehr blutigen Krieg, in welchem der tapfere Mann verrätheriſcher Weiſe ſein Leben verlor.

Die ehrwürdige Reliquie, die ohne Zweifel aus den Zeiten des Pompejus ſelbſt herrührt, iſt wegen ihrer Höhe, wegen ihrer Schönheit und wegen des Zuſtandes, worin ſie ſich jetzt noch befindet, gleich bewundernswürdig: denn ſie hält hundert und zehn Fuß, beſteht, das Fußgeſtelle ausgenommen, aus einem Stück, iſt vortrefflich gearbeitet, und hat durch die Verwüſtungen der Zeit in den beiden Jahrtauſenden, die ſie nun erlebt hat, faſt gar nichts verloren. Nur vom Fußgeſtell, das zwanzig Fuß hoch iſt, und aus einem Granitfelſen beſteht, hat dann und wann ein Verehrer des Alterthums ein Stückchen abgeſchlagen, um einen Theil dieſer ehrwürdigen Antike zu beſitzen; von dem Kapital aber wurde, vor etwa zwanzig Jahren, von einigen engliſchen Schiffkapitains ein Schnörkel auf eine Art abgebrochen, die ſchwerlich ein Leſer errathen wird.

Dieſe Engländer, deren Schiffe im Hafen vor Alexandrien lagen, hatten einſt etwas mehr, als nöthig war, getrunken. Unter den Poſſen, die die Weinbouteille erzeugt hatte, kam auch der ſeltſame Einfall zum Vorſchein, ans Land zu fahren, und auf der Säule des Pompejus — einen Punſch zu trinken.

Kaum war dieſe muthwillige Grille zu Markt gebracht, ſo fiengen unſere Zecher im Ernſte an, ihr die möglichſte Wirklichkeit zu geben. Sie ließen ſich den Punſch, den ſie auf der Säulenſpitze zu

trinken gedachten, verfertigen, fuhren, mit allen übrigen zu dieſer Luftreiſe nöthigen Geräthſchaften verſehen, ans Land, und kamen bei der Säule an. Lange betrachteten ſie die Thurmhöhe derſelben, und eben ſo lange beherzigten ſie auch den Einfall, als endlich der luſtige Kopf, der ihn zum Beſten gegeben hatte, auch ein Mittel zur Ausführung vorſchlug. Er ließ nämlich einen papiernen Drachen, mit dem auch ſchon die egyptiſchen Knaben zu ſpielen wiſſen, aus der Stadt holen.

Unterdeſſen war das Gerücht von dieſer Unternehmung in der Stadt verbreitet worden, und dem Stadthalter hatte man ſogar gemeldet, die Engländer hätten nichts Geringeres im Sinn, als die Säule niederzureiſſen. Gleichwohl beſaß dieſer Türke ſo viel Welt, daß er den engliſchen Herren nichts als alles Gute zutraute, denn er ließ ihnen höflich melden: er kenne den Patriotiſmus der Engländer viel zu gut, als daß er ſie für fähig halte, des Pompejus Ueberbleibſel zu beſchädigen.

Jezt kam der Drache, und wurde ſo glücklich über die Säule hinüber geworfen, daß der Faden dieſer Maſchine, als ſie auf der andern Seite niederfiel, oben auf den Schaft liegen blieb. Hiemit war alſo das vornehmſte Hinderniß gehoben, denn man befeſtigte einen zwei Zoll dicken Strick an das eine Ende des Fadens, fieng an dem andern Ende, wo der Drache war, behutſam an zu ziehen, und

bekam auf dieſe Art richtig den Strick über die Säule. Nun hielten einige ſtarke Männer das eine Ende des Stricks feſt, und vermittelſt des andern kletterte ein kühner Matroſe glücklich hinauf. In weniger als einer Stunde verfertigte der Mann eine Strickleiter, an welcher die ganze Zechgeſellſchaft unbeſchädigt hinaufſtieg. Alle Zuſchauer waren in der größten Erwartung, zu ſehen, wo denn wohl die kletternde Geſellſchaft Platz zum Stehen bekommen würde, denn von unten kam es den Augen vor, als ob kaum zwei Menſchenfüße Raum genug auf der Spitze hätten. Allein es fand ſich zum größten Erſtaunen der zahlreichen Menge, daß acht Perſonen ſehr bequem oben ſtehen konnten. Die ſeltſamen Zecher ſtellten ſich in Poſitur, und genoſſen ihren Punſch unter mancherlei ausgebrachten Geſundheiten, die von dem Jauchzen des Volks beantwortet wurden.

Eben ſo merkwürdig, als dieſer Einfall ſelbſt, war auch das beſondere Glück der Punſchgenoſſen; denn keinem Einzigen von ihnen begegnete ein Unfall, da doch der kleine, platte, von keinen Schranken eingefaßte Raum, beim erſten Blick von dieſer beträchtlichen Höhe herab, ſchon jedem Nüchternen, wie viel mehr einem Berauſchten, den fürchterlichſten Schwindel drohen muß. Der einzige Schade, der ſich zutrug, traf die Säule ſelbſt; denn beim Heruntersteigen der Zecher ſtürzte der oben er-

wähnte Schnörkel herab, welchen die Engländer nachher einer engliſchen Dame, als eine koſtbare Reliquie, verehrten.

Ein Hund,

der den Glauben verleugnet.

Nach der Einnahme von Paris, im Frühling 1814., wurde einem preuſſiſchen Korps die reiche und wohlgebaute Stadt Ypern in Flandern zur Kantonirung angewieſen. Den bigotten Einwohnern erſchien jeder Proteſtant als ein verlornes Schaf. Stand man ſich mit ſeinem Wirthe gut, gefiel man ihm, ſo wurde man recht innig bedauert, daß man doch nie in den Himmel kommen könne, ſondern, wenn auch nicht in der Hölle, doch ewig im Fegfeuer braten werde. Lachte man darüber, und meinte, man gienge lieber gar nicht hinein, ſo ſchlug der Katholik ein Kreutz, und ſeufzte tief. Gefiel man ihm aber nicht, ſo fand er den Grund, daß man ein Taugenichts ſey, denn man war ja ein Ketzer. Selbſt das ſchöne Geſchlecht, ſonſt gegen die fremden Krieger ſehr zuvorkommend, machte hierin keine Ausnahme. Obgleich die Preuſſen ſich bald an die Finſterniß ihres Glaubens gewöhnten, und durch die

Gefälligkeit der Einwohner mit ihrer Intoleranz verſöhnt wurden, ſo fiel es ihnen doch ſehr auf, als ſie dieſe Unduldſamkeit ſogar gegen Thiere ausgedehnt ſahen.

Ein merkwürdiges Beiſpiel davon lieferte ein ſehr vornehmer Bürger in Ypern. Dieſer Mann beſaß einen wunderſchönen Jagdhund, der gern oder ungern jeden Freitag mit der ganzen Familie faſten mußte. Dieß läßt ſich erklären, da es überhaupt an dieſen und ähnlichen Tagen in der Familie kein Fleiſch giebt. Nun aber mußte ſein Herr wohl glauben, daß der Hund durch die Sitte, am Freitag zu faſten, endlich ſo weit mit ſeiner Erkenntniß des Guten vorgerückt ſey, es überhaupt für unſchicklich, ja für gottlos zu halten, an genanntem Tage Fleiſch zu begehren. Sein ſpäteres Benehmen rechtfertigt wenigſtens dieſe Vermuthung. Er bekam nämlich einen Officier in's Quartier, der nicht Luſt hatte zu faſten, ſondern ſich jeden Tag Fleiſch ausbat. Es wurde ihm bewilliget, wenn gleich mit Grauen und Entſetzen.

Der Hund riecht nicht ſo ſchnell den Braten, als er ſich auch ſchon wedelnd einfindet und begierig über ein Stück Fleiſch herfährt, das ihm der Officier gedankenlos zuwirft. Da läßt die Familie vor Schrecken Meſſer und Gabel fallen. Dieſe Vergeſſenheit der Pflicht und des Anſtandes empört den Wirth. Zürnend blickt er auf ſeinen Liebling nie-

der, der ſolchen Frevel begangen, und eben ſo zornig auf ſeinen Gaſt, der den Schwachen dazu verführte. „Jetzt geh mir aus den Augen, ruft er dem mit ganz andern Dingen beſchäftigten Tiras zu — mein Herr, er ſey Ihnen geſchenkt, denn ich kann ihn nun nicht mehr behalten.“ Der Officier, der bald bemerkte, daß es ſein bitterer Ernſt ſey, bedankte ſich vielmals. So kam der arme Hund in preuſſiſche, gottloſe Hände. Er wurde recht eigentlich des Landes verwieſen, wobei er allerdings gewann, weil es der Hunde Art nicht iſt, zu faſten und ſich zu kaſteien. Nach des Wirthes Meinung, gieng er zum Proteſtantismus über. Daß man jetzt überall in Ypern die Jagdhunde zu verführen ſuchte, verſteht ſich, doch ohne Erfolg, wahrſcheinlich der vielen ſpöttiſchen Bemerkungen wegen, die über dieſen, vielleicht zur Ehre des Katholicismus einzigen Fall, gemacht wurden.

Ein paar Schwänke

von Jonathan Swift.

Der berühmte Dechant zur Kirche des heiligen Patricius in Dublin, Jonathan Swift, war bekanntlich ein großer Meiſter in der Satire, und ein höchſt ſeltſamer, launigter Menſch im Um-

gange. Er kam oft nach London, und ward beſonders in dem Hauſe des Lord Berkeley ein willkommener Gaſt. Die Gattin deſſelben, eine fromme Dame, unterhielt ſich gerne mit ihm, und bediente ſich ſeiner auch zuweilen als ihres Vorleſers. Swift hatte daran wenig Gefallen, und das Vorleſen ward ihm beſonders dann zuwider, als die Wahl der Dame auf Bayle's Betrachtungen fiel, ein Buch, an dem er durchaus keinen Geſchmack finden konnte. Die Gräfin aber fand es ſo vortrefflich, daß ſie den Wunſch äuſſerte, Swift möchte es ihr von Anfang bis zu Ende vorleſen.

Ein fatales Geſchäfte für den armen Vorleſer! Eine zeitlang plagte er ſich, um der Gräfin gefällig zu ſeyn; endlich aber gab ihm der Unmuth einen Schwank ein, der ihn von der unverträglichen Arbeit auf eine gute Weiſe unfehlbar befreien mußte. Er ſchrieb eine Betrachtung über einen Beſenſtiel, verſchaffte ſich heimlich das Buch der Gräfin, um ſeinen Aufſatz hinein zu heften, und ließ es unbemerkt wieder an ſeinen Platz bringen.

Als Swift kurz darauf wieder zu der Gräfin kam, bat ſie ihn, er möchte ihr wieder eine Betrachtung aus ihrem Lieblingsautor vorleſen. Swift benahm ſich dabei wie gewöhnlich, ſchlug mit dem größten Ernſte das Buch auf, und las die Ueberſchrift: Betrachtung über einen Beſenſtiel. — Lady Berkeley ſtutzte über dieſen

ſeltſamen Titel, und wiederholte etwas verwundernd: Eine Betrachtung über einen Beſenſtiel? Das iſt ja ein ſonderbarer Gegenſtand? — doch, es iſt zum bewundern, was dieſer geiſtvolle Verfaſſer für nützliche und lehrreiche Bemerkungen über die geringſten, und dem Anſcheine nach trivialſten Dinge zu machen weiß. Laſſen Sie uns doch hören, was er ſagt.“

Swift ſetzte ſich nun in die Faſſung einer unerſchütterlichen Gravität, und in demſelben feierlichen Tone, worin er die vorigen Betrachtungen abgeleſen hatte, fieng er jetzt an zu leſen:

„Dieſen kahlen Stock, den ihr nun unrühmlich in jenem verlaſſenen Winkel liegen ſeht, den ſah ich ehemals in einem blühenden Zuſtande den Wald verſchönern; er war voll Saft, voll Blätter, voll Zweige, da jetzt die geſchäftige Kunſt der Menſchen umſonſt der Natur nacheifert, indem ſie jedes Bündel verdorrter Reiſer an ſeinem ſaftloſen Stamme befeſtiget. Er ſey höchſtens nur noch umgekehrt, was er war: ein Baum, das Unterſte zu oben, die Zweige nach der Erde zugekehrt und die Stellung ſeiner Wurzel in die Luft. Jede ſchmutzige Hand greift ihn an, um ihn zu einer knechtiſchen Arbeit zu führen, und durch eine Art von Eigenſinn des Schickſals wird er beſtimmt, andere Dinge rein zu machen, und ſelbſt immer ſchmutzig zu ſeyn. Endlich in den Händen der Dienſtmägde, abgenutzt bis auf den Stumpf, wird er entweder auf die

Gaſſe geworfen, oder man zieht noch dieſen Vortheil von ihm, daß man ihn zum Feuermacher braucht. Wenn ich dieß betrachte, preßt ſich ein Seufzer aus meiner Bruſt, und ich ſage zu mir ſelbſt: Wahrlich, der Menſch auf Erden iſt ein Beſenſtiel! Die Natur ſendet ihn geſund und kraftvoll in die Welt; er ſteht da in einem blühenden Zuſtande, das Haupt bedeckt mit Haaren, dieſen eigentlichen Zweigen unſrer mit Vernunft begabten Pflanze, bis das Beil der Unmäßigkeit ſeine grünenden Zweige ausgehauen hat, und er nun daſteht, wie ein verdorrter Stamm. Dann nimmt er ſeine Zuflucht zu der Kunſt, und ſetzt ſich eine Perücke auf, ſtolz auf einen natürlichen Buſch Hare, ganz bedeckt mit einem Staube, den ſein Haupt nicht hervorbrachte. Und nun wenn hier unſer Beſenſtiel auftreten und ſich brüſten wollte mit ſeinen Birkenraube voll Unrath, ſey dieſer Unrath auch Kehricht aus dem Zimmer der ſchönſten Dame, würden wir ihn nicht lächerlich finden und ſeiner Eitelkeit ſpotten? Was ſind wir doch für partheyiſche Richter über unſere eigene Vortrefflichkeiten und anderer Leute Fehler!"

„Aber ein Beſenſtiel, antwortet ihr vielleicht, iſt ja das Ebenbild eines Baumes, welcher auf dem Kopfe ſteht. Gut, iſt der Menſch etwas anders, als ein Burzelbaum-Gemächte? Seine thieriſchen Kräfte regieren die vernünftigen; er geht mit ſeinem

Kopfe, den er auf der Erde ſchleppt, und läßt ſeine Ferſen ruhen. Und dennoch mit allen ſeinen Gebrechen wirft er ſich als einen allgemeinen Verbeſſerer und Wiederherſteller auf; er will alle Mißbräuche abſchaffen, alle Beſchwerden auf die Seite räumen, ſucht, ſammelt Unrath zuſammen aus allen Winkeln der Natur, zieht verborgene Schändlichkeiten an das Licht, erregt einen ungeheuren Staub, wo dergleichen vorher nie geſehen wurde; er ſteckt tief in allen Verderbniſſen, die er wegzufegen ſich das Anſehen giebt. Seine letzten Tage bringt er in der Knechtſchaft von Weibern, und der ſchlechteſten zu, bis er, abgenutzt bis auf den Stumpf, wie ſein Bruder Beſen, entweder auf die Gaſſe geworfen, oder zum Anzünden eines Feuers, woran Andere ſich wärmen, gebraucht wird."

Lady Berkeley war für ihren Lieblingsſchriftſteller ſo eingenommen, daß ſie nicht allein während dieſer Vorleſung ohne allen Verdacht blieb, ſondern ſogar mehrmals ihre Verwunderung zu erkennen gab, wie dieſer auſſerordentliche Mann ſolche ſchöne moraliſche Bemerkungen über einen ſo unbedeutenden Gegenſtand zu machen wiſſe. Es mag Swiften Mühe genug gekoſtet haben, nicht die Faſſung zu verlieren; er behielt ſie aber ſo vollkommen, daß in der Gräfin auch nicht die entfernteſte Ahnung von dem Streiche, den er ihr geſpielt hatte, rege ward.

Bald darauf wurde Geſellſchaft angemeldet, und Swift, der voraus ſah, was geſchehen würde, machte ſich unter dem Vorwande eines Geſchäftes bei Seite. Lady Berkeley, voll von den Gedanken der Vorleſung, brachte gleich die Rede auf die unvergleichlichen Betrachtungen des Bayle, die ſie bis in Himmel erhob. „Aber ſo eben las mir der Doctor eine vor, die mich mehr als alle andern in Erſtaunen geſetzt hat.“

Einer aus der Geſellſchaft fragte: von welcher Betrachtung die Rede ſey? — Sie antwortete in der größten Unbefangenheit: „Ich meine die vortreffliche Betrachtung über einen Beſenſtiel.“

Die ganze Geſellſchaft ſah ſich hier insgeſammt einander etwas verwundert an, und hatte Mühe, das Lachen zu verbeiſſen. Alle verſicherten, ſie hätten von einer ſolchen Betrachtung noch niemals etwas gehört. „Auf mein Wort, ſagte die Gräfin, da liegt das Buch; ſchlagen Sie auf und überzeugen Sie ſich.“ Das Buch wurde aufgeſchlagen, und man fand wirklich die Betrachtung, aber von Swifts Handſchrift. Nun brach ein allgemeines Gelächter aus, und die Gräfin, da die erſte Beſtürzung vorüber war, lachte mit. „Was der Schalk, ſagte ſie, mir für einen häßlichen Streich geſpielt hat! Aber er kann nun einmal nicht anders, als er muß ſeiner Laune den Zügel ſchießen laſſen.“

So gieng dieſe Sache auf eine gute und fröhliche Weiſe zu Ende, und Swift wurde nie wieder gebeten, aus den Betrachtungen vorzuleſen.

Da Swift dem Aberglauben und Betrug von Herzen gram war, ſo verfolgte er auch die ſogenannten Zauberer, die Gaukler und Taſchenſpieler, die in London und Dublin ihr Unweſen trieben, mit der Geißel ſeiner unerſchöpflichen Satire. Dieß that er unter andern in folgender Ankündigung, die, obgleich ſchon vor mehr als hundert Jahren geſchrieben, noch immer leſenswerth iſt. Sie lautet alſo:

Wunder über alle Wunder, darob ſich je die Welt gewundert hat.

Sämmtlichen hochgeehrten Standesperſonen und Einwohnern.

Kund und zu wiſſen, wasmaaßen in dieſer guten Stadt Dublin der berühmte Künſtler Johann Immanuel Scholz angelangt iſt, der, zum größten Erſtaunen und zur Zufriedenheit aller Zuſchauer, nachbeſchriebene wunderſame Vorſtellungen geben wird, dergleichen hier zu Lande noch nie gegeben worden.

I. Er macht eine Stange Eiſen glühend, und läßt ſolche alsdann, im Beyſeyn aller Zuſchauer, in eine Pulvertonne ſtoſſen, ohne daß das darin befindliche

Pulver Feuer fängt. N. B. Zum Beweiſe, daß kein Betrug bei dieſem Verſuche obwaltet, will er ſelbſt nicht einmal dabei zugegen ſeyn, ſondern überläßt es einem jeden ſeiner geehrten Zuſchauer, ſolchen zu veranſtalten.

II. Er läßt einen Herrn aus der Geſellſchaft eine beliebige Kugelbüchſe mit Pulver und zwölf bleiernen Kugeln anfüllen, und ſolche unter die Zuſchauer, wo ſie am dickſten ſtehen, abfeuern, ohne daß ſelbige einen Schaden dadurch leiden, indem die Kugeln hinter ihnen in die Wand fahren.

III. Er zieht einem Zuſchauer deſſen eigenen Degen aus der Scheide, und durchbohrt ihn damit, ſo daß alle Anweſende deſſen blutige Spitze aus ſeinem Rücken hervorragen ſehen. Hernach zieht er den Degen wieder heraus, wiſcht ihn ſauber ab, und giebt ihn dem Eigenthümer zurück, der dadurch auf keine Weiſe verletzt wird.

IV. Er nimmt einen Keſſel voll ſiedenden Oels, und ſchüttet ſolches kellenweiſe auf die anweſenden Frauenzimmer, ohne weder ihrem Anzuge noch ihrer Haut dadurch zu ſchaden.

V. Er nimmt ein anweſendes zwei- oder ſechsjähriges Kind vornehmer Eltern, giebt dem Vater oder der Mutter deſſelben einen Spies in die Hand, hebt darauf das Kind in die Höhe und ſteckt es auf

den Spies, woran es zum unausſprechlichen Vergnügen aller Zuſchauer eine zeitlang zappelt, bis es endlich herabgenommmen wird, ohne daß auch nur deſſen Kleid ein Loch bekommen hätte.

VI. Er ſteht vorn auf der Bühne, und wirft auf die unter ihm ſitzenden Zuſchauer eine Menge Steine und Blöcke herab, die wie Flaumfedern auf ſie fallen, und nicht einmal ein Härchen oder einen Kopfputz verrücken.

VII. Er erſucht einen Herrn von Stande, auf ein Gerüſt zu ſteigen, läßt ihn ſeine Schuhe ausziehen, und erſucht ihn ſodann neun Fuß tief auf ein Brett hinunter zu ſpringen, das mit ſechs Zoll langen eiſernen Stacheln beſetzet iſt, ohne daß er Gefahr läuft ſeine Füße oder auch nur ſeine Strümpfe dadurch zu zerreiſſen.

VIII. Er legt beſagtes Brett über einen Stuhl, und nöthiget eine Dame ſich darauf zu ſetzen, und eine andere Dame auf ihren Schooß zu nehmen. Erwähnte Stacheln dringen aber doch ſo wenig in das Geſäß der untern Dame, daß ſie ſolcher vielmehr wie ein ſammtenes Küſſen bedünken werden.

IX. Er nimmt den Bedienten einer anweſenden Herrſchaft, ſchlingt einen Strick um deſſen bloſſen Hals, zieht ihn an demſelben vermittelſt einer Winde bis unter den Boden des Schauſpielhauſes

hinauf, und läßt ihn ſo lang hängen, als deſſen Herrſchaft oder ſämmtliche Zuſchauer Belieben tragen. Beſagter Bediente hält, zur Bewunderung und zum Vergnügen aller hohen Anweſenden, in einer Hand einen Krug mit Bier, in der andern eine Tabackspfeife. Wenn er wieder herunter gelaſſen wird, erblickt man keine Spur des Schreckens an ſeinem Halſe.

X. Er erſucht ein Kammermädchen, ihren Finger in ein Gefäß zu tauchen, das eine klare, dem Waſſer ähnliche Flüſſigkeit enthält. Alsbald werden ihr Geſicht und ihre Hände ſo runzlicht als ob ſie achtzig Jahre alt wäre; ihr Unterleib ſchwillt ihr auf, als ſollte ſie augenblicklich in Wochen kommen; und ihre Beine werden ſo dick wie Mehlſäcke. Kaum aber taucht ſie ihren Finger in ein anderes Gefäß, ſo wird ſie wieder ſo jung und hübſch wie vorher.

XI. Er erlaubt einem der anweſenden Herrn, vierzig große Pfoſtennägel einem Kutſcher in's Geſäß zu treiben, ſetzt dieſen alsdann auf einen magnetiſchen Stuhl, und läßt beſagte Nägel dergeſtalt wieder ausziehen, daß der Kutſcher nicht den geringſten Schmerzen empfindet.

XII. Er zieht einem Dutzend anweſender Herren und Damen eine beträchtliche Anzahl Zähne aus, wirft und ſchüttelt ſolche in einen Hut unter einander, läßt ſich darauf die Augen verbinden, und

ſetzt, ohne hinzuſehen, jedem die ihm gehörigen Zähne vollkommen gut wieder ein.

XIII. Er drückt verſchiedenen kunſtliebenden Herren und Damen mit ſeinem Zeigefinger und Daumen die Augen aus, ohne daß ſie den geringſten Schmerz dabei empfinden, ſondern vielmehr eine unſägliche Menge ſchöner Farben erblicken, und nachdem ſie ſich daran hinlänglich ergötzt haben, ſetzt er ihre Augen wieder in die leer gebliebenen Höhlungen ein, und ſie ſehen ſo gut als zuvor.

XIV. Er giebt einem Herrn aus der Geſellſchaft eine Maaß geſchmolzenes Blei zu trinken, und ſchickt ſelbigem darauf einen Trunk nach, welchen er ſelbſt vorher koſtet. Vermöge deſſelben wird, vor aller Zuſchauer Augen, das ſiedende Blei durch die Gedärme des beſagten Herrn laufen, ohne ihm den mindeſten Schaden zuzufügen, und ſich zuletzt den hochgeehrteſten Anweſenden in Geſtalt eines Kuchens präſentiren.

Er verrichtet ſonſt noch mancherlei Wunderkünſte, deren Anführung der Raum nicht geſtattet. Er hat die Ehre gehabt, ſich bereits vor den meiſten Kaiſern, Königen und Fürſten in ganz Europa, mit ungemeinem Beifall, ſehen zu laſſen.

Da ſein uneigennütziger Wunſch iſt, dem hohen Publikum gefällig zu ſeyn, ſo ſpielt er ſo oft,

als er auf eine zahlreiche Geſellſchaft von Zuſchauern rechnen kann.

Der Schauplatz iſt auf dem Viehmarkt.

Die Preiſe ſind doppelt ſo hoch als im Schauſpielhauſe.

N. S. Die beſten Geiger in der Stadt werden bei ſeinen Vorſtellungen aufgeigen.

Mißverſtändniß.

Auf einer Maſkerade erkannte ein Jude einen jungen Lüſtling, der ihm viel, unter andern auch eine goldene Kette abgeborgt hatte, — ſich aber dann gar nicht wieder ſehen ließ. Dieſe goldene Kette trug er eben in dieſer Charaktermaſke. Der Iſraelit wollte ſich gerade ſeines Eigenthums verſichern, und es verſammelten ſich eine Menge Maſken umher, ob des Lärmens. Ein Hamlet, unbekannt mit dem Vorgange, hielt dieß Zuſammentreffen der Anweſenden für die beſte Gelegenheit, ſein Deklamatoriſches Licht leuchten zu laſſen. Er drängte ſich durch, und begann pathetiſch; „Seyn, oder nicht ſeyn, das iſt hier die Frage!“ — „Mai, ſchrie der Jude, der nur an ſeine Kette dachte, da is noch was zu fragen, ſie is nit ſein!“

Der Lüftſegler.

Als Garnerin, der kühne Luftſegler, in Frankfurt am Mayn der ſtaunenden Menge das merkwürdige Schauſpiel ſeiner Kunſt zeigte, war der Circus mit der Bürgerwache umgeben. Garnerin wurde durch ein Geſchäft, kurz vor der Luftfahrt, noch einmal abgerufen. Als er wieder in den Kreis und zum Ballon treten wollte, ließ in die Wache nicht paſſiren. „Mais je suis Garnerin," ſagte er, um ſich Eingang zu verſchaffen. „Nichts da, erwiederte der Schulternde, ich glaub' es ihm wohl, daß er gern herein möchte.

Amtlicher Beſcheid.

Ein Amtmann H. zu K. erſtattete Bericht über vielfach erlittenen Schaden vom Sturmwinde. Die Regierung beſchloß alſo: „Es wäre der Amtmann auf das neue Decret zu verweiſen, ihm aufzugeben, ſeine Vorrichtungen möglichſt zu beſchleunigen, und demnächſt ſeinen Windſchaden zu eröffnen." Aus Nachläßigkeit und ſtumpfſinniger Unwiſſenheit des Kanzelliſten erhielt aber der Amtmann zu K. folgenden wörtlichen Beſcheid in Abſchrift: „Wäre

der Amtmann auf das neue Secret zu verweiſen, und ihm aufzugeben, ſeine Verrichtungen möglichſt zu beſchleunigen, und demnächſt ſeine Windladen zu eröffnen.

Beſtrafte Pedanterie.

Zu dem pedantiſchen Profeſſor H. in G., der beſonders die Aufwartung in ſchwarzen Kleidern ſehr gut leiden konnte, kam ein dortiger Student in Pantalons. Nach kurz abgemachtem Geſchäfte betrachtete ihn der Profeſſor und ſagte: „Ey, Sie haben ja wohl ſehr weite Beinkleider an?“ — „Ja,“ antwortete der Student.

Profeſſor. Sie ſind wohl jetzt Mode?

Student. Ja, Herr Profeſſor.

Profeſſor. Aber zu honetten Perſonen geht man wohl darin nicht?

Student. Nein.

Die Bedingung.

Bei einem Aufzuge, den die Schneidergilde in Marburg hielt, ſuchten die Vorſteher um die Vergünſtigung nach, bei der Feierlichkeit ſich mit Degen ſchmücken zu dürfen. Der Prorector ertheilte die Erlaubniß, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Degen auf der rechten Seite angeſchnallt werden müßten.

Abfertigung.

Hinter einer Dame von ſchlanker Geſtalt, deren Geſicht aber durch die Pocken ſehr verdorben war, giengen zwei Officiere auf der Promenade. Als ſie ſich von ungefähr umkehrte, und die Kriegshelden ihr Geſicht ſahen, ſagte der eine halblaut: „Auf der hat der Teufel Erbſen gedroſchen.“ — „Und Sie waren die Flegel,“ entgegnete raſch und mit ſehr lauter Stimme das Frauenzimmer.

Ein neuer Titel.

Einſt lebte in D. ein Mann, der das Wind= und Zugofenweſen gut verſtand, damit aber eine vorherrſchende Titelliebe verband, und fortgeſetzt eine betitelte Hofſtelle für ſeine Kunſt ſuchte. Es gelang ihm endlich durch ein flehentliches Memorial an Sr. Majeſtät, auf den Antrag, daß er dem Könige auf ſeinen Reiſen nützliche Dienſte leiſten könnte, wenn etwa hie und da, beim Einkehr in einer Herberge, ein Ofen rauchte. Es werde ihm dann ein leichtes ſeyn, durch Verſchneiden der Röhren, Hülfe zu leiſten. Auf dieſe Bitte ertheilte ihm der König eine Stelle in ſeinem Reiſegefolge mit dem Prädikat eines Hof= Reiſe= Ofen= Röhren= Rauchloch = Verſchneiders. Wem dieſer Titel zu lang dünkte, der nannte den Mann kurzweg: „Hof= Reiſe=Verſchneider.“

Die Menſchenrechte.

Einige Buchhändler wurden hart beſtraft wegen des Verkaufs von Paine's Büch über die Menſchenrechte. „Nun, ſagte Jemand, es giebt keine zu harte Strafe für diejenigen, die ſich erdreiſten, die Menſchenrechte zu verkaufen.“

Eitelkeit.

Ein Kaufmann ließ ſich, auf Antrieb ſeiner eiteln Frau, den Titel Kommiſſionsrath ertheilen. Einige Tage darauf ſpielte die dadurch befriedigte Frau mit ihrem Kätzchen auf dem Schooße, ſtreichelte es, und ſagte: „Ach, du biſt doch mein liebes Mietzchen, und ich bin deine liebe Frau Kommiſſionsräthin.

Zurechtweiſung.

Ein Diener lud einen Herrn zum Mittageſſen bei ſeiner Herrſchaft ein. Ich werde die Ehre haben aufzuwarten," ſagte der Geladene. „Ich bitte um Entſchuldigung, ſagte der Diener, Sie mißverſtehen mich: Ich werde aufwarten, Sie aber ſpeiſen."

Mißgriff.

Eine Frau geringer Abſtammung, deren Gatte ſich für Geld den Titel eines Geheimen Kommerzienrathes gekauft hatte, und die ſich ach! ſo gerne Frau Geheime Kommerzienräthin anreden hörte, meinte, recht beſcheiden zurück zu treten, wenn ſie in einer anſehnlichen Geſellſchaft gutmüthig erklärte: „Ich bitte machen Sie doch nicht ſo viele Umſtände, und nennen Sie mich kurzweg: Frau Geheime Räthin."

Der Spaßmacher.

Zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges lebte in N. ein luſtiger Kopf. Sein nächſter Nachbar war ein Barbier. Als nun, durch Mißverſtändniß, einſt ein Franzöſiſcher Officier in des erſten Haus kam, um ſeines Bartes entledigt zu ſeyn, hieß ihn Herr S. ſich niederſetzen, und ſeifte ihn auf kunſtgerechte Weiſe ein. Dann aber ſprach er zu ihm: „Sie belieben ſich nun in das nächſte Haus zu verfügen, mein Herr; ich ſeife die Kunden ein, und mein Nachbar hat das Raſiren übernommen.“

Großſprechereien, Gaſkonaden und Hyperbeln.

Als Kaiſer Karl der Fünfte im Jahr 1540. zu Paris war, fragte er den König Franz den Erſten, welches die ſchönſte Stadt in ſeinem Reiche ſey? „Die Stadt Orleans,“ antwortete der König. Darüber verwunderte ſich der Kaiſer, Franz aber antwortete: „Paris iſt keine Stadt, ſondern eine Welt.“

Der Marſchall Baſſompierre ließ ſich von einem Officier einen Bericht ſeiner Heldenthaten

machen. Unter andern ſagte dieſer, daß er in einem Seegefechte dreihundert Menſchen auf einem einzigen Schiffe umgebracht habe. „Und ich, ſagte der Marſchall, als ich in der Schweiz war, kroch durch einen Kamin, um eine ſchöne Nachbarin zu beſuchen.“ Der Officier behauptete, daß es nicht möglich ſey, weil in dieſem Lande keine Kamine wären. „Ey, mein Herr, erwiederte der Marſchall, ich habe Sie dreihundert Menſchen auf einem Schiffe umbringen laſſen; laſſen Sie mich in der Schweiz nur ein einzigesmal durch ein Kamin kriechen, um zu einer ſchönen Frau zu gelangen.“

„Ich wollte lieber, daß Gott im Himmel, als, daß Herzog Georg geſtorben wäre!“ ſagte der Herzog Heinrich von Braunſchweig, als ihm die Nachricht von dem Hinſcheiden Herzogs Johann geworden war, eines erklärten Gegners der Reformation.

Als die Königin Anna den engliſchen Thron beſtieg, befand ſich unter den Glückwünſchenden auch der Marquis von Normandy, ein Begünſtigter der Königin. Seine Wünſche waren ſo ausgeſucht und überboten, daß die Königin um Antwort verlegen war. Sie kühlte ſich daher endlich mit dem Fächer und ſagte: „Es iſt ſehr warm.“ — „Es kann nicht anders ſeyn, gnädige Monarchin, verſetzte der Marquis, denn ſo lange die Welt ſteht,

hat die Sonne noch nie ſo in England geſchienen, als eben jetzt.“

Ludwig der Vierzehnte hielt Heerſchau über ſeine Truppen im Lager bei M. Ein Gaſkogner verlor ſeinen Hut; ſein Hintermann durchſtach denſelben, hob ihn ſo auf, und gab ihn ſeinem Eigenthümer zurück. „Bei meiner Ehre, ſagte dieſer, ich wollte lieber, du hätteſt mir den Leib durchſtochen, als den Hut.“ Der König hörte dieſe Worte, ließ den Gaſkogner vor ſich kommen, und fragte ihn um die Urſache dieſes ſeltſamen Wunſches. „Sire, ſagte er, ich habe wohl Kredit bei dem Wundarzte, aber bei keinem Hutmacher.“

Herr de Col, ein bekannter Aufſchneider, hatte eine Reiſe nach Rußland gemacht, und erzählte bei ſeiner Zurückkunft mit unnachahmlicher Dreiſtigkeit, die Kälte ſey ſo arg geweſen, daß ihm hinter Petersburg die Augen zugefroren wären, und er ſolche erſt in Moſkau durch Ueberſchläge von lauer Milch habe aufthauen konnen.

Als der Kardinal von Retz, der ſich den Unwillen Ludwigs des Vierzehnten zugezogen hatte, wieder begnadiget wurde, und zum erſtenmale vor dem Könige erſcheinen durfte, fiel er ihm zu Füßen. Der König, ihn aufhebend, ſagte: „Sie haben gebleichte Haare.“ — „Sire, antwortete Retz, das iſt die natürliche Folge, wenn man

das Unglück hat, bei Ew. Majeſtät in Ungnade zu fallen."

Man erzählte in einer Geſellſchaft, daß Jemanden vor Schrecken in einer Nacht alle Haare grau geworden ſeyen. „Das iſt nichts, erwiederte ein Anweſender, mir wurde einmal vor Angſt in einer Minute die Perücke weiß."

Zu Paris ſprach ein Gaſkogner auf der Straſſe mit einem Bürger, und rühmte ihm die Schärfe ſeines Geſichts. „So wahr ich ehrlich bin, ſagte er zu ihm, ich ſehe von hier, dort oben auf dem Thurme, eine Maus laufen." — „Ich ſehe ſie wohl eben nicht, gab ihm der Bürger zur Antwort, aber ich höre ſie trappen."

„Sehen Sie einmal, ſagte A. zu B, dort oben auf dem Thurmknopfe ſitzt eine Fliege!" — „Ja, ſagte B., ich ſehe ſie, und noch mehr, ſie gähnt eben und hat einen hohlen Zahn im Munde."

Ein Herr von P. gedachte, ſein zerrüttetes Vermögen durch eine erkleckliche Heirath wieder herzuſtellen. Er vernahm, ein entfernter Bekannter ſeines Vatrrs habe eine mannbare Tochter, nicht ohne reiche Ausſteuer. Er beſchloß, ohne ſie näher zu kennen, eine Reiſe dahin, und ſie um jeden Preis zu gewinnen. Johann, ſein alter Diener und Begleiter, wurde belehrt, alles Seinige ja recht zu loben, alles herauszuſtreichen und zu übertreiben, ſo weit er's vermöchte, wornach man ihn auch dort

fragen würde. Johann verſprach das möglichſte zu thun. Von P. verfolgte den angelegten Plan mit Lebhaftigkeit, und nach Wochen ſchmeichelte er ſich mit der Gewährung ſeines Wunſches bei Vater und Tochter. Gelegentlich fragte man auch den Diener nach allem, und er machte der erhaltenen Anweiſung Ehre. Zufällig hatte von P. eben ein kleines Geſchwür am Munde, welches, bei allen Heilmitteln, nicht gleich weichen wollte. „Sag er mir doch, Johann, fragte das Fräulein, was hat denn ſein Herr an der Lippe?" — „Ey, das iſt noch gar nichts, verſetzte Johann, und, eingedenk des Befehl, alles zu übertreiben fügte er hinzu: auf dem Leibe ſollten Sie ihn erſt ſehen, da iſt ein Schorf!" Das Fräulein erſchrack, und verlor alle Luſt, dem Herrn von P. ihre Hand zu geben.

Ein Edelmann rühmte in einer Geſellſchaft: er ſey in einem Tage von Utrecht bis Cölln, alſo 25 Meilen, auf Schlittſchuhen gelaufen. Als die Hörer lachten, ſagte ſein Diener: „Aber es war in den längſten Tagen!"

Ein Reiſender erzählte, daß er alle vier Theile der Welt durchſtrichen habe, und unter den Seltenheiten, hier und da, habe er zu Darmſtadt eine angetroffen, deren noch kein Schriftſteller Erwähnung gethan. Dieſes Wunder ſey eine Kohlſtaude, ſo groß und hoch, daß unter einem Blatte fünfzig bewaffnete Reuter ſich ganz bequem in Schlachtord-

nung ſtellen, und eine Evolution machen konnten. Einer der Zuhörer hielt die Sache für ſehr merkwürdig und ſagte mit der größten Gelaſſenheit, daß er auch gereist, und bis nach Japan gekommen ſey, wo er mit der größten Verwunderung mehr als dreihundert Kupferſchmiede an einem großen Keſſel arbeiten geſehen habe; fünfhundert Menſchen ſteckten inwendig darin, und mußten ihn glatt machen. — „Wozu ſollte denn dieſer ungeheure Keſſel?“ fragte der Reiſende. „Ohne Zweifel wollte man den Kohl darinnen kochen, von dem Sie uns erzählten,“ war die Antwort.

Auf einem abgelegenen Dorfe verſah ein Bergmann das Geſchäft des Raſeurs. Nun mußte aber unſer Chirurg in Erbſchaftsangelegenheiten auf einige Zeit verreiſen. Welche Noth mit den Bärten, da er der einzige Kunſterfahrne war! Zumal der Amtmann und der Pfarrer waren faſt in Verzweiflung. Endlich kam der ſehnlich Erwartete zurück, und man erzählt, daß der Amtmann, um ſeiner recht froh zu werden, ſich gleich am erſten Tage dreimal habe barbiren laſſen.

„Sprechen Sie nicht von Ihren Heldenthaten, ſagte ein Aufſchneider; meine Matratzen ſind blos von den Knebelbärten derjenigen geſtopft, welche ich mit eigener Hand in die andere Welt geſandt habe.“

Einfälle.

Ein Fürſt gab allen ſeinen Räthen eine Gaſtung. „Welche anſehnliche Zahl von Räthen!“ bemerkte jemand in ihrem Kreiſe; gleichwohl fehlt noch der rechte Rath,“ ſetzte er hinzu. — „Welcher denn?“— Der Vorrath!

Der Verfaſſer eines ſehr beliebten Werks fragte einen Freund: was er dem Kritiker thun ſollte, der ſeine Schrift ſo übel mitgenommen habe? — „Wirf ihm dein Buch an den Kopf!“ antwortete dieſer.

Ein alberner Lederhändler hatte ſich über ſeine Hausthüre einen maſſiven Ochſenkopf zum Schilde fertigen laſſen, mit der Unterſchrift: Gottlieb Friedrich Trautmann.

„Ich war jüngſt eine Woche lang auf dem Lande,“ bemerkte der ſtolze Arzt Hennvill zu London. „Es hat auch ſchon in den Zeitungen geſtanden,“ bemerkte darauf ein Anderer. „In welchen Ausdrücken?“ fragte der geſchmeichelte Arzt. „Ich kann dienen; hier iſt die Stelle wörtlich: Vergangene Woche waren in London und Vorſtädten ein hundert und vierzig Beerdigungen weniger.“

Ein katholiſcher Prieſter begegnete einem Soldaten, und begrüßte ihn mit den einfachen Worten: „Gott geb' euch Frieden!“ Der Soldat antwor=

tete: „Und euch nehme er das Fegfeuer, ſo ſind wir alle beide Bettler.“

In einem Verein von Tonkünſtlern wurden, bei der Tafel, Geſundheiten ausgebracht. „Mozart ſoll leben!“ rief Einer. Ein Anderer verſetzte ſchnell: „Still, ſtill, laßt uns unſ're Geſundheit trinken! Mozart wird länger leben als wir.“

Der junge Graf N. pflegte ſeine vielen Gläubiger immerfort, im Tone ernſten Verſprechens, auf künftige Zahlungstage hinzuhalten. Dabei bemerkte ein Freund ſeines Hauſes: Es wäre ja zu bedauern, wenn das Glück einen ſo vielverſprechenden jungen Herrn vernachläßigen ſollte.

In einer Erzählung von einer ſehr dürftigen Kindbetterinn heißt es: „Die arme Mutter hatte für ihr neugebornes Kind kein anderes Bad, als — ihre Thränen.“

Ein armer Sünder wurde gefragt, ob er alles das begangen hätte, weſſen er bezüchtigt würde? — „Ja, ſagte er, ich ſündigte noch mehr; ich ließ mich ergreifen.“

Einem Juden, der zur Richtſtätte geführt wurde, rief einer ſeiner Glaubensgenoſſen zu: „Nun Glück auf den Weg, Itzig!“ — „Werd's brauchen,“ replicirte der Reiſende.

Ein Geiſtlicher wurde zu einer alten kargen Dame gerufen, die unter andern klagte, ſie ſey an

den Augen krank, und ſehe alles doppelt: „O, ſagte er, ſo zählen Sie doch geſchwind Ihr Geld.

Es nannte jemand das Kartenſpiel einen Langweilſchirm, Parennui, (nach einem vom Regenſchirm gebildeten Wort).

Ein anderer ſagte: Jugendjahre ſind, wie die Vorreden zu Büchern. Das Buch enthält oft ganz andere Dinge, als jene verſprachen, und hoffen ließen.

Ein ſtolzer, verdienſtloſer Adelicher wurde einſt beſchämt, als jemand bemerkte: Wer ſich auf die Verdienſte ſeiner Vorfahren ſtütze, gleiche den Erdäpfeln (Kartoffeln), deren nützlichſter Theil in der Erde liege.

„Dieſe Bäume ſind doch ſehr ſchnell herangewachſen,“ bemerkte Jemand in einem Garten. „Bedenken Sie aber auch, ſagte der Andere, daß nichts zu thun haben.“

„Ach, es regnet mir in's Maul!“ ſagte ein kleiner Junker zu ſeinem Lehrer. „Machen Sie es zu,“ entgegnete dieſer. „Ja, es hilft wirklich,“ verſetzte ſtracks der Zögling.

Ein junger Menſch war ſo unwiſſend, daß er ſeinen Namen nicht ſchreiben konnte. „Was mache ich denn?“ fragte er einſt, als er nothwendig eine Schrift mit ſeinem Namen unterzeichnen ſollte.“ Je nun, antwortete ein Spötter, machen Sie nur Null und ein Kreuz:“ OX. (Ochs).

„Keine Roſe ohne Dornen!“ ſagte Eliſe, als man in Geſellſchaft, wegen ihres Ausſchlags am Munde, ſie bedauerte.

Ein Verſchuldeter lag auf dem Sterbebette. „Ach, ſeufzte er vor ſeinem Arzte, lebte ich nur ſo lange, um meine Schulden bezahlen zu können!“ — „Herr, verſetzte der Arzt, wollen Sie denn ewig leben?“

„Wenn mein armer Mops ſtirbt, ſagte einſt eine vornehme Frau, ſo mag ich auch nicht mehr leben, denn er iſt mein wahres Ebenbild.“

„Nein, ſagte ein junger Kaufmann beim Schachſpiele, als der Andere ſich weigerte, um Geld zu ſpielen; nein, auf meine Ehre, intereſſant bin ich nicht!“

„Wär' es möglich, die Afrikaner zu civiliſiren?“ fragte Jemand. O ja, war die Antwort, denn ich kenne mehrere Neger, die ſchon fluchen, lügen und Eide brechen, wie die Europäer.“

Man fragte einen Irländer, warum er ſeine Strümpfe verkehrt angezogen habe: „Auf der andern Seite waren Löcher,“ ſagte er.

„Wir ſind ja ganz eins, ſagte eine Gattin zu ihrem Gatten, der ſich über ſie beklagte: du willſt Herr im Hauſe ſeyn, und das will ich auch.

Ein Mann, gewöhnlich ſchmutzig gekleidet, fragte, um auf einen Maſkenball zu gehen und da

nicht erkannt zu werden, was er anziehen ſollte? — „Ein neugewaſchenes Hemde," war die Antwort.

Man ſtritt in einer Tiſchgeſellſchaft über das Alter der Welt. Einer, der dem Streite ruhig zugehört hatte, endigte ihn mit den Worten: „Ich, meines Orts, glaube, daß die Welt einer bejahrten Coquette gleicht, welche ihr Alter zu verbergen ſucht."

Jemand, der witzig ſeyn wollte, hatte den Einfall, zu behaupten: „Der Herr Stadtſchreiber in N. könne *nicht* ſchreiben und *nicht* leſen — und hatte Recht.

„Welchen Begriff verbindet ihr mit ber Dreieinigkeit?" fragte der Richter den Bauer Kurz, als er ihn zu einem Eide vorbereiten wollte? „Je nun, ſagte dieſer, ſie ſtehen alle drei für einen Mann."

Im Gedränge eines Schauſpielhauſes wurde ein Herr von Jemand geſtoſſen. Erboßt nannte er ihn einen Bauer. „Sie irren ſich, ſagte der Geſchimpfte ſchnell; ich bin kein Bauer, aber ein Vieharzt, und — gern, wenn Sie ohne mein Verſchulden verwundet wären — heilte ich Sie umſonſt."

S 23/1 1855

8 Kr

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

/ Fleischmann, Friedrich, / Voltz, Johann Michael,

Historische Merkwürdigkeiten in Erzählungen und Anekdoten Zur Lehre und Unterhaltung für die gebildete Jugend

Bd.: 1

Nürnberg (1822)

H.misc. 368 v-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10739835-4